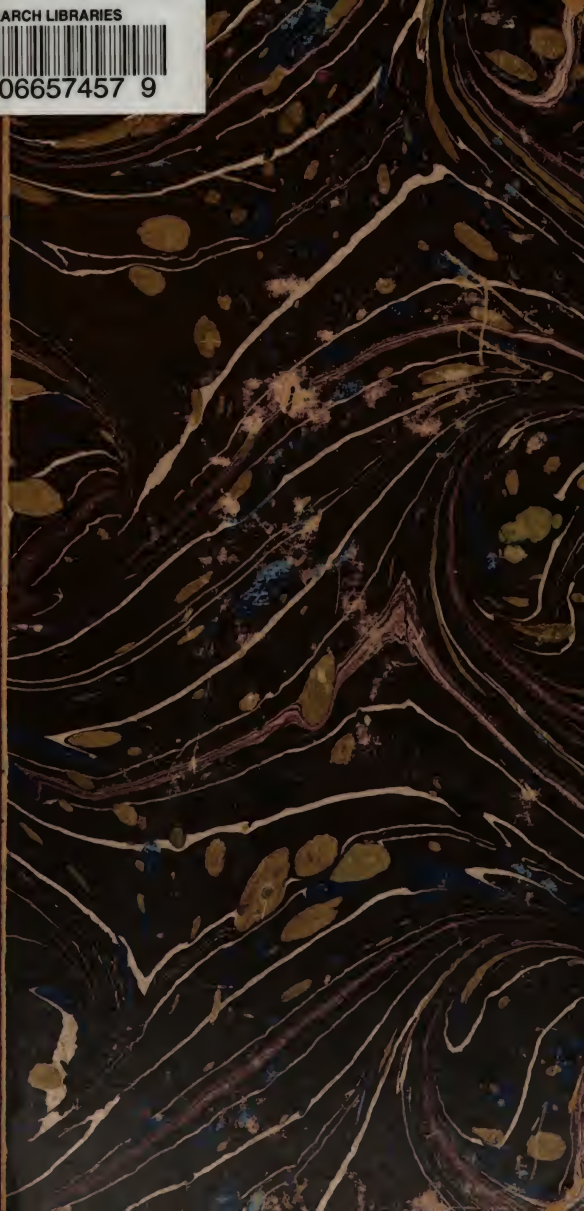


NYPL RESEARCH LIBRARIES



3 3433 06657457 9



Berlin - Social life, 1903.



OTTO HARRISOWITZ

Tr. an



Berliner Bilder

Hundert Momentaufnahmen

von

Johannes Trojan

Berlin

G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung

1903

30/502

Grote'sche Sammlung
von
Werken zeitgenössischer Schriftsteller.

Achtzigster Band.

Johannes Trojan, Berliner Bilder.

Berliner Bilder

Hundert Momentaufnahmen

von

Johannes Trojan

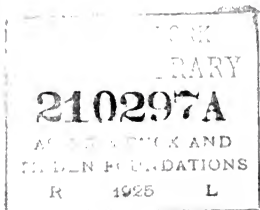
Zweite Auflage

Berlin

G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung

1903

HS4



Das Recht der Übersetzung bleibt vorbehalten.

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Vorwort



Diese hundert Berliner Bilder sind eine Auswahl von Momentaufnahmen, die ich in den letzten Jahren für die National-Zeitung gemacht habe. Dabei war ich darauf bedacht, das auszuwählen, was Aussicht zu haben schien, für einige Zeit noch Interesse zu behalten.

Die Aufnahmen sind meist auf der Straße gemacht. Man geht so hin, da fällt einem dies und das von selbst in die Augen, oder es kommt einem auch vor, als würde man von jemand, der unsichtbar neben einem herschreitet, angestoßen mit den Worten: „Sieh, das ist gut aufzunehmen!“ Wenn die Aufnahme, für die bekanntlich ein verschwindend kleiner Teil einer Sekunde genügt, gemacht ist, dann handelt es sich darum, das Bild rasch zu entwickeln, weil es sonst bald undeutlich wird, sich verschleiert oder auch ganz verschwindet. So habe ich denn auch das Entwickeln gewöhnlich schon auf der Straße vorgenommen, und dabei ist man einigen Mißlichkeiten ausgesetzt von der Art, wie sie dem begegnen, der auf den Weg nicht achtet, weil er seine Gedanken anderswo hat. Man biegt auch in einem Stadttrevier, in dem man sich wohl auskennt, in eine falsche Straße ein und aus dieser wieder in eine falsche Straße, ohne es zu merken. Oder

avr. 9 July 1925

man geht in ein unrichtiges Haus und steigt in diesem so viel Treppenstufen empor, als überhaupt da sind, bis man seinen Irrtum gewahr wird. Dann ist es einem sehr lieb, wenn man beim Hinuntersteigen keinem begegnet, der einen fragen könnte: „Was haben Sie hier zu suchen?“ Das alles ist nicht schlimm, schlimmer stellt sich die Sache, wenn man Radfahrer in die Gefahr bringt, einen umzuradeln. Plötzlich vernimmt man einen in überaus unmutigem Tone gehaltenen Ausruf, und hurtig zur Seite springend gewahrt man einen Radler, der einen mit ingrimmigen Worten anschnauzt. Lange vernimmt man sein Bünnen nicht, weil er rasch davonsaust, so lange er aber noch zu sehen ist, bemerkt man, daß er wieder und wieder sich umdreht und schimpft. Das nimmt man nicht weiter übel und verdenkt es ihm nicht. Wenn man ehrlich ist, muß man sich ja doch sagen, man ist wirklich schuld daran gewesen, daß er sich einer großen Unannehmlichkeit ausgesetzt gesehen hat.

So sind diese Momentaufnahmen gemacht, entwickelt und fixiert worden, um endlich vervielfältigt zu werden. Der sie gemacht hat, wird sich freuen, wenn er zu hören bekommt, daß eine oder die andere gelungen sei. Freut sich doch jeder Photograph, wenn ihm gesagt wird: „Das Bild ist ähnlich.“

Berlin, im August 1903.

Johannes Trojan.

Berliner Bilder

I

Nur für Herrschaften!

Nur für Herrschaften! ruft gewöhnlich dem Eintretenden ein Anschlag an der Bordertreppe unserer Häuser in Berlin W. zu. Es macht mich jedesmal verstimmt, wenn ich das lese. Es hat etwas Brohiges und Aufreizendes an sich, und ich persönlich mache mir aus dem Titel „Herrschaft“ gar nichts. Aber in Berlin ist das Wort „herrschaftlich“ sehr beliebt; „herrschaftliche Wohnungen“ werden vorzugsweise solche genannt, die mit einem Schein von Bornehmtheit ausgestattet sind, mit Marmor aus Stuck, mit Holzgetäfel aus Papier und anderer lieblicher Augenverblendung. Das stolze Wort „herrschaftlich“ genügt nicht einmal, man hat davon eine greuliche Steigerung „hochherrschaftlich“ gebildet, die in das Gebiet des groben Sprachunfugs fällt. Wie gesagt, ich mag das Wort „Herrschaft“ nicht, und ich sage mir: selbst wenn man einen gewissen Sinn damit verbindet, ist es im einzelnen Fall schwer zu entscheiden, wer zur Herrschaft gehört und wer nicht. Frei-

lich brauchte ich mir deshalb keine Sorge zu machen, denn im Hause habe ich nicht darüber zu entscheiden, sondern der Portier, dessen Sache es ist, „Herrschaften“ vorn hinaufzulassen, Nicht herrschaften auf die Hintertreppe hinzuweisen. Aber trifft der Portier auch immer das Richtige? Ist er Menschenkenner genug, um zwischen „Herrschaften“ und solchen Personen, die es nicht sind, unterscheiden zu können? Nein, in den meisten Fällen ist er es nicht. Lediglich nach einigen äußeren Merkmalen richtet er sich und urteilt danach. Schnorrer und noch viel schlimmere Leute läßt er ruhig vorn hinaufspazieren, wenn sie nicht ganz zerlumpt sind und nichts in der Hand haben als einen Stock oder Regenschirm. Kommt aber einer, der ein Paket trägt oder sonst etwas, aus dem anzunehmen ist, daß er den „arbeitenden Massen“ angehört, und will vorn hinauf, so stürzt der Portier sich auf ihn wie ein Berserker und schleift ihn nach der Hintertreppe. Man läßt manchmal einen Mann vorn hinaus aus Bequemlichkeit oder um es ihm leichter zu machen, wenn er etwas zu tragen hat, weil die Hintertreppe häufig steil ist, und man denkt, vielleicht sieht es der Portier nicht, aber er sieht es doch und wütend kommt er heraufgestürzt, um sich über Verletzung der Hausordnung zu beklagen. Wieviel Lärm und Unruhe entsteht dadurch im Hause! Man kam früher ohne so rigorose Bestimmungen in Bezug auf die Benutzung der beiden Treppen aus. Daß diejenigen, die in den hinteren Räumen der Wohnung zu tun haben, die

Hintertreppe benutzen, ist ja selbstverständlich. Ein endloser Korridor pflegt in den neuen „herrschaftlichen“ Häusern von Berlin W. die Vorderräume, wo die „Herrschaft“ sich aufhält, von der Küche und dem hinteren Eingang zu trennen, was von hinten heraufkommt, entzieht sich fast gänzlich der Kontrolle der Hausfrau. Aus diesem Grunde hat alles, was mit dem Gesinde zu tun hat oder sich zu tun macht, schon von selbst ein großes Interesse daran, die Hintertreppe zu benutzen. Deshalb hat der Portier es gar nicht nötig, so sehr peinlich auf die Beobachtung der Treppenordnung zu halten. Er zeigt sich aber meistens überaus strenge darin. In einem Hause des Westens, in dem ich wohnte, wurden meine eigenen Kinder, wenn sie zum Bäcker geschickt waren und mit Brot zurückkehrten, vom Portier angehalten und von der Vordertreppe weggewiesen auf die Hintertreppen. Lieber Himmel, konnte irgend eine der im Hause wohnenden Parteien daran Anstoß nehmen, daß ihr auf der Treppe ein Kind mit einem Brote begegnete? Ein kleines Mädchen, das ein großes Brot — so groß die Bäcker in dieser theuern Zeit es backen — in den Händen trägt — ist, ich meine, etwas, das selbst ein Wirklicher Geheimer Rat freundlich anblicken kann, ohne sich dadurch zu erniedrigen. Da ich nun die Gewohnheit habe, selbst dieses und jenes auf Märkten einzukaufen und nach Hause zu tragen, so bin ich immer in großer Sorge, daß der Portier mir einmal die Vordertreppe verbieten wird. Nun, am Ende mache ich mir nichts

daraus. — Und diese Portiers, die häufig Schuhflicker oder Flickschneider sind, wollen für Freiheit und Gleichheit schwärmen und stimmen bei den Wahlen für den sozialdemokratischen Kandidaten. Es ist doch schwer, den knechtischen Sinn aus den Menschen auszutreiben.

2

Beschäftigung auf der Stadtbahn

Ist auf der Berliner Stadtbahn schon einmal ein weibliches Wesen mit einer Handarbeit beschäftigt gesehen worden? Ja, ich habe schon einmal in der dritten Klasse, die von Leuten meines Standes meist zum Fahren benutzt wird, eine strickende Frau gesehen, aber dies eine Mal nur, und das ist schon lange her. Das Stricken ist ja überhaupt als Handarbeit mehr und mehr abgekommen, seit Maschinen dafür erfunden sind, die sehr akkurat arbeiten und nicht leicht eine Masche fallen lassen. Es ist mir im vorigen Sommer aufgefallen, daß von den vielen Fischfrauen, die morgens auf der „Zufriedenheit“ — so heißt der kleine Dampfer — von der Mehrung nach Danzig fahren, nur wenige noch strickten. Die meisten waren untätig bis auf ihre Zungen, die ebenso auch die Strickenden in unaufhörlicher Bewegung erhielten. Am Ende werden nur noch die Schäfer stricken, bis auch diese so gebildet geworden sind,

daß sie das Schachhüten für amüsanter halten, wenn sie dabei einen modernen Roman lesen. Was nun das Lesen anbetrifft, so spielt es auf der Berliner Stadtbahn — für einen Stat ist ja doch die Zeit gewöhnlich zu kurz — eine ziemlich bedeutende Rolle. Viele Männer lesen unterwegs eine Zeitung, die sie von Hause mitgenommen oder beim Zeitungshändler auf dem Bahnhofe erstanden haben. Damen, besonders jüngere, werden häufig mit einem Buche in der Hand eifrig lesend angetroffen. Wenn ich so etwas sehe, fühle ich mich immer versucht, die Dame anzureden und zu ihr zu sagen: „Bitte, Fräulein, darf ich einmal sehen, was Sie da lesen?“ Bis jetzt habe ich es noch nicht getan, mir hat immer noch der Mut dazu gefehlt. Ich komme mir für eine solche Frage noch zu jung vor und will, ehe ich sie stelle, noch zehn bis fünfzehn Jahre warten. Auch dann werden ja noch interessante Geschichten von jungen Damen auf der Stadtbahn gelesen werden. Häufig ist auch auf der Stadtbahn der Kandidat oder Gelehrte (stets dritter Klasse fahrend), der irgendwo etwas vorzutragen oder zu dozieren hat und sich noch in aller Eile mit Hilfe eines Manuskripts vorbereitet. Der ist häufig, und nicht selten ist auch (aber nur zweiter Klasse vorkommend) der Rechtsanwalt, der nach dem Stadtgericht fährt und im letzten Augenblick noch einen Blick in die Akten wirft, um dahinter zu kommen, um was es in dem gerade vorliegenden Falle sich handelt. Gedichtet wird auf der Stadtbahn, wie ich glaube,

nur selten. Unmöglich ist es durchaus nicht, es fehlt aber den Dichtern unserer Tage gewöhnlich an der dazu nötigen Konzentrierungsfähigkeit. Mündliche Unterhaltung fängt an lebhaft zu werden am Abend, wenn die Arbeiter nach dem Osten zurückfahren. Dann bekommt man manchen Vortrag zu hören, in dem entweder die ganze Welt oder eine der Gesellschaftsklassen oder auch ein einzelner Mensch — z. B. eine zu der Familie im Verwandtschaftsverhältnis stehende ältere Dame — als unsympathisch geschildert wird. Viel seltener hört man Äußerungen, in denen die Freude am Dasein und optimistische Anschauungen sich kundgeben. Doch auch das kommt vor, und mitunter wird auch ein gemeinsames Lied gesungen, das man gern anhört, auch wenn es aus ein wenig verstimmtten Kehlen kommt. Nach dieser Zeit wird es stiller auf der Stadtbahn, dann aber lebendiger wieder um die späte Stunde, wenn die Leute aus den Gesellschaften zurückkehren und sich darüber unterhalten, „wie es gewesen ist“. Dabei bekommt man mancherlei zu hören, was eigentlich nicht für weitere Kreise bestimmt ist. „Nein,“ höre ich eine weibliche Stimme sagen, „ganz unbegreiflich ist es doch, wie eine Frau in ihren Jahren noch auf diese Weise aufgedonnert in Gesellschaft erscheinen kann! Trotz allem, was sie sich an- und umgehängt hatte, sah sie über die Massen gräßlich aus.“ Ich wende mich ein wenig ab, um nicht so zu erscheinen, als ob ich aufhorchte, da höre ich im Nebenabteil eine männliche Stimme sagen:

„Wie es dazu gekommen ist? Wie es so oft dazu kommt: Er wußte, daß Geld da war, und deshalb näherte er sich und freifte sie ein.“ — „Und sie“ — fragt eine weibliche Stimme, „wußte sie nicht von seinem Vorleben?“ — „Wußte alles, ließ sich aber bestücken wie das Kaninchen von der Klapperschlange, und nun ist er weg, und das Geld ist weg, und sie sitzt mutterseelenallein da mit sieben Kindern.“ Dies interessiert mich schon mehr, und ich denke, wenn ich ein Romanschreiber wäre, so würde ich das als einen Vorwurf benützen, denn es scheint mir etwas Neues zu sein. Noch mehr aber interessiert mich ein Ehepaar, das unterdessen eingestiegen ist. Er, ein behäbiger Herr in recht gesetzten Jahren, ist sofort nachdem er sich hingesezt hat, eingeschlafen; sie, ein Teil jünger als er, aber früh verblüht offenbar, sieht immerzu mit ganz offenen Augen vor sich hin, und manches trübe Bild, so scheint es, zieht an ihr vorüber. So sitzt sie da längere Zeit, während der Zug mehrere Stationen passiert. Als er aber in den dritten oder vierten Bahnhof einläuft, berührt sie, um ihren Mann aufzuwecken, seine Schulter und sagt zu ihm — mit sanfter Stimme, die etwas unendlich Rührendes hatte: „Lieber Mann, wir müssen jetzt aussteigen.“

Die Berliner Kochfrau

Es ist die Zeit der häufigen Toaste. Man würde staunen darüber, wenn es ermittelt würde, an wie vielen Stellen von Berlin um diese Zeit an einem einzigen Abend ein Hoch auf die Frauen ausgebracht wird. In manchen Häusern geht es durch alle Stockwerke. In keiner Gesellschaft, in der ein Braten aufgetragen wird, unterbleibt so leicht ein Toast auf die Frauen. Ich rede von Frauen in der alten auch die Fräulein umfassenden Bedeutung des Wortes, die jetzt wieder mehr zu ihrem Recht kommt, wenn auch viele Tafelredner noch es für gebildeter und vornehmer halten, „Damen“ zu sagen. Außer diesem allgemeinen Toast auf das ganze schöne Geschlecht wird häufig noch ein Sondertoast auf eine bestimmte Angehörige desselben ausgebracht. Man läßt die Hausfrau leben, die Haustochter auch, zumal wenn sie sich eben verlobt hat. Der Täufling, der eben den Namen Else oder sonst eine schöne Bezeichnung bekommen hat, wird natürlich leben gelassen. Man erinnert sich der Großmutter, ja der Tante sogar, wenn sie anwesend sind, und stößt auf ihr Wohl an. Es kommt in guten Häusern vor, daß ein Hoch auf die Schwiegermutter, die als Logierbesuch aus der Provinz gekommen ist, ausgebracht wird. Nur von einer Frau, die auch im Hause weilt und zu dem Ganzen in ziemlich

enger Beziehung steht, ist selten oder nie die Rede. Ich meine die Kochfrau. In dem Theil der Wohnung, die hinter dem Speisezimmer liegt und von ihm durch den bekannten langen Flur getrennt ist, wirkt und schafft sie, und wenn eine behagliche Stimmung sich der Gäste bemächtigt, so ist das zu nicht geringem Theil ihr Verdienst. Seit ich zum erstenmal eine Kochfrau gesehen habe, bin ich gewohnt, zu aller ihrer Art mit Ehrfurcht aufzublicken. So manche habe ich kennen gelernt, aber eine schien mir der andern sehr ähnlich zu sein. Ich kenne die Kochfrau als eine Matrone von ungemein gewinnendem Aussehen. Sie lächelt gern, aber ihr Lächeln hat nichts Gezwungenes wie das der Tänzerin; es ist keine künstlich getriebene Blume, es blüht freiwillig auf wie das Waldveilchen. Ein gutes Herz und ein überlegener Geist geben sich auf ihrem Antlitz kund. Auf äußerlichen Prunk gibt sie nichts. Wie auch die Nachtigall ist sie einfach gekleidet. Was sie am meisten schmückt, ist die Sauberkeit, die man so besonders gern an denen wahrnimmt, die mit der Bereitung der Speisen zu tun haben. Der Verkehr mit ihr ist überaus wohlthuend. Er beginnt damit, daß sie beschiedt, oder daß brieflich bei ihr angefragt wird, ob sie den Tag, der für die Gesellschaft auserselien ist, noch frei hat. Stellt sich heraus, daß sie gerade an diesem Tage kommen kann, so hat man das Gefühl, als hätte man das große Loos in der Klassenlotterie gewonnen oder eine Auszeichnung von seiten der Regierung erhalten. Denn sie ist viel-

begehrt und häufig vergriffen. Es folgt nun die Vorbesprechung, zu der mitunter, weil die Kochfrau es verlangt, der Hausherr hinzugezogen wird. Während er am Pult bei der Arbeit steht, ergeht die Einladung an ihn, sich zu zeigen und sich über das Vorgericht zu äußern. Eiligst legt er die Feder hin, fährt ein paar Mal mit der Bürste über den Rock, legt die Zigarre in den Aschbecher, setzt ein heiteres Gesicht auf und erscheint in der guten Stube, wo er die Gattin und die Kochfrau versammelt findet. Die letztere begrüßt er, drückt ihr die Hand und spricht aus, wie glücklich es ihn mache, sie in seinem bescheidenen Heim zu sehen. Nun soll er ein Vorgericht vorschlagen. Er setzt sich nieder, macht ein nachdenkliches Gesicht und schlägt endlich Haifischflossen in Aspik oder Spickaal mit Schlagfahne vor. Darüber muß die Kochfrau herzlich lachen. Nachdem er noch verschiedene törichte Vorschläge gemacht hat, erklärt er, von vornherein mit allem einverstanden zu sein, was die Frauen für gut befinden würden, und wären es geschmorte Gulen oder gespickte Fledermäuschen, empfiehlt sich der Kochfrau mit verbindlichen Worten und entfernt sich mit dem Gefühl, daß er einen sehr guten Eindruck gemacht habe. Lieber Gott, eitel sind wir ja mehr oder weniger alle. Selbst ein armer Teufel und dürftiger Geist kann sich in seiner Verblendung einbilden, hier und da einmal einen leidlichen Einfall gehabt zu haben. Nun nimmt die Sache ihren regelrechten Verlauf. Die Kochfrau besorgt in den Markthallen die

Einkäufe für den Tag des Festes und besorgt sie gut. Sie hat nicht Ornithologie studiert, aber in der Geflügelkunde ist sie, was die wichtigste Eigenschaft des Geflügels, die Eßbarkeit, anbetrifft, mindestens so bewandert wie Raumann und Brehm zusammen. Der stumme Fisch muß ihr Rede stehen, sie sieht dem Wildbraten an, was in ihm vorgeht. Die ganze Welt der Gemüse liegt offen und klar vor ihr. Was aber beim Einkaufen die Hauptsache ist, sie besitzt Menschenkenntnis. Die Schmeichelreden der Händlerin gleiten von ihr ab, und den listigen Händler durchschaut sie mit dem ersten Blick.

Nachdem sie verschiedenes vor sich her in das Haus gesendet hat, erscheint sie selbst, freudig begrüßt. Und nun zeigt sie sich in ihrem ganzen Wert. Mit welcher Umsicht, mit welchem Verständniß ordnet sie alles! Sie stellt die Mägde an ihren Platz, und sie folgen ihr gern. Man merkt es dem Feuer an, daß es ihr mit Vergnügen dient. Dabei verfährt sie mit so viel Ruhe. Wenn ein Koch im Hause ist, so hört man ihn schon reden, wenn man die Thür nach dem Flur aufmacht; die Kochfrau wirkt und schafft geräuschlos wie ein milder Frühlingstag. Und was ist ihr Lohn? Sie entfernt sich endlich mit einem Honorar, wie es einem Dichter für eine weit geringere Arbeit nicht genügen würde, und mit einer Flasche Wein, die sie sich — sie hat es ausdrücklich so gewünscht — aus Reigen zusammengegossen hat. Selten kommt es vor — aber es kommt doch vor, und ich habe es selbst erlebt — daß sie auf

Wunsch der Gäste ins Speisezimmer gerufen wird, und daß dann ein wackerer Mann eine kurze Rede hält, die mit den Worten schließt: „Es lebe die Kochfrau!“

4

Es lebe der Spielmann!

Es lebe der Spielmann! Damit ist nicht der Spielmann unserer Dichter Rudolf Baumbach und Julius Wolff gemeint, nicht der fidele fahrende Künstler, der nie Geld, aber immer Durst hat und mit seinen Weisen die Herzen schmucker und wohlhabender junger Wirtinnen gefangen nimmt. Nein, dieser Künstlertypus ist wohl in Wirklichkeit so ziemlich ausgestorben, unser Leierkastenmann wenigstens, wenn auch Heinrich Seidel in der „Musik der armen Leute“ sein Auftreten auf dem Hof mit poetischem Zauber zu umgeben gewußt hat, erinnert doch in seiner persönlichen Erscheinung nicht mehr an den deutschen Spielmann des Mittelalters, wie unsere modernen Dichter ihn uns wieder vor Augen geführt haben. Ich habe sie in Verdacht, daß sie ihn uns etwas reputierlicher darstellen, als er wirklich gewesen ist, doch das sei nebenbei bemerkt. Nein, der Spielmann, den ich leben lassen will, ist der moderne der prosaischen Wirklichkeit, der gewerbmäßig auf den zahllosen Gesellschaften der Winteraison zum Tanz aufspielt. Er tut

es nicht zum eigenen Vergnügen, noch (er ist häufig verheiratet) um Herzen zu gewinnen, sondern er spielt für bares Geld. Soll man ihm einen Vorwurf daraus machen? Nein, die Zeit ist längst vorbei, da von den fahrenden Künstlern in etwas abfälligem Ton gesagt wurde, sie nähmen „Gut für Ehre“ (d. h. statt Ehre). Diesem herabsetzenden „Gut für Ehre“ ist durch das glücklich aufgefundene Wort „Honorar“ seit langer Zeit schon ein Ende gemacht worden. Und wer ist wohl eines Ehrensoldes würdiger als der wackere Spielmann, der bei unseren Tanzgesellschaften die Tasten schlägt? Wie sehr vermehrt er das Vergnügen der jungen Welt, die freilich auch so schon zum Vergnügtschein auf- und angelegt ist. Denn die Streitigkeiten der Männer im Parlamente bekümmern und interessieren sie so wenig wie die Zukunft Kretas. Ihr ist es gleichgiltig, „was die Welt morgen bringt“, wenn sie aber danach gefragt wird, antwortet sie mit den Versen:

„Wer weiß, ob nicht die Welt
Morgen in Schutt zerfällt!
Wenn sie nur heut noch hält!“

Das ist, ich gebe es zu, etwas leichtfertig gedacht; wer aber nicht einmal so gedacht hat, den beneide ich nicht um seine Jugendzeit. Die Jugend, wie gesagt, ist von vornherein zur Fröhlichkeit aufgelegt, aber ohne den Spielmann und das Tanzen wäre es doch nur das Halbe. Der lebendige Spielmann ist aber sehr viel

besser als der mechanische. Mit dem Serophon, der verbesserten Drehorgel, muß man sich ja manchmal begnügen, aber es verfügt nur über wenige Tänze, und fordert außerdem, es kunstgerecht zu drehen, auch schon eine nicht gänzlich ungeschickte Hand. Der lebendige Spielmann aber weiß alle Tänze, die es gibt, auswendig, besonderen Wünschen fügt er sich gern, und unermüdblich vier, fünf und sechs Stunden, wenn es verlangt wird, bleibt er in Tätigkeit. Darum will ich am Schluß der kurzen Rede, die ich hier vor der Gesellschaft halte, dieses noch sagen: Der Spielmann, der so viel Vergnügen uns bereitet, soll nicht nur bezahlt, sondern auch geehrt sein. Auch der Dichter ist ja nicht mit dem Honorar, falle es auch noch so reichlich aus, zufrieden, er verlangt außerdem den Beifall des Publikums. Darauf kann auch der redliche Spielmann Anspruch machen. Man sehe ihn nicht, wie es manchmal geschieht, nur für eine Musik machende Maschine an! Es trete einmal einer auf ihn zu und sage zu ihm: „Maestro, Ihr macht Eure Sache gut und bereitet uns großes Vergnügen. Habet Dank dafür!“ Und für gar nicht so ungeschickt würde ich es halten, wenn am Schluß des Ganzen einer ihm ein Glas Wein darböte und die andern aufforderte, auf sein Wohl zu trinken und mit ihm anzustoßen unter dem Ruf: Es lebe der Spielmann!

Aberglaube in Berlin

Daß man in der Weltstadt Berlin nicht ganz frei von Aberglauben ist, beweist ein Inserat in einer hiesigen Zeitung, worin eine zu vermietende Wohnung in dem Hause Friedrichstraße 242, nahe der Puttkamerstraße, mit der Bemerkung empfohlen wird: „In dieser Wohnung wurde während eines Zeitraums von fünf Jahren dreimal das große Los gewonnen.“ Das Haus also ist ein Glückshaus und im besonderen die Wohnung eine Glückswohnung, wie es dergleichen in Berlin gibt und in anderen Städten, umgekehrt aber auch Unglückshäuser und Unglückswohnungen vorkommen, in denen niemals einer auch nur mit dem Einsatz herauskommt. Vielleicht trägt zu dem Glück etwas die Hausnummer bei. 3 ist eine Glückszahl, 3 mal 3 ist 9, 9 mal 9 ist 81, und 3 mal 81 ist 243. 243 also wäre die Glücksznummer, das Glück aber, das bekanntlich blind ist, geht nur zu häufig in seiner Blindheit nicht in das Haus, wohin es gehört, sondern ins Nebenhauß, kehrt in diesem Fall also in Nr. 242 statt in Nr. 243 ein. Nun, jedenfalls ist die Wohnung eine Glückswohnung, und der Hausbesitzer nimmt offenbar an, daß sie es bleiben wird. Mir erscheint das nicht ganz unzweifelhaft. Von erfahrenen Spielern habe ich gehört, es komme vor, daß einer dreimal hintereinander im Rou-

lette auf dieselbe Nummer setzt und alle dreimal gewinnt, mehr als dreimal aber käme das nicht vor. Wer daher, wurde mir gesagt, dreimal mit derselben Zahl Glück gehabt hat, springt dann auf eine andere über oder geht, was noch besser ist, nach Hause. So verhält es sich gewiß auch mit der Lotterie. Nachdem dreimal während eines Lusttrums das große Los in dasselbe Haus gefallen ist, besinnt sich Fortuna, verläßt vielleicht ganz die Friedrichstraße und begibt sich nach der Marburger oder sonstwohin, wo sie noch nicht gewesen ist. Mag sie das tun oder nicht tun, das Insuperat ist charakteristisch für unsere Zeit und außerdem lehrreich. Man erfährt daraus, daß es nicht verborgen bleibt, wenn einer das große Los gewonnen hat. Wie wäre das auch denkbar? Das Mädchen erlauscht das ja doch, vom Mädchen aber hören es die Portiers, und durch die Portiers erfährt es das ganze Haus. Auch macht sich das Gewinnen des großen Loses durch das Benehmen der davon Betroffenen bemerkbar. Der Hausherr tritt mit mehr Würde als früher auf, wirft mit Trinkgeldern um sich und raucht nur Importierte; Frau und Töchter werden auf den Treppen in neuem Staat beobachtet; die Köchin kommt jeden Tag fast mit Trutzhühnern und Spickaal vom Markt, und wenn in der Familie Gesellschaft ist, hört das Knallen der Champagnerkorken, das man auf der ganzen Etage vernimmt, sich wie Pelotonfeuer an. Daß auch der Hauswirt von den in einer Wohnung seines Hauses vorgekommenen

Glücksfällen gehört hat, geht mit größter Deutlichkeit aus dem Inſerat hervor, und daß er daraufhin den Glückspilz geſteigert hat, läßt ſich annehmen. Sonſt aber wird manches, was man gern wiſſen möchte, durch das Inſerat nicht aufgeklärt. Iſt es, möchte man fragen, derſelbe Mieter geweſen, dem dreimal hintereinander das große Loß zugefallen iſt? Ich halte es für wahrſcheinlich, daß es immer derſelbe war, nach dem Sprichwort, daß Tauben demjenigen zufliegen, der Tauben hat. Daß er es über ſich bringt, die Glückswohnung zu verlaſſen, erklärt ſich wohl zur Genüge durch das, was oben über die Dreizahl der Glücksfälle geſagt worden iſt. Er glaubt nicht daran, daß es zum viertenmal bei ihm einſchlagen könnte, deſhalb wird er gekündigt haben und bezieht jezt das Schloß, das er von Fortunas Segen in paradiesiſcher Landſchaft am Golf von Neapel oder auf der Kurischen Nehrung ſich gebaut hat. Sollte die Glücksgöttin, wenn nicht bei ſeinem Nachfolger in der Wohnung, ſo doch aus alter Gewohnheit in demſelben Hauſe noch einmal eintreten, ſo beſucht ſie vielleicht den Schuhmacher oder die Kochfrau, die dort wohnen, falls dieſe überhaupt in der Lotterie ſetzen. Zu gönnen wäre es ihnen doch auch einmal.

Die Zither im Hause

Die Zither im Hause erspart den Spielmann. Deshalb und aus andern Gründen ist es eine erfreuliche Tatsache, daß die Zither im Westen Berlins sich einzubürgern anfängt. Unsere Köchin hat auch schon eine. Das Instrument aber, von dem ich reden will, ist die Guitar-Zither von Menzenhauer & Schmidt (Berlin und Neuporf). Diese Zither läßt sich spielen, ohne daß man erst lange zu lernen braucht. Man bekommt nämlich mit ihr eine Anzahl Blätter mit, die, wenn man sie richtig unter die Saiten legt, es möglich machen, daß man einfach vom Blatt spielt. Das scheint sehr leicht zu sein, ist aber doch nicht ganz so leicht, wie es scheint. Es ist immerhin dazu etwas Gehör nötig und etwas Gefühl für den richtigen Takt, das übrigens bei gewöhnlichen Leuten keineswegs seltener zu finden ist als in den höheren Ständen. Auf den Blättern ist die Melodie durch Noten bezeichnet und durch beigefügte Zahlen ist die Begleitung angegeben, die auf besonderen Saiten zu greifen ist. Bei Liedern enthält das Unterlagsblatt neben den Noten den Text, so daß auch, wer ihn nicht auswendig weiß, das Zitherspiel mit Gesang begleiten kann. Wo etwas musikalische Veranlagung da ist, wird mit einiger Übung das Ganze rasch gelernt, und eine tüchtige Zitherspielerin ist bei uns im Westen

in allen Hintergebäuden der Nachbarschaft als Lehrmeisterin sehr gesucht. Ein bedauerlicher Umstand ist es, daß die Zither nicht ganz billig ist, sie kostet 25 Mark. Aber so sehr viel ist das am Ende auch nicht. Lieber Himmel, ein Klavier ist für das Zehnfache davon noch nicht zu bekommen, klingt dabei lange nicht so gut und führt oft bittere Leiden über ein ganzes Haus herbei. Bei einer einigermaßen spendablen Herrschaft erscheint die Guitar-Zither als ein prächtiges Weihnachts- oder Geburtstagsgeschenk für das Mädchen, wobei zudem die Herrschaft sich sagen kann, daß sie selbst einen großen Genuß davon haben wird. In „besseren“ Familien, wo während der Winterfaison die Trinkgelber doch nicht gar so spärlich fallen wie der Regen in Ägypten, kann sehr wohl die Zitherbedürftige sich ein kleines Kapital zur Anschaffung des begehrten Saitenspiels sammeln. Dadurch wird sie zugleich davon zurückgehalten, zu viel für Putz auszugeben. Geht es nicht anders, kann die Herrschaft auch auf Vorschuß die Zither anschaffen, das dafür ausgelegte Geld läßt sich sehr wohl wieder betreiben, indem, wenn Gäste da sind, ein kleines häusliches Konzert veranstaltet wird, während dessen zwei- oder dreimal, nur nicht öfter, der Teller herumgeht. Wie viel Freude bereitet die Guitar-Zither in einem Hausstande! Es ist Abend, Anna oder Lina oder Emilie, oder wie sie sonst gerufen wird, hat alles sauber aufgewaschen und in Ordnung gebracht, da holt sie die Zither hervor und fängt an sie zu schlagen. Im Ver-

liner Zimmer, wo die Familie beisammen sitzt, hört man etwas tönen. Leise wird die Thür geöffnet, da hört man von hinten her schallen: „Weißt Du noch, was Du einst mir gesagt? Lang ist es her, ja, lang ist es her“, oder: „Hätt' gerne alles für Dich hingegeben, Und dennoch Du — Du hast mich nie geliebt.“ Das sind schöne Weisen, aber etwas traurige. Ein jüngeres Familienmitglied will etwas Lustiges haben, und sofort erklingt es: „Ist denn kein Stuhl da, Stuhl da, Stuhl da für meine Gulda?“ oder: „Pankow, Pankow, Pankow, kille, kille, Pankow, kille, kille, hoppssassa!“ Der Hausherr, der etwas ernsthaft veranlagt ist, erklärt, daß die beiden letzten Sachen ihm keinen idealen Genuß bereitet haben, und verlangt nach etwas Gehaltvollerem. Da ertönt es schon: „Freudvoll und leidvoll“ und: „Wenn die Schwalben heimwärts ziehen.“ Soll noch ein Tänzchen gemacht werden, so ist auch dafür gesorgt, denn es sind verschiedene Blätter da mit Walzermelodien und andern mehr, nach denen sich tanzen läßt. So trägt die Bither im Hause bei zur Unterhaltung und Ergezung aller Mitglieder des Hausstandes und wirkt zugleich heilsam und erziehlich. Denn die Musik macht nicht nur das Herz fröhlich und bannt die Schwerkmut, sondern sie hält auch böse Gedanken fern.

Etwas vom Staube

Das österliche Scheuerfest ist vorbei. Doch kaum sind die Scheuerfrauen abgezogen, hat auch schon wieder im Hause der unhörbare Staubregen angefangen, der das ganze Jahr durch fortbauert und auf alles niederfällt, was im Hause ist, auf Menschen und Sachen. Wo der Besen oder das Staubtuch so leicht nicht hinkommt, sammelt der Staub sich in beträchtlichen Quantitäten an. Auf einer Mappe, die monatelang unberührt ganz oben auf einem Bücherregal gelegen hat, kann man ein nettes Häufchen zusammenkehren und bemerkt bei dieser Gelegenheit, daß es sehr leichter Staub ist, der zum großen Teil aus Fäserchen und Härchen besteht. Diese Fäserchen und Härchen aber stammen her aus Abnutzung von Geweben aller Art, zu denen auch die Gewebe des menschlichen Leibes gehören. Sie sind zusammengemischt mit unsäglich kleinen Trümmern aller möglichen Dinge. Auch mineralische Bestandteile gehören dazu, die mit dem Straßenstaub durch Türen oder Fenster ins Haus kommen oder von Menschen hineingetragen werden. Dazu liefert das Haus selbst solche Bestandteile, es kann nicht fehlen, daß in dem Hausstaube auch Spuren von Eisen, Kupfer, Blei, Zinn, Silber und Gold sogar sich vorfinden. Denn auch das Gold greift sich ab und irgendwo müssen die abgeriebenen

Goldpartikelfchen doch bleiben. Auf diese Weise wird alljährlich ein Teil des im Ural, in Alaska und in Australien mühsam gewonnenen Goldes dem Boden wiedergegeben. Ein anderer Teil fällt auf den Grund der See, und eine gewisse Menge Goldes gelangt, wie Heinrich Seidel erwiesen hat, in die Magen der Menschen, die das allerdings mit echtem Blattgold versetzte Danziger Goldwasser trinken, und kehrt mit diesem auch wieder in die Erde zurück. Was an Goldteilchen in den Hausstaub gerät und ausgekehrt wird, ist ja natürlich, zumal in kleinen Beamten- und Dichterfamilien, nur sehr wenig, sitzt aber irgendwo in einer Kammer ein Harpagon, der Nacht für Nacht alle seine geränderten Dukaten oder Doppelkronen durch die Finger laufen läßt, um sie zu zählen, so möchte sich doch am Ende bei ihm im Lauf der Jahre — Geizhälse werden ja infolge ihrer mäßigen Lebensweise gewöhnlich sehr alt und reinmachen lassen sie auch nicht — so viel Goldstaub bei ihm ansammeln, daß es sich verlohnen würde, ihn mittelst Quecksilbers auszuziehen. Endlich gehören zu dem Hausstaube zahlreiche Organismen, in denen schlafendes Leben enthalten ist: eine schöne Auswahl der verschiedenen Arten von Bazillen und Bakterien und Sporen von Pilzen, zumal solche des Schimmelpilzes, der überall rasch aufgeht und sich ausbreitet, wo er einen ihm das Leben möglich machenden Boden findet. Wenn er nichts anderes findet, wächst er sogar auf Käse. Der Berliner Straßenstaub aber enthält auch zahllose Samen-

körner phanerogamer Pflanzen. Die hebt der Wind hoch empor, streut sie über Mauern und Dächer aus und begründet auf diese Weise eine Flora, die jeder Berliner zur Sommerszeit auf einer Fahrt mit der Stadtbahn zu beobachten Gelegenheit hat. Von den Samen solcher Pflanzen kann durch die Fenster auch etwas ins Haus kommen und auf einem Blumentopf aufgehen. Ein so vielfach zusammengesetzter Staub regnet auch jetzt wieder, nachdem das große Reinmachen, das vor Ostern stattfinden muß, vorbei ist, herunter auf alles, was im Hause ist, auf das Klavier, auf die Bücher, auf Gips, Bronze und Porzellan, auf die Blattpflanzen, die wie kleine Kinder gewaschen werden müssen, und auf uns. Wenn die Frühlingssonne in die Fenster hineinblickt, sehen wir in ihren Strahlen die Sonnenstäubchen lustig durcheinander wirbeln wie die Schneeflocken im Winter. Denken wir aber daran, woher alle diese Stäubchen kommen, daß sie ein Ergebnis des Zerfalls alles Irdischen sind, so fallen wohl einem oder dem andern von uns die wie viele Male schon an offenen Gräbern gehörten Worte ein: „Staub zu Staube!“

Der galante Schußmann

Ein Berliner Schußmann gewährt stets einen erfreulichen Anblick. Wenn er zu Pferde an einer Straßenkreuzung hält, hat er etwas geradezu Imponierendes, aber auch zu Fuß nimmt er sich immer gut aus; mag er nun beobachtend dastehen, ruhig und beruhigend zugleich, mag er einen Irrenden belehren, einem Gefallenen aufhelfen, einen Übertreter zurechtweisen oder einen Übeltäter beim Schlaffittchen fassen, in jedem Falle sieht man ihn gern, vorausgesetzt, daß man selbst ein gutes Gewissen hat. Am hübschesten aber macht er sich doch, wenn er ein kleines Mädchen über den Fahrdamm der Leipziger Straße führt. Es gibt in der Leipziger Straße böse Stellen, an denen selbst ein Mann eine Zeitlang stille steht, ehe er den Übergang wagt, ein kleines Mädchen aber ganz ratlos ist. Da ist der Schußmann, der nickt ihm zu, und vertrauensvoll reicht es ihm die Hand, um hinübergeführt zu werden. Eine ältere Dame könnte sich ja auch von dem Schußmann hinüberleiten lassen, tut es aber wahrscheinlich nicht gern, weil sie nicht Mangel an Mut zeigen möchte. Auch eine jüngere Dame könnte es gewiß tun, bei dieser aber liegen wieder Bedenken anderer Art vor, sie fürchtet, es könnte so aussehen, als wäre sie festgenommen. Solcherlei Besorgnisse liegen dem kleinen Mädchen fern,

und ruhig vertraut es sich dem Schutzmann an und geht mit ihm. Nun mögen von rechts und links die Straßenbahnwagen und andere Gefährte angefaßt kommen, die Kleine bleibt ruhig, sie weiß, der Schutzmann darf nicht überfahren werden, und darum droht ihr auch keine Gefahr. So geht er langsam und ruhig, als ginge er auf dem Lande zwischen Roggen- oder Kartoffelfeldern hin, mit ihr über den Straßendamm. Das letzte Endchen bis zum Bürgersteige läuft sie, nachdem sie seine Hand losgelassen hat. Sie sieht sich nicht mehr nach ihm um, er aber begehrt keinen Dank, und ruhig und bedächtig zwischen den heransausenden Straßenbahnwagen hinschreitend, kehrt er auf die Seite der Straße zurück, von der er gekommen war.

9

Blumen zum Tanz

In alter Zeit wurde am meisten im Sommer getanzt, und draußen um die Linde herum war es, wo „Geschrei und Fiedelbogen“ erklangen. Das kam daher, daß es früher noch nicht so viel heizbare Tanzsäle gab und die Berliner Stube noch nicht so groß war, wie sie heute in den Häusern des Westens der Reichshauptstadt ist. Das ist ganz anders geworden, es gibt jetzt überall, in Berlin besonders aber, Räume genug, in

denen auch zur Winterzeit der Reihen gesprungen werden kann. Außerdem fehlte es früher im Winter an Blumen, und Blumen gehören zum Tanz. Jetzt ist mitten im Winter eine Fülle von Blumen da, wie nur Frühling und Sommer vereint sie zusammenbringen könnten. Seht nur hinein in die Berliner Blumenläden, was ist da jetzt alles zu finden: Veilchen und Maiglöckchen, Rosen und Bergißmeinnicht, Hyazinthen und Narzissen, stolze Tulipanen, Flieder, Schneeball und noch so viel anderes, daß es sich gar nicht aufzählen läßt. So fehlt es jetzt auch um die Winterzeit nicht an Blumen, abgesehen von den künstlichen, die ja in neuerer Zeit in großen Massen angefertigt werden und zum Teil recht hübsch sind. Dazu haben sie den Vorzug, daß sie nicht so leicht verwelken und, wenn sie ein wenig zerknittert sind, wieder aufgeplättet werden können, was frische Blumen nicht vertragen. Frische Blumen sind aber doch immer schöner als künstliche, auch als Haar- und Kleidschmuck für Tänzerinnen und, wie gesagt, es gibt ihrer jetzt eine Fülle. Unter ihnen aber begegnet man nicht sehr häufig einer, die einstmals die Ballblume im besondern war, der Camellie, und das kann einem leid tun, weil sie eine wunderschöne Blume ist. Bei dieser Gelegenheit sei erwähnt, daß ein Streit besteht wegen ihres Namens. Die einen führen ihn zurück auf Georg Joseph Kamell, einen Apotheker der mährischen Brüdermission auf Manilla, der im siebzehnten Jahrhundert

Pflanzen auf den philippinischen Inseln sammelte. Nach der Angabe des Abbé Berlese zu Paris aber ist die Blume von Linné benannt worden nach dem Abbé Camelli, einem Jesuitenpater, der sie 1739 aus Japan mitgebracht hat. Aus Vermischung dieser beiden Meinungen ist ein in „Salomons Wörterbuch der botanischen Gattungsnamen“ vorkommender Jesuit Joseph Kamel hervorgegangen, nach dem die Camellie benannt sein soll. Ist sie wirklich nach einem Jesuiten benannt worden, so konnte das unmöglich ein Grund sein, sie nicht mehr gern zu haben, denn alle Jesuiten, die sich mit Botanik beschäftigt haben oder noch beschäftigen, müssen von vornherein als gute Menschen angesehen werden.

Nicht als Schmuck allein für die Tänzerinnen dienen die frischen Blumen, sie werden in großer Zahl auch verbraucht zu den kleinen Sträußen, die von flinken Knaben bei einigen Tanztouren den Mägdlein dargebracht werden, mit denen sie tanzen wollen. Diese Engagementssträußchen werden sehr ungleich verteilt. Die Ballkönigin trägt den ganzen Arm voll solcher Sträußchen davon, und wenn ihr eines entgleitet und auf den Fußboden fällt, hält sie es nicht der Mühe für wert, sich danach zu bücken und es aufzuheben — sie hat ja so viele. Da sitzt eine andere, selbst wie eine bescheidene Blume anzusehen, und wartet vergeblich darauf, daß auch ihr ein Sträußchen gebracht werde. Sie denkt schon daran, ob sie nicht das der Ballkönigin

entfallene aufheben und für das ihre ausgeben soll, aber dazu ist sie doch zu ehrlich. Endlich, endlich naht auch ihr einer mit ein paar Blumen. Die nimmt sie mit dankbarem Lächeln entgegen, trägt sie mit Sorgfalt heim und legt eine davon am anderen Morgen in ein Album. Ähnlich verhält es sich mit den Orden, die auf dem Ballfest den Knaben von den zarten Händen der Mägdlein verliehen werden, da hofft auch ein vielleicht gerade besonders Würdiger umsonst auf eine Dekoration, der Löwe des Abends aber geht mit der Brust voller Orden umher, und wenn er einen verliert, bückt er sich auch nicht danach. Ja, er wäre sogar bereit — was auch bei den wirklichen Orden ohne Frage gestattet sein müßte — einen ihm verliehenen Orden an einen armen Teufel, der sich danach sehnt, zu verschenken. Später erst, wenn er Geheimrat geworden ist, weiß er die Orden zu schätzen, dann aber auch sehr.

10

Kalte Tage

Eine solche Kälte haben wir lange nicht gehabt. Wo die Sonne nicht dazukommen kann, bleiben die Fenster den Tag über befroren, so daß man nichts von der Straße sieht. Von unten aber schallt das Knarren und Knistern der Räder auf dem Schnee herauf, und

wer, wie ich, in etwas höheren Breiten aufgewachsen ist, fühlt sich in die Tage seiner Kindheit zurückversetzt. Jetzt zeigt der Winter, was er an künstlicher Eisarbeit auf Glas leisten kann. Was für stilvolle Akanthusblätter, was für zierliche Farnkräuter verfertigt er! Ich bin sonst nicht sehr für künstliches Blumen- und Pflanzenwerk eingenommen, aber dieses lasse ich mir gefallen. Es gleicht ja dem natürlichen auch darin, daß es so sehr vergänglich ist. In einem Coupé der Stadtbahn sitzt man jetzt wie in einem Zimmerchen, dessen Fenster ganz mit Gardinen von geschmackvollster Arbeit verhängt sind. Dazu ist es drinnen behaglich warm. Da man aber von der Außenwelt gar nichts zu sehen bekommt, es sei denn, daß man sich ein Guckloch in eine der Eisgardinen hauchte, so werden die Stationen ausgerufen, manchmal von etwas heiseren Stimmen. Bei der Häufigkeit der Züge ist das Ausrufen in der That eine harte Arbeit für die Bahnbeamten. Vielleicht, wenn die Kälte noch lange andauert, wird ein Apparat erfunden, der in den Coupés die Namen der Stationen, sobald sie erreicht sind, auf einer Tafel erscheinen läßt. Trotz des Ausrufens herrscht jetzt in der die Stadtbahn benutzenden Damenwelt immer einige Sorge, man könnte die rechte Station verfehlen und zu früh oder zu spät aussteigen. Dazu kommt die Befürchtung, daß die Thür eingefroren sein könnte und sich nicht schnell genug öffnen ließe. Gäbe das nicht Anlaß zu einer kleinen Reporternotiz, etwa in

dieser Form: Ellinor, die reizende einzige Tochter des
steinreichen Fabrikanten K., Millionen-K genannt, be-
gibt sich auf Station Alexanderplatz mit ihrer Musik-
mappe auf die Stadtbahn. Ihr Ziel ist Station
Friedrichstraße. Rasch rollt der Zug über die Schienen.
Ellinor ist allein im Coupé. Jetzt hält der Zug,
jetzt zum zweitenmal. „Friedrichstraße!“ schallt es
draußen. Ellinor, die in liebliche Träumereien versunken
war, fährt auf. Sie will die Tür öffnen — es geht
nicht. Sie rüttelt und schüttelt — alles umsonst. Un-
gehört verhallen ihre Hilferufe. Ihre Lage wird mit
jedem Augenblick peinlicher, denn jeden Augenblick muß
der Zug weitergehen. Ihr Herz klopft angstvoll, schon
perlen aus ihren Sammetaugen ein paar Tränen über
ihre Rosenwangen. Da plötzlich wird von außen die
Tür heftig aufgerissen und vor ihr steht der Affessor
Balduin V., unbemittelt, aber brav und von ansehn-
licher Erscheinung, der eben mit seiner Aktenmappe nach
Moabit zu Gericht fahren will. Sofort begreift er
das Ganze der Situation. Höflich hilft er Ellinor
aus dem Coupé und schwingt sich selbst in dasselbe
hinein, während der Zug schon im Abgehen begriffen
ist. Während er abfährt, fühlt er schon, daß er nicht
mehr derselbe ist, der er vorher war. Ellinor hat es
ihm angetan. Der Dankesblick aus ihren liebreizenden
Augen hat sein Herz für immer gefangen genommen.
Während er in Moabit einen Einbrecher verhört, sieht
er immer das entzückende Gesichtchen der jungen Maid

vor sich und tut manchmal verkehrte Fragen. Und Ellinor? Noch nie ist sie in der Musikstunde so unaufmerksam gewesen, noch nie hat sie so oft eine falsche Taste angeschlagen. Das macht, sie muß fortwährend an ihren edelherzigen Retter — noch weiß sie nicht, daß er Balduin V. heißt — denken. Drei Tage darauf treffen die beiden sich auf dem Ball bei Meyers, und er spricht mit der Mutter.

11

Der kleine Zigarrenladen

Im Gebäude des Stadtbahnhofs Friedrichsstraße ist nach dem Ausgange zur Georgenstraße hin auf halber Treppe ein kleiner Zigarrenladen eingebaut. Darin sitzt ein junger Mann, den ich, so oft ich dort hinabsteige, immer mit einigem Bedauern betrachte. Er sieht das Tageslicht nicht, Sommer und Winter sitzt er da bei Gaslicht. Er hat es freilich nicht ganz so schlecht wie die armen Pferde in den Kohlenbergwerken, die, wenn sie einmal in die dunkeln Tiefen hinabgelassen sind, nie wieder das Licht der Sonne erblicken. Er erblickt es doch am Morgen, in der besseren Jahreszeit wenigstens, und an Sonn- und Feiertagen, an denen er frei hat. Es fehlt ihm auch nicht an aller Unterhaltung. Er bekommt, so oft oben ein Zug angekommen ist, Menschen

zu sehen, allerdings nur solche, die herunterkommen; für die Aufsteigenden ist ja ein anderer Zugang da. Er kann auch in den Pausen, die ihm das Geschäft läßt, einen leichten Roman lesen, den ihm vielleicht der Zeitungsverkäufer von oben borgt, oder auch Verse machen. Immerhin erscheint es mir als kein beneidenswertes Los, einen Tag wie den andern vom Morgen bis zum Abend bei künstlichem Lichte sitzen zu müssen. Pflanzen hielten das gar nicht aus. Da hat es doch ein gut Teil besser der Blumenhändler, der unten am Ausgang nach der Georgenstraße, noch innerhalb des Gebäudes, seine kleinen Sträuße und einzelnen Blumen auslegt. Er empfängt doch Tageslicht genug, um dabei sehen zu können, wenn es auch etwas gedämpft ist. In vollem Tageslicht aber arbeitet draußen der Obsthändler, der seinen Kram, wie eine Schwalbe ihr Nest, an den Stadtbahnbau angeklebt hat. Solcher Obsthändler unter freiem Himmel gibt es noch eine ganze Anzahl in Berlin, wenn auch nicht mehr so viele wie früher. Ich werfe gern im Vorübergehen einen Blick auf sie, um zu sehen, was sie der Jahreszeit entsprechend haben, und dabei mache ich zuweilen eine kleine Entdeckung. So fand ich neulich, daß die Obstfrau, die sich am Börsegebäude in der Burgstraße angenistet hat, außer Früchten verschiedener Art auch Zigarren verkauft. Das ist veranlaßt, sagte ich mir, durch die besondere Lokalität, und die Frau spekuliert ganz richtig. Wenn einer drinnen einen Gewinn von 25 000 bis 100 000 Mark oder

mehr noch realisiert hat und nun glückstrahlend herauskommt, so wird natürlich, vorausgesetzt, daß er überhaupt Raucher ist, sein erster Gedanke sein, sich eine Havanna, sei es nun eine einfarbige oder eine gesprenkelte, zu erwerben. Ich gestehe, daß ich selbst, wenn mir (was ganz ausgeschlossen erscheint) die launische Fortuna einmal ein Vermögen in den Schoß würfe, nicht anders handeln würde. Doch von diesem Auszug nach der Börse kehre ich zurück zur Stadtbahn. Im Bahnhofsgelände der Station „Zoologischer Garten“, zwischen dem Haupteingang und der Treppe, die zu den Perrons des Stadtbahnverkehrs hinaufführt, steht seit einiger Zeit ein kleiner Pavillon oder Tempel. Er ist sehr klein, aber niedlich, und trägt die Aufschrift „Konditorei“. In dieser Miniaturkonditorei sitzt zwischen Schokolade und Pfefferkuchen ein junges Fräulein und wartet auf Kunden. Sitzt so den ganzen Tag, am Abend zwischen zwei Lampen. Wie ein Vogel in einem Käfig sitzt die junge Dame da. Viel Volk strömt da vorbei, aber die meisten in ihrer Hast sehen wohl überhaupt den kleinen Pavillon nicht. Vielleicht daß die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden mehr auf die Pfefferkuchen und auf die junge Dame gelenkt würde, wenn sie während des Sitzens sänge. Aber die Bahnverwaltung würde das wohl nicht gestatten, und wer weiß auch, ob sie gesänglich veranlagt ist.

Der Klingelzug

Der alte Klingelzug war doch nicht so übel! Was aber ein Klingelzug ist, das wissen jüngere Leute gar nicht mehr. Wenn sie das Wort im Grimmschen Wörterbuch nachschlagen, so finden sie als Erklärung: „Ein Draht oder eine Schnur an einer Klingel.“ Die Schnur aber oder den Draht, der oben mit der Klingel in Verbindung stand und unten in einen Handgriff auslief, ersetzte in den Wohnzimmern häufig eine prachtvoll mit Perlen gestickte Borte. Der gestickte Klingelzug war früher ein ebenso beliebtes Geburtstags- oder Weihnachtsgeschenk, wie das gleichfalls mit Stickerie gezielte Pfeifenbrett, das auch aus der Mode gekommen ist. Denn wie wenige Leute rauchen noch, wie es der Altreichskanzler tat, eine lange Pfeife.

Der Klingelzug findet sich nicht mehr in unsern modernen Häusern, er ist verdrängt worden durch den Haustelegraphen. Man zieht an einem Handgriff oder drückt auf einen Knopf, und „es klingelt“, die Leitung aber, durch die das Klingeln vermittelt wird, ist den Augen verborgen. Ja wenn es nur immer klingelte! Aber wie oft muß mit einem Anklang an Bürgers „Wilben Jäger“ gesagt werden: „Man drückt den Knopf, es tönt nicht mehr.“ Der Apparat versagt, er ist in Unordnung. Nun werden Leute aus der Fabrik geholt, die kommen,

sehen sich die Sache an, reißen Tapeten ab, schütteln den Kopf, stecken ihre Nasen in die Mauern, haben endlich heraus, woran es liegt, und nachdem sie eine Weile sich geheimnißvoll auf dem Flur zu schaffen gemacht und dabei sehr viel geklingelt haben, empfehlen sie sich mit den Worten: „Jetzt ist alles in Ordnung.“ Ja, so scheint es, aber es bleibt leider nicht so. Nach wenigen Wochen gibt die Glocke schon wieder nicht an, der Apparat ist schon wieder leidend. In der Türspalte findet man öfters Visitenkarten, auf denen mit Bleistift bemerkt steht: „Fortgegangen, weil mir nicht geöffnet wurde.“ Das Leiden des Apparates aber scheint ein sehr schweres zu sein: er ist offenbar verrückt geworden. Diese Bezeichnung erscheint sonderbar, aber man kann sich die Sache anders nicht erklären. Es klingelt plötzlich ohne jeden Anlaß. Wenn man die Tür öffnet, steht niemand davor. Zu dem Einzelgeklänge aber kommt noch das Dauergeläute, das auch ohne jede Veranlassung zumal in stiller Nacht anhebt und manchmal zwei bis drei Stunden hindurch anhält. Natürlich kommen Leute, die sich dergleichen nicht zu erklären wissen, auf den Gedanken, es müßten Geister oder Gespenster dabei im Spiel sein. Wieder kommen die Fabrikleute, wieder arbeiten sie an den Wänden herum und wieder hilft es nichts. Man ist zuletzt froh, wenn sie es wenigstens so weit gebracht haben, daß der Mechanismus vollständig tot ist und nicht von selbst mehr in Tätigkeit gerät. Man verzichtet endlich auf seine weiteren Leistungen

und befestigt draußen an der Thür einen Zettel mit der Aufschrift: „Man bittet stark zu klopfen.“ — Das ist ein Aushilfsmittel, aber kein durchaus befriedigendes, sondern mit mancher Unzukömmlichkeit verbunden. Da hat sich der Hausherr am Nachmittag eben in den Sorgenstuhl zurückgelehnt, schon ist die Zeitung seiner Hand entfallen, und er ist im Begriffe einzunicken, da klopft es an die seinem Zimmer nahe Entreetür. Mag es klopfen, denkt er, sie werden es hinten schon hören. Aber sie hören es nicht, und es klopft wieder. Auch jetzt noch bleibt er ruhig sitzen, wie aber zum dritten oder vierten Male, nun schon sehr ungestüm, das Klopfen erschallt, springt er ärgerlich auf und öffnet selber die Thür. Zum Unglück steht draußen ein Mann, dem er es sogleich ansieht: er will um ein Gespräch unter vier Augen nachsuchen, das mit einer kleinen Anleihe enden wird. „Ich gebe nichts!“ schreit er, noch ehe der Besucher ein Wort gesagt hat, und schlägt wütend die Thür zu. Darauf setzt er sich wieder in den Sorgenstuhl, aber mit dem Schläfe ist es nichts mehr. Sein Seelenfrieden ist gestört, er macht sich Vorwürfe. „Ich hätte ihn doch,“ sagt er zu sich, „nicht so anfahren sollen. Mein Gott, wie erschrocken sah er aus. Wenn ich ihn nur angehört hätte. Es kann ja doch sein, daß er ein ehrlicher Mann und wirklich in sehr großer Not war.“ — Ja, der alte Klingelzug war am Ende doch nicht so übel.

Es wird gebaut

Es wird gebaut! so scholl durch das Haus der Schreckensruf. Ich trat ans Fenster und sah, es war wirklich so. Auf dem großen grünen Platz uns gegenüber wurden häßliche weißstaubige Bretter, Stangen, Leitern und Karren abgeladen. Damit aber fängt allemal das Bauen an. Aber wie war das eigentlich möglich? War es nicht gerade dieser grüne Platz, der die Wohnung so wertvoll machte? Hatte der Wirt nicht Stein und Wein geschworen, daß in diesem Jahrhundert nicht daran zu denken sei, daß da gebaut würde? Was sage ich, in diesem Jahrhundert, in den nächsten fünfzig Jahren war noch nicht daran zu denken. Und nun, drei Wochen darauf ging es los. Schade! Der grüne Platz, die sogenannte Wiese, war so übel nicht. Die Augen konnten sich so angenehm darauf ausruhen. Auch nicht ganz unbelebt war der Platz. Ab und zu erschienen Männer und Frauen darauf, die Gras und Krautwerk abschnitten und mitnahmen. Sie hatten wohl Ziegen oder Kaninchen zu Hause. Andere suchten Vogelfutter oder schürften nach Regenwürmern zum Angeln. Kinder kamen, spielten und sprangen und pflückten sich Blumen, oder was sie so nannten. Denn richtige Blumen hatten die Kräuter, die dort wuchsen, nicht. Der grüne Platz hat sich in kurzer Zeit sehr

verändert. Am Tage, nachdem das kalkstaubige Gerümpel abgeladen war, kamen schon die ersten Bruchsteine aus Rüdersdorf, dessen Kalkfelsen allmählich abgebaut werden und im Untergrund von Berlin verschwinden. Dann wurden auch schon die ersten Backsteine abgeladen und hielten auch schon vor der Baustelle die ersten Mörtelwagen, bis fast zum Rande mit garstigem grauen Schmand gefüllt. Im Umfassen war ein Brunnen angelegt und eine Schutzhütte gebaut, in der die Arbeiter ihre Röcke aufhängen. Mit großem Eifer wurde ans Ausgraben gegangen und bald war von den Spaten der Arbeiter die ganze Grasnarbe des grünen Platzes umgeworfen und zerstört. Doch nein, nicht die ganze, auf dem künftigen Hofplatz des neuen Gebäudes hat sich noch etwas Grün erhalten. Man sieht es ihm aber an, daß es im Begriff ist, von selber einzugehen. In- dessen ist es unterhaltend, von oben herab einen Blick auf das eifrige Treiben und auf den Bauplatz zu werfen. Unermüdlich machen die Steinträger, die Mörtelträger und die beiden Wasserträger ihre Gänge, und mit wunderbarer Geschwindigkeit wachsen unter den Händen der Maurer die Wände empor. Es sind etwa fünfzig Arbeiter bei dem Bau, und da in der Straße zur Zeit noch mehr Häuser gebaut werden, haben die Speise- und Bierwirte dieser Gegend gute Zeit. Ach, wenn es doch immer so bliebe! denken sie wohl bei sich. Auch in den Arbeitsstunden erscheint auf dem Bauplatz ein Kellner mit Bier. Manchmal läßt sich dort auch

ein Hausierer sehen mit Zigarrenspitzen, Manschettenknöpfen, Photographierahmen und dergleichen Tand und macht anscheinend gute Geschäfte. Die meisten der Bauarbeiter essen in den kleinen Wirtschaften der Straße, einigen aber von ihnen wird das Mittagbrot von ihren Frauen auf den Bauplatz gebracht. Darunter ist eine sehr sauber gekleidete junge Frau. Jeden Mittag kommt sie mit dem Korbe, in dem sie das Essen hat, und mit einem Kinderwagen, in dem zwei kleine Kinder sitzen, ein Mädchen, das eben zu laufen anfängt, und ein um ein Jahr etwa älterer Junge. Nach dem Essen, wenn die Frau wieder nach Hause will, holt der Mann sich seine Kleinen, die unterdessen zwischen Brettern und Steinen — der schönsten Landschaft, die es für Kinder geben kann — gespielt haben, und setzt sie selbst in den Kinderwagen, wobei er sie mit seinen rauen Händen sehr vorsichtig aufsaßt. Das ist etwas, das mich einigermaßen mit der Sache versöhnt, wenn ich auch manchmal einen betrübten Blick auf meine Balkonblumen werfe und zu mir sage: Dieser Neubau raubt ihnen einen großen Teil des Sonnenscheins, der ihnen auch so schon knapp bemessen war. Und wie werden sie durchkommen durch den Ziegel- und Kalkstaub?

Das Fund-Bureau

Zu den Sehenswürdigkeiten Berlins gehört das „Fund-Bureau“ am Schlesischen Bahnhof. Dieses nützliche Institut, durch das gewiß schon manche Träne getrocknet worden ist, gewährt einen überraschenden Einblick in die menschliche Unvollkommenheit. Es ist unglaublich, was alles auf der Bahn von Leuten, die in Gedanken oder auch gedankenlos sind, vergessen wird. Ist es doch vorgekommen, daß Leute, die an einem See im Grunewald dem Angelsport obgelegen hatten, ihre ganze Beute, mit der sie in Berlin großtun wollten — sie bestand aber in fünf kleinen Plögen und einem Hecht, den die Pessimisten unter ihnen für „winzig“, die Optimisten aber für „beinahe mittelgroß“ erklärten — im Coupé liegen ließen. Bald nachdem sie am Zoologischen Garten ausgestiegen waren, entdeckten sie den Verlust und sandten den Fischen Depeschen nach verschiedenen Stationen nach, um sie aufzuhalten; die Fische aber waren schneller als der elektrische Funke, ließen sich nicht mehr erreichen, so daß am Ende nichts anderes übrig blieb, als zu telegraphieren: Wer sie findet, behalte sie! Nun, frischgefangene Fische wird man nicht leicht im Fund-Bureau sehen, denn sie gehören zu dem, was seiner geringen Haltbarkeit wegen rasch irgendwo und irgendwie untergebracht werden muß,

dagegen findet man andere Gegenstände in großer Zahl und großer Verschiedenartigkeit. Da sind in einer Reihe von Räumen aufgestapelt Koffer, Kasten und Schachteln, Taschen und Täschchen, Überzieher und Umhänge, Gummischuhe und Galoschen, Taschentücher und Taschenbücher, Stöcke und Regenschirme zu Hunderten, Bücher aus Leihbibliotheken und solche aus öffentlichen Bibliotheken (sehr fatal!), Pakete mit Gedichten im Manuskript (ein leicht ersetzbarer Verlust, wenn sie verloren gehen), Flaschen mit Medizin (vielleicht zum Glück für den Kranken) und Flaschen mit Wein (recht unangenehm!), photographische Apparate, Brillen, Taschenmesser, ausgestopfte Vögel, Gipsbüsten und vieles andere noch, das sich nicht in bestimmten Abteilungen unterbringen läßt. Sogar ein Stelzfuß wurde einmal gefunden. Alle diese Gegenstände werden, wenn nicht unterwegs schon einer sie mitnimmt, sorgfältig aufgehoben und dem Verlierer, wenn er sich meldet, zurückgegeben. Meldet er sich nicht, so werden sie nach Verlauf einer bestimmten Zeit versteigert, mit Ausnahme, wie ich glaube, der zahllosen vergessenen Blumensträuße, die schon beim Auffinden nur noch Drahtwert haben. Und der Drahtwert eines Blumenstraußes ist verschwindend klein. Beim Anblick eines Teils der im Fund-Bureau aufgestapelten Sachen muß man sich sagen, auch wenn der Verlierer sich dorthin begibt und der Gegenstand, den er verloren hat, ist wirklich da, so ist er doch nicht ganz sicher, daß er ihn zurückerhält, und zwar aus dem Grunde, weil er

ihn nicht sofort erkennen und, ohne von Zweifeln beunruhigt zu werden, sagen kann: „Das hier ist mein!“ Es gibt leider Menschen, die niemals recht ihren Überzieher kennen lernen. In Lokalen stehen sie, wenn sie fortgehen wollen, zweifelnd vor einem Gewandstück dieser Art und fragen sich: „Ist das auch wirklich meiner?“ Vielleicht steckt in der Tasche ein Paar Handschuhe oder ein Schlüssel oder ein Tannzapfen oder sonst etwas, wodurch der Überzieher sich als der richtige zu erkennen gibt; aber wer wagt denn gleich, in die Taschen eines noch zweifelhaften Überziehers zu greifen? Ist es nicht der richtige, und der wirkliche Eigentümer sitzt in der Nähe und beobachtet einen, kann man dann nicht gewärtigen, daß man wegen angeblichen Taschendiebstahlsversuchs verhaftet und in den Bürgergewahrsam abgeführt wird? In solchem Falle geht mancher, eine Erkältung riskierend, ohne Überzieher fort oder bleibt auch, was noch viel schlimmer ist, so lange im Lokal, bis nur noch ein Überzieher am Riegel hängt, den er dann als den seinen anspricht. Und auch dann noch kann es ein falscher sein. Nun, im Fund-Bureau kann man wenigstens die Taschen des fraglichen Kleidungsstücks durchsuchen, ohne in argen Verdacht zu kommen; findet sich aber in den Taschen nichts, so ist man auch in schlimmer Lage. Viel schlimmer aber noch verhält sich die Sache bei dem Regenschirm, der überhaupt keine Taschen hat, dabei so sehr vergesslich ist und so vielen seiner Art so überaus ähnlich sieht. Bei ihm setzt man

außerdem, was am wenigsten bei dem vergessenen Fisch der Fall ist, voraus, daß er eine Art von persönlichem Interesse für seinen Eigentümer besitzt und gern wieder zu ihm zurückkehren möchte. Darum dürfte es wohl angebracht sein, den schon im Gebrauch sich befindenden guten Ratsschlägen in Imperativform auch noch diesen hinzuzufügen: „Zeichne Deinen Regenschirm!“

15

Zwischen sieben und acht im Fleischwarengeschäft

Zwischen sieben und acht Uhr abends ist es in den feinen Fleischwarengeschäften Berlins die Zeit des vollen Marktes. Dann wird eingeholt, was an kaltem Aufschnitt für den Familientisch gebraucht wird oder was man zur Bewirtung einer kleineren Gesellschaft nötig hat. Dann drängt sich im Laden das einkaufende Publikum, und auch draußen stehen gewöhnlich ein paar Leute, die neugierig in den Laden hineinblicken oder auch sich an dem im Schaufenster vor oder hinter dem Glase aufgestellten Blumentöpfen erfreuen. Alles, was sich Fleischer, Schlächter, Metzger oder Knochenhauer nennt, liebt die zarten Kinder der Flora, und so fehlen denn auch sehr selten in den Schaufenstern der Fleischwarenhandlungen Blattpflanzen und blühende Gewächse, die einen so reizenden Gegensatz zu den Schinken und

Würsten bilden. Drinnen stehen um die angegebene Zeit hinter dem Ladentisch anmutige Fräulein, vier oder fünf in einer Reihe, meist gleich und immer sehr sauber gekleidet, und handhaben die langen und scharfen Messer so geschickt, daß man es mit Vergnügen, dem ein leises Frösteln beigemischt ist, ansieht. Wie sie mit diesen gefährlichen Werkzeugen, zu denen ihre Zartheit und Anmut einen so entzückenden Gegensatz bildet, umgehen, das ist nicht Handwerk nur, das ist Kunst. Künstlerinnen in der Tat sind sie, etwa den Schwerttänzerinnen vergleichbar. Manchmal wendet eines der schneidenden Fräulein sich um, um von der Wand eine neue Wurst herunterzuholen. Dort an der Wand hängen die Würste verschiedener Art geschmackvoll geordnet. Denn ein richtiger und tüchtiger Schlächter hat nicht nur Liebe zur Blumenwelt und zur Natur überhaupt, sondern er besitzt auch Sinn für höhere Kunst. Das muß jeder sagen, der aufmerksam das Wurstarangement an der Wand betrachtet. Da hängt eine Reihe von langen Würsten, die oben mit einer Girlande oder Borte von kleinen Würsten gekrönt ist. Andere Würste wieder, mit beiden Enden zusammengeknüpft und zu einem Ringe gebogen, gleichen der sich in den Schwanz beißenden Schlange, die das Symbol der Ewigkeit ist. Wenn man so etwas ansieht, wird einem die dekorative Bedeutung der Wurst klar, und man ahnt etwas von einem „Würststil“, der übrigens in der modernen Kunst vielleicht schon vorhanden ist.

Vor dem Ladentisch stehen die Einkaufenden, manchmal dichtgedrängt. Zum größten Teil sind es Dienstmädchen oder Gehilfinnen im Haushalt, wie man sie nennen sollte, weil sie selbst weder vom Dienen noch von der Herrschaft gern etwas hören. Eine oder die andere Hausfrau ist auch dazwischen, selten aber ein Herr aus den sogenannten besseren Ständen. Nicht selten ist der Offiziersbursche, der ausgeschiedt ist, um Fünferlei, von jeglicher Art 50 Gramm, einzukaufen. Da steht er nun und läßt seine Blicke von den schönen Würsten zu den schmucken Dienstmädchen und von diesen wieder zu den schönen Würsten hinüberschweifen. Dann überlegt er, wie viel Zeit er wohl brauchen würde, um den ganzen kalten Aufschnitt, den er nach Hause tragen soll, zu verzehren. Sicher nicht mehr, als man braucht, um ein Vaterunser zu beten. Dann richten seine Augen sich auf das schinkenschneidende Fräulein vor ihm, und seinen breiten Mund umspielt ein mitleidiges Lächeln. Es geht doch recht, recht kümmerlich in dem großen Berlin zu, wo man den Schinken, wenn man Appetit darauf hat, nicht aus dem eigenen Rauchfang herunterholt, sondern zum Schlächter laufen muß, um sich für eine unsinnige Masse Geld eine kleine Portion davon zu erhandeln. Und was für dünne Schinkenscheibchen werden hier geschnitten! Da ist es doch anders zu Hause, wo man zweifingerdicke Stücke sich heruntersäbelt. Nein, eine ordentliche Wirtschaft kann doch nur da existieren, wo man sich selbst sein Schwein fett macht und einschlächtet.

Al dergleichen kann man zu sehen bekommen, wenn man ein Weilchen vor dem Ladenfenster der feinen Fleischwarenhandlung stehen bleibt, am Abende zwischen sieben und acht Uhr. Und dann fällt einem ein, wie man sich selbst einmal als Junggeselle in Berlin — lange ist es her — sein Abendbrot zusammenholte. Zuerst kaufte man sich beim Bäcker ein kleines Roggenbrot für einen Silbergroschen. Das war genug zu Abend und schmeckte köstlich. Dann ging es nach der Butterhandlung — eine sehr berühmte war damals in der Niederwallstraße, und dahin ging man — und forderte für einen Silbergroschen Butter, „aber von der besten!“ Das war genug zum Bestreichen, denn man schnitt das Brot nicht so dünn, wie es bei den ästhetischen Tees auf den Tisch kam, und bestrich es nicht so dick, wie es im Holsteinschen geschieht, wo man nicht weiß, wohin mit der Butter. Zuletzt wurde beim Schlächter für fünf Dreier ein halbes Viertelfund — so und nicht ein Achtelfund sagte man — Leberwurst erstanden. Das langte aus zum Belegen, natürlich aber wurde nicht so belegt, daß der Belag rundherum überstand, noch wurde auf beiden Seiten belegt, wie es den Sybariten nachgesagt wird. Erzählt wird das von ihnen, ich halte es aber für unwahrscheinlich, weil sie dann das Brot hätten vertikal halten müssen, wie die Blätter des australischen Gummibaums stehen. Dadurch aber wird das Abbeißen unbequem.

Dor Ostern

In dieser Zeit vor Ostern ging es wohl in den meisten Berliner Häusern recht lebhaft zu. Zunächst kam das große Reinmachen, wobei in herkömmlicher Weise viel Staub aufgewirbelt, das Unterste zu oberst gekehrt, reichlich Bruchgut in Glas, Porzellan und Gips geliefert und mancher Schiller und Goethe mit dem Kopf nach unten auf dem Bücherbort aufgestellt wurde, um in Häusern, wo die älteren Klassiker unserer Literatur nicht mehr besonders geachtet werden, in dieser unbequemen Stellung bis zum nächsten Reinmachen stehen zu bleiben. Darauf folgte der Mädchenwechsel, der um Ostern großartige Dimensionen annimmt. Es war ein guter Tag für die Droschkenfutcher. Einer, noch dazu ein Tagameterfahrer, mit dem ich am Abend des zweiten April eine Tour machte, berichtete mir, daß er an diesem Tage vierzehn Dienstmädchen mit je einer Kommode von Herrschaft zu Herrschaft gebracht hatte. Damit hatte er ein gut Stück Geld verdient und pries deshalb die Unbeständigkeit der Mädchen, worin ich ihm nicht beipflichten konnte. In den Häusern aber gab es viel Abschiednehmen und Willkommenheißten. Zwei Donnen gingen, zwei Donnen kamen, und die meisten Neuantretenden werden wohl zuerst gut gekehrt haben — die meisten, aber nicht alle, denn aus langjähriger

Erfahrung weiß ich, daß manche in den ersten Tagen schon Enttäuschung und Schrecken hervorrufen und damit den Wunsch, sie sobald wie möglich wieder loszuwerden. Weiter ist in den Schulen die Versetzung vor sich gegangen, leider nicht in allen Fällen da, wo sie erhofft wurde, und in den Kirchen die Konfirmation vieler Berliner Kinder. Man sah auf der Straße die Konfirmandinnen in schwarzem Anzuge mit dem Gesangbuch und einem Blumenstrauß in den Händen. Dazu kamen die katholischen Mädchen, die gefirmelt wurden, in anmutigerer Tracht: weißgekleidet mit einem Kranz auf dem Häuptlein und einem Schleier. Die Konfirmation wird neuerdings mit mehr äußerlicher Feier verbunden, als es früher Brauch war und besonders spielen die Geschenke dabei eine große Rolle. Das ist schon aus den Zeitungen zu ersehen, in denen die Geschäftsleute sehr verschiedenartige und manchmal sehr merkwürdige Sachen als Konfirmations-Geschenke empfehlen. Das kannte man zu meiner Jugendzeit noch nicht. Ich erinnere mich nicht, daß wir zu unserer Einsegnung etwas anderes geschenkt bekamen als ein Gesangbuch oder eine Bibel. Es wurden uns aber an diesem Tage unsere Patengeschenke, die bis dahin verschlossen geblieben waren, nebst den Patenbriefen übergeben. Darunter befand sich denn manches, was uns Freude machte und sich nachher, wenn man auf die hohe Schule gegangen war, als Verfaßstück verwerten ließ. Auf die hohe Schule wird jetzt aus manchem Berliner Hause ein

junger Mann entlassen, der vor Ostern glücklich das Abiturientenexamen bestanden hat. Viel Kopferbrechen hatte hie und da die Frage veranlaßt, was er studieren solle. Aus so einem jungen Menschen ist schwer herauszufrieden, zu welchem Fach er eine besondere Neigung hat, und gewöhnlich hat er auch zu keinem eine besondere Neigung. Was soll er nun werden? Ach, alle gelehrten Fächer sind ja so überfüllt! Soll er einen freien Beruf erwählen, soll er Dichter werden? Nein, nein! Auch auf dem deutschen Barnaß sitzen sie ja schon so dicht beieinander, daß kein Durchkommen mehr möglich ist. Wenn er nur nicht geistig so hoch veranlagt wäre, dann könnte er sich doch einem Handwerk widmen, oder einen Geschäftszweig ergreifen, wobei etwas herauskommt. Nach langem Überlegen entscheidet man sich für eine beliebige Fakultät, bei der er sich einschreiben lassen soll, spätere Umsattelung vorbehalten. Eine weitere Frage ist die, ob er auf der Universität in eine Couleur einspringen, ob er „aktiv“ werden soll. Die Schwestern und die Cousinen sind dafür. Die Mutter ist unentschieden, sie möchte ihn gern in Farben sehen, ihr bangt aber doch etwas vor den Mensuren. Die alten unverheirateten Tanten sind entschieden dagegen. Sie haben schreckliche Geschichten gehört von abgehauenen Nasen, die der bei dem Zweikampf anwesende Couleurhund aufschnappte, von ausge schlagenen Zähnen und abgesprengten Schädelstücken und greulich entstellten Gesichtern. Ach, sie ahnen nicht, daß der junge Knabe,

der mit so ehrbarem Gesicht und anscheinend innerlich bewegt ihre Mahnungen anhört, am Abend vorher schon als „mulus“ im Hinterzimmer eines Berliner Kneiplokals die bunte Mütze probeweise auf dem Kopf gehabt und einigen Unterricht im Komment und im Salamanderreiben empfangen hat.

17

Der Wirt im Hause

Der Wirt im Hause! Es kam von unten zuerst als ein Gerücht, dann als beglaubigte Tatsache, und verbreitete sich aus den hintern Räumlichkeiten aller Etagen über den langen Flur nach dem Berliner Zimmer und den vorderen Gemächern hin. Der Wirt im Hause! Das war eine Nachricht, die überall Aufregung und hie und da einige Bangigkeit hervorrief. Die sämtlichen Mieter wohl kannten ihn noch nicht persönlich, man war gewohnt, mit ihm durch den Portier zu verkehren, der für ihn die Miete einzog und die Beobachtung der Hausordnung überwachte. Diesem huldigte man als dem Vertreter des mächtigen Gebieters, schmeichelte ihm und hielt mit peinlicher Sorgfalt darauf, daß er von allen Mitgliedern des Hausstandes, wenn sie ihm begegneten, zuerst begrüßt wurde. Aber den Hauswirt, wer kannte den? Nicht einmal eine Photographie von ihm besaß man. Er wohnte weitab im fernen Osten,

und das Haus, das, obwohl sehr jung noch, vor ihm schon eine Reihe anderer Besitzer gehabt hatte, gehörte ihm erst seit kurzer Zeit. Und nun ist er plötzlich da, um zu revidieren und sich davon zu überzeugen, ob auch alles in guter Ordnung ist. Es klingelt, und er erscheint. Hausherr und Hausfrau empfangen ihn mit einer Höflichkeit, der etwas von Demut beigemischt ist, und nun macht er mit ihnen einen Rundgang durch alle Räumlichkeiten der Wohnung. Mit scharfen Blicken betrachtet er alles, schätzt den Hausrat ab und untersucht die Familienbilder auf ihre Ähnlichkeit. Vor dem Schreibpulte des Hausherrn bemerkt er auf dem Parkettboden zahllose Tintenflecke von jeder Größe. „Woher kommen diese Flecke?“ fragt er. „Vom Dichten,“ heißt es, und er beruhigt sich mit dieser Antwort, weil er sie nicht ganz versteht. „Aber was ist das? Da fehlt ja an der Mauer ein ganzes Stück Tapete!“ „Allerdings,“ heißt es, „fehlt es, aber es sind ja Kinder da, und die Mädchen nehmen sich auch nicht in acht.“ Er findet das begreiflich, aber nicht in der Ordnung. Mit großer Genauigkeit untersucht er die Wasserleitungsverhältnisse, denn durch Wasser wird in den Häusern Berlins viel mehr Schaden angerichtet als durch Feuer. Er examiniert scharf, ob auch etwas oben durch die Decke oder unten durch den Fußboden gedrungen ist, und wird nur halb beruhigt durch die Versicherung, es sei nichts derart vorgekommen. Da erblickt er Blumentöpfe auf einem Fensterbrett. Richtig, es sind Klagen

darüber eingelaufen, daß beim Begießen dieser Blumen verschiedene Wassertropfen vorbeigesprungen sind und ihren Weg nach unten genommen haben. „Nun, das kann ja vorkommen,“ sagt man. „Ja, es darf und soll aber nicht vorkommen,“ lautet die nur zu berechtigte Erwiderung. Endlich ist er fertig mit dem Revidieren, und man trennt sich mit der Hoffnung eines dauernd guten Einvernehmens. Nun, so schlimm, wie man gefürchtet hat, war er auch nicht, er hat sogar etwas vom Streichen eines Fußbodens auf seine Kosten angedeutet. Wenn man sich nur nicht verhöhrt hat, oder es ihm nachher wieder leid wird! Eine Weile, nachdem der Hauswirt das Haus verlassen hat, sagt einer der Mieter zu seiner Gattin: „Er hat ja das Recht dazu, hier zu revidieren, und ich verdenke es ihm nicht, daß er es tut, denn das Haus, in dem wir zeitweise — lange wird's ja nicht dauern — wohnen, gehört ihm. Dennoch berührt es mich ein wenig peinlich, daß ein Fremder so den ganzen Raum, in dem wir wachen, schlafen, essen und trinken und unsere Kinder aufziehen, gefühllos abschreitet und mustert. Liebe, wir müssen doch daran denken, uns einmal ein Heim zu erwerben, das uns wirklich gehört.“ „Wo denkst Du hin?“ sagt sie. „Wie sollten wir jemals wohl dazu kommen?“ „Es ist doch möglich,“ erwidert er. „Wenn die Kinder alle erwachsen und versorgt sind und ich mein Geschäft aufgegeben habe und lebe noch, dann kaufen wir uns in der Nähe der See ein Stückchen Land — ich weiß,

wo Grund und Boden für so gut wie gar nichts zu haben ist. Darauf bauen wir ein kleines Haus, das auch nicht viel kosten wird. Hinter dem Hause ist ein Garten, der nicht zu klein sein darf, denn es müssen darin nicht nur Blumen, sondern auch Obstbäume, Küchenkräuter und verschiedene Gemüse, in sonderheit große Bohnen gebaut werden. Vor dem Hause ist ein Gärtchen mit Rosenstöcken, und eine Linde pflanzen wir da. Ich denke auch, wir schaffen uns ein Volk Hühner an und eine Ziege. Ich denke auch einen Hund, denn dort kann uns es niemand verbieten, einen Hund zu halten. Freilich so einen bekommen wir nicht wieder, wie unser Männen war, unser guter Tschel, den wir abgeben mußten, weil der Hauswirt ihn nicht dulden wollte. Nicht vierzehn Tage dauerte es — nicht wahr? — da starb er. Die Sehnsucht nach uns, so nahmen wir wenigstens an, hatte ihn getötet. Doch ich will nicht schmerzliche Erinnerungen aufwecken, sondern nur noch eins sagen. Vor dem kleinen Hause steht natürlich eine Bank. Wenn wir abends da sitzen und ich meine Pfeife rauche, sagen wir zueinander: Es ist doch schön, ein Heim zu besitzen, das einem ganz gehört, sei es auch noch so klein!“

Erster Frühling

Den neuen Frühling kann man bemerken in den Straßen Berlins, wenn man nur die Augen aufmacht. Es findet sich ja doch hier und dort selbst mitten in der Stadt der Strauch, der schon einen zarten grünen Schleier übergeworfen, oder ein Baum, der sich mit Rätzchen behängt hat. Eines oder das andere blüht auch schon. So steht im Vorgarten der Universität ein großer Kornelkirschbaum, der über Nacht seine unzähligen goldgelben Blütensternchen entfaltet hat, ebendasselbst ein Haselbusch, der schon im Verblühen ist, und ein mit rosenroten Blüten geschmücktes Seidelbaststräuchlein. Bald werden auch die niedrigen Hecken von japanischen Quitten dort sich mit purpurnen Blumen schmücken. Hinter der Universität in dem kleinen botanischen Garten blühen Schneeglöckchen, und auf den Beeten drängen sich blutrote Keime ans Licht. Man findet dort ein paar recht hübsche, nicht mehr ganz junge Eibenbäume, von denen steht einer, ein männlicher Baum, der seinen Platz unmittelbar an der Dorotheenstraße hat, jetzt in Blüte.

Vorn nach den Linden zu gehen auf dem schön grünen Rasen Schwarzbrosseln, die in der Nähe Nester haben müssen, so gemütlich spazieren, als gehörten sie zur Universität. Ich hörte die eine zur anderen sagen:

„Du, ich glaube, es wird jetzt Frühling.“ „Du meinst,“ sagte die andere, „weil die Kornelkirsche blüht? Das war im vorigen Jahre auch um diese Zeit, nachher aber sah man die Blüten in Eisäpfchen eingeschlossen. Auf Bäume und Sträucher ist gar kein Verlaß. Jetzt laufen hier die Jüngens noch aus und ein, es wird also drinnen noch gelesen. Wenn das aufgehört hat, und die Ferien haben angefangen, dann ist schon eher mit einiger Sicherheit auf den Frühling zu rechnen.“ Ich fand es etwas despektierlich von der Schwarzdrossel, daß sie die Herren Studenten als „Jüngens“ bezeichnete, im übrigen aber war sie gut unterrichtet.

19

Die Krokuswiesen im Tiergarten

Die Krokuswiesen des Tiergartens stehen in voller Blüte, wer aber an ihrer Pracht noch die Augen erfreuen will, soll damit eilen, denn bei dem milden Wetter, das wir jetzt haben, vergeht die erste Frühlingsblüte sehr rasch. Diese Krokuspflanzungen sind angelegt worden an der Tiergartenstraße von der Luisen-Insel bis gegen die Friedrich Wilhelmstraße hin auf den von Unterholz entblößten Rasenflächen. Dort sind — im Herbst 1901 muß es gewesen sein — etwa 10 000 Krokuszwiebeln gelegt worden, aus denen nun

zum zweitenmal eine bunte Blütenpracht hervorgegangen ist, weiß, violett und goldgelb blüht es durcheinander. Manche halten das für wilde Blumen, es sind aber Gartenblumen. Ihre Stammform ist der Frühlingskrokus (*Crocus vernus*), eine Pflanze der höheren Gebirge, die jedoch auch an einigen Stellen in Schlesien schon auf Wiesen vorkommt. In größter Fülle aber habe ich sie mit leuchtendblauem Enzian zusammen gefunden im beginnenden Mai auf den Alpen, da, wo einzelne nach Süden gerichtete Berghänge eben schneefrei geworden waren, während unmittelbar daneben noch hoher Schnee lag. Eine andere Art von Krokus ist derjenige, der im besonderen Saffran genannt wird, und zwar eine ausländische Art, um die es sich handelt beim Homer, wo es heißt:

• „Eos im Krokusgewande erleuchtete wieder den Erbkreis.“

Bemerkt sei, daß mit dem „Krokusgewand“ nicht auf die Blumenfarbe hingedeutet wird, sondern auf das Rot oder Gelbrot der Narben dieser Krokusart, die im Altertum als ein sehr beliebtes Gewürz galten, und noch in den Gewürzschränkchen unserer Großmütter nicht fehlen durften. Jetzt wird der Saffran wohl nur noch von den Konditoren zum Gelbfärben von Zuckerwerk benützt. Die Krokus im Tiergarten haben Feinde oder Liebhaber gefunden in Gestalt der dort recht häufig vorkommenden wilden Kaninchen. Diese essen gern die Krokusblüten auf, und das ist eine Un-

gehörigkeit, die nicht gelitten werden darf, zumal die Kaninchen auch sonst Angewohnheiten haben, die ihren Aufenthalt im Garten oder Park unbequem erscheinen lassen. Eher schon möchte ich ein Wort einlegen für die Eichhäschen. Es ist soeben wieder angeordnet worden, daß sie im Tiergarten unnachsichtlich abgeschossen und ausgerottet werden sollen. Wenn sie aber ganz aus dem Tiergarten verschwänden, wäre das doch zu beklagen. Es sind gar zu allerliebste Tiere, an deren lustigem Treiben jung und alt sein Vergnügen hat, und sie würden sehr vermißt werden, wenn es gelänge, sie völlig auszurotten. Ich weiß, daß sie von den Amfeln oder Schwarzdrosseln verklagt worden sind, denen sie die Jungen aus den Nestern nehmen sollen. Das wäre ja allerdings nicht schön gehandelt, ob alles aber, was die Amfeln behaupten, wahr ist, scheint mir denn doch etwas fraglich zu sein. Übrigens erzählt man sich von den Amfeln, daß sie selbst sich kleineren Vögeln gegenüber nicht immer so benehmen, wie es einem Gentleman in der Vogelwelt zukommt.

Ich komme noch einmal auf die Krokuswiesen im Tiergarten zurück. Es ist nicht Krokus allein, der dort blüht, mit ihm zugleich sind viele Exemplare der sibirischen Scilla ausgepflanzt worden, deren himmelblaue Blütenglöckchen oder Blütensterne auch jetzt das Auge entzücken. An die Scilla oder Meerzwiebel geht, wie ich vermute, das Kaninchen nicht heran, weil sie einen etwas scharfen Geschmack hat. Vielleicht könnte noch

anderes auf den Rasenflächen im Tiergarten angepflanzt werden, z. B. eine Gesellschaft von Herbstzeitlosen als Gegenstück zu der Frühlingsflora der Krokus.

20

Der Auffagetag

Es war der 15. dieses Monats und anscheinend wenig beachtet, wie ein gemeiner Tag ist er vorübergegangen. Und doch ist an diesem Tage der Grund gelegt worden zu den großen Umwälzungen und Verschiebungen in der Dienstbotenwelt Berlins, die sich am 1. April vollziehen werden. Für den Junggesellen ist der Mittquartalstag ein Tag wie jeder andere, in Familien aber sieht man ihm oft mit großer Spannung entgegen. Manchmal ahnt man schon, was da kommen wird; manchmal ist man völlig unvorbereitet und vermutet nichts weniger, als daß plötzlich alle beide oder auch alle drei, wenn ihrer so viele vorhanden sind, auffagen werden. Geschieht das dann, so gibt es eine Überraschung, wie sie großartiger nicht zu denken ist. Blitze aus heiterem Himmel sind nichts dagegen. Ach, die arglose Hausfrau glaubte noch an ein langes und segensreiches Zusammenwirken mit ihren zwei oder drei dienenden Feen, als längst schon in geheimen Komitee-Sitzungen in der Küche und auf dem Hangeboden und

in verstohlenen Besprechungen auf dem Hof oder vor der Thür ausgemacht war, daß man a tempo kündigen wolle. Falsche Zungen waren natürlich im Spiel dabei, und man weiß auch sehr wohl, wer geheßt hat. Manchmal ist es schon vor dem Aufsagetag zum offenen Bruch gekommen, und dieser Termin hat dann für beide Teile kein Interesse mehr. Die Zeit zwischen der Aussage und dem Abgange ist für die „Herrschaft“ eine verhältnismäßig angenehme. Das Abgangszeugnis, das für das weitere Fortkommen nicht ohne Wichtigkeit ist, steht noch in Aussicht, und außerdem liegt gewöhnlich zerbrochenes Porzellan und Glas vor, für das möglicherweise ein Abzug von dem noch zu erwartenden Lohn gemacht werden könnte. Aus diesen Gründen entfaltet sich auf dienender Seite in den letzten sechs Wochen häufig noch eine Liebenswürdigkeit, welche die Trennung unerwartet schmerzlich macht. Selten geht von der Herrschaft die Kündigung aus, und das ist sehr begreiflich. Die Mädchen, leichten Sinnes und hoffnungsfreudig ins Leben schauend, denken noch immer daran, sich zu verbessern; die Herrschaft, nachdem sie einige Jahre hindurch gewechselt hat, hofft dergleichen nicht mehr. „Wir müssen,“ sagte neulich ein schon unzählige Male vom Mädchenwechsel betroffener Hausvater zu mir, „doch dahin kommen, daß wir uns allein bedienen. Und das geht auch. Die Marktgänge und das Kochen kann der Mann besorgen, wie es im Süden vielfach geschieht. Das Aufräumen der Zimmer und das Abwarten der

Kinder fällt selbstverständlich der Frau zu. Die Gardinen ließe ich so lange hängen, bis sie von selbst herunterfielen, und hängte keine neuen wieder auf, da sie dem Zimmer doch nur das Licht benehmen. Das Staubwischen unterbleibt als gesundheitsgefährlich. Es werden dadurch nur Bazillen aufgewirbelt, oder es wird, wenn es sich auf die Bücher erstreckt, Unordnung in die Reihen derselben gebracht. Bei außerordentlichen Gelegenheiten, bei Familienfesten z. B., könnten Hagestolze aus dem Bekanntschaftskreise als Hilfsarbeiter herangezogen werden, um z. B. Flaschen aufzuziehen, Auster aufzumachen, Hummer zu spalten und den Gästen zuletzt hinabzuleuchten. Sie könnten auch beim Hinunterbegleiten an der Haustür von den Gästen ein Trinkgeld nehmen, müßten dasselbe aber in eine im Hausflur angebrachte verschlossene Büchse tun, zu welcher der Hausherr den Schlüssel besitzt.“ — Wer stimmte dem nicht bei?

21

Die Sonne kommt wieder

Wieder hat die Sonne zum erstenmal seit dem Herbst den oberen Stockwerken so mancher Berliner Häuser einen kurzen Besuch abgestattet, und zwar in vielen Fällen gleich zweimal an einem Tage, indem sie

einmal in die Vorderzimmer und das andere Mal in die Hinterzimmer derselben Wohnung hineinblickte oder sie wenigstens anleuchtete und streifte. Auch bei einem ganz flüchtigen Blick sieht die Sonne schon viel, und wenn sie an einen Ort kommt, wo sie lange nicht hingekommen hat, bekommt sie stets Neues zu sehen, mehr wohl noch bei uns in der großen Stadt, wo sich alles so rasch verändert und wechselt, als draußen auf dem Lande, zumal in den hohen Breiten, wo so viel mehr Beständigkeit herrscht. Nun stelle ich mir ein Hinterzimmer vor, in das die Sonne am Morgen zum erstenmal wieder hineinsieht. Auf den ersten Blick wird sie der Minna ansichtig, die gerade die Betten macht, und ist angenehm davon überrascht, sie zu sehen. Minna aber ist an das Fenster getreten, um von der schweren Arbeit ein wenig auszuruhen — sich zu „verpusten“, wie sie sagt — oder auch, um mit irgend jemand, der aus einem andern Hinterfenster herausieht oder unten auf dem Hof steht, einen Blick zu wechseln. Jedenfalls wird sie von der Sonne gesehen. „Das ist,“ sagt die Sonne erstaunt, „dieselbe Minna noch, die also über ein Vierteljahr auf derselben Stelle geblieben ist. Daß so etwas in Berlin vorkommen kann, habe ich nicht für möglich gehalten. Oder sollte jetzt eine andere Herrschaft die Wohnung haben? Nein, daß dem nicht so ist, schließe ich daraus, daß das eine Bild in der Ecke am Fenster immer noch schief hängt. O was für eine Perle von Dienstmädchen ist diese Minna, wie viel

Geduld muß sie haben! Vielleicht hat sie einen Schatz, der gut auf sie einwirkt. Ob es einer vom Militär ist? Wohl kaum, denn die Krieger sind von alter Zeit her meist unbeständig in ihren Neigungen. Eher ist es wohl einer von der Post, die sollen ja über die Maßen treu sein.“

Am Nachmittag desselben Tages sieht die Sonne zum erstenmal wieder in das große Vorderzimmer derselben Wohnung hinein. Das erste, worauf ihr Blick fällt, ist ein Stieglitz in einem Käfig. Nachdem sie ihn eine Sekunde angesehen hat, sagt sie: „Nun weiß ich es bestimmt, daß dieselbe Herrschaft noch die Wohnung hat, denn es ist derselbe Stieglitz.“ Daß sie so sagt, darf einen nicht wundern, denn die Sonne beobachtet sehr scharf. Für die Menschen sind ja alle Stieglitze gleich, es sieht aber doch keiner ganz genau so aus wie der andere, deshalb weiß die Sonne einen Stieglitz, den sie einmal gesehen hat, unter tausend andern wieder herauszufinden. Etwas auf diesem Gebiet kann ja auch der Mensch sich erlernen, wenn er sich Mühe gibt — freilich nicht jeder. Es gibt Leute, die können jemand drei- oder viermal in Gesellschaften sehen und ihm vorgestellt werden, und wenn sie ihn nachher auf der Straße begegnen, erkennen sie ihn doch nicht. Solche Menschen sind sehr zu beklagen, denn es kann dadurch zu peinlichen Szenen für sie kommen. Andere Leute aber sind in dieser Beziehung besser veranlagt, und so ist es von dem Schafshirten bekannt, daß er alle ein-

zelnen Mitglieder seiner Herde auseinanderkennt, und wenn ihrer mehr als hundert sind. Nachdem nun die Sonne den Stieglitz sich angesehen und sich darüber gefreut hat, daß er so gut durch den Winter gekommen ist, fällt ihr Blick auf den Blumentisch, dessen Anblick ihr weniger Freude bereitet. „Da sieht es ja nicht schön aus,“ sagte sie. „Daß die Palme eingehen würde, dachte ich mir schon im Herbst, denn sie kränkelte damals schon, weil sie nicht ordentlich gehalten wurde. Aber auch die Araucaria sieht ja zum Erbarmen aus, und der Gummibaum hat, während ich ihn nicht gesehen habe, mindestens fünf Blätter verloren. Sein Trost kann sein, daß er jetzt nicht viel mehr zu verlieren hat. Ja, so geht es, wenn unsereins nicht alle Tage nach den Blumen in den Berliner Wohnungen sieht! Und wir haben doch, weiß Gott, auch anderes noch zu tun.“ Während sie so räsoniert, wird sie ein Wägelchen gewahr, in dem ein kleines menschliches Wesen liegt, das zum erstenmal von ihren Strahlen getroffen, verwundert nach ihr hinsieht und die Ärmchen ausbreitet, als wollte es nach ihr greifen. „Sieh da,“ sagt die Sonne, „etwas Neues im Hause! Augenscheinlich ist es erstaunt darüber, mich zu sehen. Was das erst für Augen machen wird, wenn es die Blumen sieht, die ich im Frühling hervorzaubere, und die Vögel hört, die ich herbeirufe und singen lasse. Nein, das hätte ich wirklich nicht gedacht, daß ich so etwas hier finden würde.“ So sagt sie und geht, aber im Verschwinden verbessert

sie sich noch mit den Worten: „Was ich da rede! Um aufrichtig zu sein: etwas der Art hat mir doch schon geahnt, als ich zum letztenmal hier ein sah.“

22

Der Mädchenwechsel

Wieder einmal hat sich in Berlin der Mädchenwechsel vollzogen, diesmal, wenn mich nicht alles täuscht, in sehr großem Umfange. Wenigstens wimmelten am letzten Sonntabend zwischen sieben und neun Uhr abends alle Straßen von Droschken, in denen ab- und zuziehende Dienstmädchen saßen. Für Herrschaften war es um diese Zeit nicht wohl möglich, einer Droschke zweiter Klasse habhaft zu werden; alle Gefährte dieser Art waren vom dienenden Stande weiblichen Geschlechts in Anspruch genommen. Die abziehenden Damen waren zugleich die zuziehenden. Hier und dort stand auf hohem Balkone eine gute Hausfrau, um der abfahrenden Maid ihre Segenswünsche nachzurufen und gleich darauf, wenn es nicht kurz vorher schon geschehen war, die ankommende mit einem herzlich gemeinten „Willkommen! willkommen!“ zu begrüßen. Während bei den Hausfrauen das Gefühl der Wehmut vorherrschte, sah man bei den Mädchen fast nur lächelnde, von „Daseinsfreude“ strahlende Gesichter. Der Abschied — man sah es ihnen an —

war ihnen nicht allzu schwer geworden, und kein Bangen vor der neuen Herrschaft hatte Gewalt über ihre tapfern Herzen. Indessen soll doch, als vom Küchenfenster aus dem Offiziersburschen auf der andern Seite ein letzter Scheidegruß zugewinkt wurde, hie und da ein Tränlein geflossen sein. Der „Standard of life“ unserer Dienstmädchen hebt sich entschieden immer mehr. Sie waren alle sehr schmuck angezogen und trugen überaus geschmackvolle Hüte. Die meisten hatten etwas Herrschaftliches, einige sogar etwas Hochherrschaftliches an sich. Sie führten keine Kasten oder Truhen mit sich, wie es früher war, sondern elegante Reiseförbe, und viele hatten außerdem auch noch Koffer und Handtaschen bei sich. Die Droschkenkutscher aber überboten sich beim Einsteigen und Anlanden in Dienstfertigkeit und Galanterie. Aus manchem Hause des Westens zogen acht und mehr Dienstmädchen zugleich ab. In diesen Fällen nahm das Ganze den Charakter eines festlichen Aufzuges an. Es fehlte daran sonst nichts als die Fahne, die Musik und der Spitzenreiter. Wenn aber alle Dienstmädchen vor dem Anrücken bei der neuen Herrschaft sich nach dem Tiergarten begeben hätten und dort ein paar mal in der Siegesallee auf und ab gefahren wären, so hätte das einen großartigen und originellen Corso abgegeben.

Unbesinnlichkeit auf den Bahnhöfen

„Wohin fährt der nächste Zug?“ so wird man nicht selten beim Betreten eines Bahnhofes der Hoch- und Untergrundbahn gefragt und auch mitten auf dem Bahnhof. Es genügt dann, daß man mit stummer Geberde auf das Transparent hinweist, auf dem das Ziel des nächsten Zuges in glänzenden farbigen Buchstaben zu erblicken ist. Das macht nicht viel Mühe, aber wunderbarlich ist es doch, daß so deutliche Hinweise von nicht wenigen Personen vollständig übersehen werden. Man möchte das einer gewissen „Unbesinnlichkeit“, wie man in Mecklenburg sagt, zuschreiben, die bei uns nur zu sehr verbreitet ist. Bei uns, sage ich, denn es sind immer Eingeborene, von denen man so gefragt wird, wie eben angegeben wurde, die Fremden wissen auf den Bahnhöfen in Berlin und anderwärts sofort gut Bescheid und meinen wohl gar, es geschähe bei uns zu viel schon in Belehrung und Zurechtweisung. So meinen sie, trotzdem kommt es auf der Hoch- und Untergrundbahn nur zu häufig vor, daß ein Fahrgast sich in einen falschen Zug setzt. Noch im Wagen wird man manchmal gefragt: „Dieser Zug fährt doch nach dem Potsdamer Platz?“ Antwortet man auf diese Frage, weil man, um bei der Wahrheit zu bleiben, nicht anders antworten kann: „Nein, er fährt nach der Warschauer

Brücke“, so bemächtigt sich der älteren Dame — um einen solchen Fahrgast handelt es sich meist in diesen Fällen — eine große Bestürzung und sie springt auf, um in aller Eile noch den Bahnsteig zu gewinnen. Manchmal ist dazu noch Zeit genügend vorhanden, gewöhnlich aber muß sie, weil sich der Zug schon in Bewegung gesetzt hat, mit Gewalt am Hinausspringen verhindert werden, um sie dem Staat und ihren Angehörigen zu erhalten. Dann sitzt sie da bis zur nächsten Station verzweifelt und zerschmettert. Das läßt sich begreifen. Unangenehm und peinlich muß es sein, nicht auf politischem Gebiet allein, sondern auch auf dem allgemein menschlichen und häuslichen, wider seinen Willen, wenn auch kurze Zeit nur, in einer Richtung befördert zu werden, die von dem erstrebten Ziele direkt abführt. Dazu kommt der Zeitverlust. Die Hausfrau kann nicht wie die Reichstagsabgeordneten stundenlang Reden halten oder anhören ohne die Gefahr, daß ihr unterdessen etwas anbrennt oder wegläuft, oder daß sie etwas Wichtiges versäumt. Endlich verliert sie nicht nur indirekt Geld, insofern, wie der praktische Engländer sagt, Zeit Geld ist, sondern auch direkt geht ihr Geld verloren, mindestens im Betrage von zehn Pfennigen. Und was läßt sich nicht alles auch heutzutage noch, wenn man nicht gerade auf Fleisch besteht, für zehn Pfennige kaufen! Allerhand Puß und Tand, mehrere Ansichtspostkarten, ein halb Pfund italienische Goldtrauben, ferner durch den Automaten beziehbar ein Tafel-

chen Schokolade oder ein halbes Schock der so wohl-schmeckenden und so gesunden Pfefferminzküchlein.

Dieselbe „Unbesinnlichkeit“ gibt sich kund vor den Schaltern auf den Bahnhöfen. „Eingang“ und „Ausgang“ steht auch auf beiden Seiten deutlich genug vermerkt, trotzdem wird von Unzähligen da eingegangen, wo sie ausgehen sollen und umgekehrt. Bei schwachem Verkehr ist ja dann das Ausweichen nicht so schwierig, ist der Verkehr aber stärker, so muß Unordnung und Verwirrung die Folge des Nichtbeachtens der weisen Vorschriften sein. Und nun sehe man sich an, wie es in den Postexpeditionen vor den Schaltern hergeht. Auch da steht deutlich genug angeschrieben, daß von rechts her anzutreten ist, aber wie viele sind es, die das nicht beachten! Manche, besonders junge Leute tun das, obwohl sie der unrichtigen Handlung sich bewußt sind, und versuchen zwischen schwachen Mütterchen oder schüchternen jungen Damen durchzubrechen, um eher an die Reihe zu kommen. Dann wieder gibt es irrende Schafe, die von der falschen Seite her den Platz vor dem Schalter zu gewinnen suchen und die in sanfter und freundlicher Weise darüber zu belehren sind, daß sie irre gehen. Gewöhnlich wird das gut aufgenommen und bekommt man, wenn man zu belehren sucht, ein Dankwort oder einen freundlichen Blick; aber nicht immer geschieht das. Es gibt ältere Herren von der rechthaberischen Art, von denen man auch in einem solchen Fall, wo man sich ihnen doch nur dienstbar

erweist, schief angesehen oder gar angeknurrt wird. Dadurch lasse man sich nicht irre machen und ärgere sich nicht darüber. Wie auch in andern Fällen muß man sich mit dem Gedanken trösten, daß man der Gesamtheit genützt hat.

24

Der Telegraphenbote

Der Telegraphenbote hat im Sommer mitunter längere Wege zu machen, die ihm, wie ich glaube, nicht sehr sauer werden. Es handelt sich z. B. darum, einem Vergnügungsreisenden, der eine Stunde weit von der Station in angenehmer Landschaft sich einquartiert hat, eine Depesche des Inhalts: „Alles gesund zu Hause“ zu überbringen. Während der Bote durch den Wald geht, erfreut er sich an der schönen Natur. Wenn die Vöglein noch schlagen, lauscht er ihnen mit Vergnügen. In dem Wirtshause, wo er den Adressaten findet, wird er freundlich empfangen. Er erhält ein Botenbrot, einen Krug Bier, vielleicht eine Zigarre für den Rückweg.

Etwas anderes ist es, in der großen Stadt um die schlechte Jahreszeit und des Nachts eine Depesche abtragen. Vielleicht stürmt und regnet es, oder es ist Schneegestöber, und der Weg kann sehr weit sein. Steht der Bote endlich vor dem Hause des Adressaten, so ist

es zunächst nötig, den Portier herauszuklopfen, und das ist keine Arbeit, die Freude macht oder Dank einbringt. Mit zornigem Brummen, wie ein Bär, der in seinem Winterschlaf gestört wird, fährt des Hauses Pfortner endlich aus seiner Höhle. Es ist schwer, ihm klar zu machen, daß es sich nicht vermeiden ließ, ihn dem süßen Schlummer zu entreißen. Während im Hausflur der Bote sein Laternchen anzündet, brummt er noch immer und urteilt abfällig über das doch sehr rühmenswerte Post- und Telegraphenwesen des Deutschen Reiches.

Nun ersteigt der Bote langsam und vorsichtig die Treppen. Bei jedem Absatz seufzt er leise: „Ach Gott, ja!“ Er steht vor der Wohnung des Adressaten. Das Herz klopft ihm, er sieht sich der harten Aufgabe gegenüber, eine ganze im friedlichen Schlaf liegende Familie aus demselben herauszuschrecken. Er klingelt, ein-, zwei-, drei- und viermal. Endlich naht ein schlurfender Schritt sich der Flurtür, und die Glascheibe über ihr erhellt sich. Eine ängstliche Stimme fragt durch die verschlossene Tür hindurch: „Wer ist da?“ Nachdem die Antwort gegeben ist: „Der Telegraphenbote!“ wird die Tür geöffnet, aber so weit nur, als die nicht gelöste Kette es erlaubt, und über die vorliegende Kette hinweg findet die Unterhandlung mit dem draußen Stehenden und seine Abfertigung statt. Das ist hart.

Drinnen hat schon das Klingeln an und für sich großen Schrecken hervorgerufen. Alles fährt aus dem Schlaf empor und fragt: „Was ist los? Brennt es? Weht

die Erde? Soll der Hausherr verhaftet werden? Kommt der Russe?" Auch nachdem man erfahren hat, daß eine telegraphische Depesche gekommen ist, herrscht noch große Aufregung so lange, bis man weiß, was darin steht.

Ja, wenn es sich immer um etwas Wichtiges handelte, aber oft genug sind an der nächtlichen Ruhestörung Provinzialen schuld, die es sich nicht genau berechnet haben, um welche Zeit die von ihnen abgesendete Depesche in Berlin ankommt. So wird man z. B. zwischen 2 und 3 Uhr nachts davon benachrichtigt, daß der für den anderen Tag angesagte Logierbesuch nicht um 5 Uhr 15 Minuten, sondern um 5 Uhr 25 Minuten nachmittags auf dem Lehrter Bahnhof anlangen wird. Oder die Nachricht lautet auch einfach: „Tausend herzliche Glückwünsche!“ und gibt sich als ein verfrühter oder verspäteter Geburtstagsgruß zu erkennen. Sehr empört begibt man sich wieder zu Bett und nimmt sich vor, dem Absender der Depesche den Empfang derselben durch eine ungewöhnlich grobe Postkarte zu bestätigen.

Es ist kein angenehmes Amt, nachts in Berlin telegraphische Depeschen zu bestellen, und wer damit betraut ist, erscheint als ein bedauernswerter Mann. Bestände freilich die Einrichtung — die ich nicht empfehlen will — daß die Steuern zur Nachtzeit abgeholt würden, dann würde ich den Steuererheber noch für bedauernswerter halten als den Telegraphenboten.

Die verlassene Eisbahn

Die verlassene Eisbahn wäre ein guter Vorwurf für einen Dichter, der für das Elegische, das heutzutage nur zu sehr vernachlässigt wird, veranlagt ist. Ich denke dabei nicht an die großen Eisbahnen draußen, die der Frost auf natürlichste Weise über dem Wasser ausspannt, sondern an eine der kleinen „gegossenen“ in der Stadt. So eine Eisbahn macht jetzt, nachdem längst die dünne Eisrinde abgeschmolzen und der kahle, nackte Erdboden zum Vorschein gekommen ist, einen unsagbar kläglichen Eindruck. Es gelangt dabei so sehr zum Ausdruck, wie doch alles nur auf Schein und Augenblendung beruht hat. Die auf dem Bretterzaun prangende Inschrift „Große Central-Eisbahn“ oder wie es sonst heißt, trägt natürlich auch das ihrige dazu bei. Die auf dem Zaun sitzenden Sperlinge machen sich über die prahlerische Inschrift lustig, und den vorübergehenden Leuten ruft sie ein bald spöttisches bald wehmütiges Lächeln auf die Lippen. Am Eingange zur Eisbahn steht eine ruppige aus alten Brettern zusammengeschlagene kleine Bude. Sie hat vorn eine Art Schalter und darüber liest man „Kasse“. Das klingt schön und gewiß anlockend für manche Leute, die nachts dort vorübergehen, aber sie brauchen sich nicht zu bemühen, es ist nichts dahinter. Man kann mit dem Stoß heftig auf das Dach —

denn das Gebäude ist niedrig — und gegen die Seitenwände schlagen: es stürzt niemand heraus, um zu fragen, was man wünscht. Wo ist der Kassierer geblieben? Ist er aus dem fernen Westen Berlins nach dem fernen Westen Amerikas, wo mehr Verlaß auf das Eis ist, abgedampft? Oder hat er hierorts Verwandte, die ihm über die flauere Zeit hinweghelfen, eine Erbtante vielleicht oder einen Onkel, der ein immergehendes Geschäft hat? Eine andere ebenso ruppige kleine Bude steht weiter hinter auf der einen Seite des Eisplatzes. Ein kleiner Restaurateur hat in ihr gehorftet, aber auch er hat sich fortgemacht, und die Bude ist leer. Wohin ist er entflohen? Dient er im Osten wieder als Kellner, oder ist er nach südlicheren Breiten abgezogen, wo man sich überhaupt niemals auf das trügerische Eis verläßt?

Den einzigen Schmuck der verlassenen Eisbahn bilden ein paar Tannenbäume, die vom Weihnachtsmarkt übrig geblieben und von dem Bahndirektor zu wahrscheinlich sehr billigen Preisen erstanden worden sind. Aber auch sie, so hübsch sie sind, vermindern nicht den Eindruck des Unsoliden, den das Ganze macht. Sie stehen da gleichsam ohne Füße, denn ihr ganzes Wurzelwerk haben sie im Harz oder in Thüringen oder sonstwo auf fernem Gebirge zurückgelassen.

Wird die verlassene Eisbahn noch einmal wieder in Betrieb kommen? Zeit dazu wäre noch vorhanden, aber allerdings nicht sehr viel Zeit mehr. Wir stehen am Ende des Monats Januar, und der März soll schon

die Beilchen bringen. Wenn es also noch frieren soll, muß es bald geschehen. Viele hoffen das. Ach, wie viele hatten sich auf das Schlittschuhlaufen gefreut, am wenigsten nicht die kleinen Schulmädchen, die zum erstenmal in diesem Winter sich aufs Eis wagten. Wie strahlend vor Freude kehrten sie, als es noch fror, nach Hause zurück mit der Meldung: Heute bin ich nur vierzehn-, heute nur neun-, heute nur fünfmal gefallen. Nun ist durch das Tauwetter der Lehrkursus abgebrochen worden, und es erscheint sehr zweifelhaft, ob sie in diesem Winter noch zur vollständigen Ausbildung und Eissicherheit gelangen werden. Niemals, auch nicht um die Hauptlandpartienzeit im Sommer, wurde so viel im Hause nach dem Abendblatt der Zeitung verlangt, nicht weil man auf politische Neuigkeiten erpicht war oder sich nach dem Parlamentsbericht sehnte, sondern nur, um zu erfahren, wie am nächsten Tage das Wetter sein würde. Und wenn die Wetterwarte noch immer nicht Frost verhieß, legte man sich ein wenig verstimmt zu Bette. Die Herren Jungens vermissen außer dem Eise selbstverständlich auch den Schnee. Man kann's ihnen nicht verdenken, und ihnen klar machen zu wollen, daß durch den Mangel an Schneefall die Stadt Berlin Hunderttausende erspart, erscheint kaum lohnend.

Farcierte Schnecken

„Essen Sie gern Schnecken?“ Wenn bei einer Berliner Tischgesellschaft ein junger Herr seine schöne Nachbarin so fragte, dann würde sie vielleicht entsetzt erwidern: „Sind denn Schnecken überhaupt zu essen?“ Das sagte ich mir, als ich vor wenigen Tagen im Schaufenster eines Delikatesladens der Leipziger Straße ein paar große Schnecken liegen sah und dabei einen Zettel, auf dem zu lesen war: „Escargots farcis. Getrübte Schnecken.“ Schnecken wird nicht leicht einer trüffeln, um ihnen selbst ein Vergnügen damit zu bereiten, sondern es geschieht offenbar, um sie dadurch in einen Vederbissen für Feinschmecker zu verwandeln. Sie sahen auch ganz appetitlich aus, und wenn man in die offenen Einfahrten ihrer Häuser hineinsah, fiel der Blick auf eine hellbraune, dunkelgetüpfelte Masse; die dunklen Tüpfelchen aber rührten augenscheinlich von der Trüfflung her. Lange betrachtete ich aufmerksam die Schnecken, sorglich im lieben Herzen erwägend, ob ich eine davon — vorausgesetzt, daß der Verkäufer mit sich handeln ließe — zum Kosten für die Familie anschaffen sollte. Nachdem ich beschlossen, davon vorläufig abzustehen, fing ich an über „escargot“ nachzudenken. „Woher kommt escargot?“ fragte ich mich, und konnte mir darauf keine Antwort geben, weil es weder in den

alten Sprachen noch im Deutschen ein ähnlich klingendes Wort gibt. Zu Hause schlug ich im großen „Sachs“ nach und wurde von ihm auf das spanische „carogollo“ verwiesen. Das hieß aber, einen, wie das Sprichwort sagt, von Pontius zu Pilatus schicken, denn als ich darauf in Diez' „Wörterbuch der romanischen Sprachen“ carogollo aufsuchte, fand ich, daß die einen das Wort von dem arabischen „karkara“ (sich im Kreise drehen), die andern von dem gälischen „carach“ (gewunden) herleiten. Gewisses aber wußte man nicht darüber. Nun, wie dem auch sei, feststeht, daß auf französisch die große Weinbergsschnecke escargot heißt, diese große Schnecke aber hat ihre Geschichte. Vor Zeiten waren diese Schnecken nicht in romanischen Ländern nur, sondern auch in Deutschland eine allbeliebte Speise. Schnecken waren ein wichtiger Handelsartikel und wurden von Ulm aus, wo es große Schneckenzüchtereien gab, im Winter und zumal um die Fastenzeit in Fässern weithin versandt. Die Mönche aber züchteten selbst in den Klostergärten Schnecken, und durch die Klosterleute ist die eßbare große Weinbergsschnecke in Gegenden angesiedelt und heimisch gemacht worden, zu deren Fauna sie ursprünglich nicht gehörte, so in der Mark Brandenburg. Auch in meiner engeren westpreussischen Heimat hat sich die Weinbergsschnecke von dem alten Cistercienserkloster Oliva aus verbreitet. Wie beliebt gekochte, gebratene und sauer eingelegte Schnecken noch vor gar nicht so sehr langer Zeit auch im nördlichen Deutschland

waren, das wird dadurch bezeugt, daß ich im „Ruchbaren, galanten und kuriösen Frauenzimmer-Lexikon“, das 1715 in Leipzig erschienen ist, nicht weniger als acht Rezepte für Zubereitung von Schnecken gefunden habe. Noch als ich im Frühling 1856 nach Göttingen kam, betrieb dort an einer feuchten Stelle am Wall ein alter Herr, der früher bessere Tage gesehen hatte, die Schneckenzucht, und es hieß, daß selbige gehörnte und hausbewohnende Tiere gekocht ein gutes Kraftsupplein abgaben für Genesende und Kindbetterinnen. Im allgemeinen aber sind die Schnecken jetzt, wenigstens bei uns im Norden, beinahe ganz vom Tisch gekommen und zu einer Delikatesse geworden, die von wenigen nur gewürdigt wird. Dagegen hilft auch das Trüffeln nicht. Noch anderes Eßbare, das früher von der Kirche zu den Fastenspeisen gerechnet wurde, ist ganz aus Verkehr und Handel verschwunden, so z. B. Viber und Fischotter. Beim Viber ist das begreiflich, weil er überhaupt fast ausgestorben ist, Fischottern aber werden alljährlich noch genug in Tellerreisen gefangen und könnten sehr wohl auch auf die Tafel selbst der Minderbegüterten kommen. Daß sie aber in Berlin auch in der Fastenzeit nicht mehr zum Verkauf gebracht werden, habe ich neulich festgestellt. Als ich an eine Wildhändlerin auf dem Markt die Frage richtete: „Haben Sie gute Fischottern?“ sah sie mich mit einem Blick an, der es mir geraten erscheinen ließ, rasch im Gedränge zu verschwinden.

Frühlingsanfang

Heute früh um drei Uhr ist nach dem Kalender der Frühling in Berlin angekommen. Leute, die um diese Stunde erst aus Gesellschaften kamen, konnten ihm begegnen und die Gelegenheit wahrnehmen, ihn mit Schillers Versen zu begrüßen:

„Willkommen, schöner Jüngling,
Du Wonne der Natur!
Mit deinem Blumenkörbchen
Willkommen auf der Flur!“

Daß aber jemand es wirklich getan hat, bezweifle ich. Erstens war es noch nicht hell, und daß der Frühling wie ein Dieb in der Nacht kommen kann, daran denkt niemand; zweitens waren die um die oben genannte Zeit Heimkehrenden viel zu tief in der Unterhaltung darüber begriffen, was der und der von dem und dem gesagt und was die und die angehabt und wie gräßlich sie ausgesehen hat, als daß sie auf einen armen Jungen mit einem Blumenkörbchen achten konnten. Viel kann er in seinem Körbchen noch nicht gehabt haben, es ist ja noch nichts heraus. Etwas ist doch schon heraus: Schneeglöckchen, Krokus, Weidenkätzchen und sonst noch einiges, das sich vor drei oder vier Grad Kälte nicht fürchtet. Vom Frühling aber wird mehr verlangt.

Nun wird gesagt: Der Frühling ist ja eben erst gekommen, er kann doch nicht am ersten Tage gleich alles fertig haben. Das ist richtig, es hat aber doch sonst der sogenannte Vorfrühling schon einen Teil der Arbeit besorgt, und davon ist diesmal nicht sehr viel zu merken gewesen. Nun aber ist der richtige Frühling da, und wenn der erst die Sache in die Hand nimmt, kommt sogleich ein ganz anderer Zug hinein. Vorläufig bieten uns ja die Gärtner in den Berliner Blumenläden die ganze Blütenpracht des Frühlings dar, aber das ist keine Kunst, oder vielmehr es ist eine Kunst, die der Gärtner, wir aber wollen den Frühling nun endlich auch draußen im Freien haben, wo er ganz von selbst aufblüht. Dieses herbeizuwünschen liegen verschiedene Gründe vor. Der erste ist die Kohlentenerung oder die Kohlennot. Sie wird schon schwer empfunden in der Stadt. Dort aber stehen die Häuser dicht beisammen, und eines wärmt sich am andern. Viel schlimmer sieht es in den Vororten aus, wo die Häuser — was ja in der guten Jahreszeit ein entschiedener Vorteil ist — mehr oder weniger weit voneinander abstehen. Mir sagte neulich ein Freund, der in einem unserer Vororte ein alleinstehendes kleines Landhaus bewohnt: „In diesem Winter frißt der Ofen mich arm. Er verlangt noch mehr von mir als der Staat, der doch auch im Erheischen von Abgaben nicht blöde ist. Es ist unglaublich, was er — ich meine den Ofen — an Kohlen verschlingt. Und womit soll man sonst heizen als mit

Kohlen? Holz ist noch teurer, Bücher sind sehr schwer zum Anbrennen zu bringen und brennend zu erhalten; es gehört schon eine kleine Feuersbrunst dazu. Einige heizen hier mit Manuscript, was ich nicht billigen kann — nicht deshalb, weil dadurch geistige Arbeit vernichtet wird, sondern aus einem anderen Grunde bin ich dagegen. Wenn man mit Manuscripten heizt, lösen die einzelnen Blätter sich ab und kommen brennend aus dem Schornstein geflogen, dadurch wird die Nachbarschaft in Feuerz Gefahr gesetzt.“ Dem konnte ich nicht widersprechen. Der zweite Grund, weshalb wir richtiges Frühlingswetter herbeiwünschen, ist der, daß die Dichter, auf die eben schon hingedeutet ist, den Frühling nötig haben, um ihn besingen zu können. Das ist ihr gutes Recht, wie es das Recht der Maler ist, ihn zu malen, und daran ändert es nichts, daß die Maler neuerdings sich mitunter in den Farben und die Dichter in den Tönen vergreifen. Nun sitzt der Dichter da mit sorgfältig gestimmter Leier und möchte gern loschlagen. Aber so lange er mit den Händen klappert und die Hände ihm zittern, geht es nicht. Es kommt dann zu leicht etwas Klappriges und Bitteriges in die Verse hinein. So erwartet denn der Dichter mit großer Sehnsucht den Frühling. Mancher will zugleich vom Lenz und von der Liebe singen, wie denn Lenz und Liebe so enge zusammenhängen. Und wohl dem, der im vorigen Frühling schon ein Mädchen lieb gewonnen hat und nun in diesem wie Schiller in seinem kleinen an-

mutigen Frühlingsliebe sagen kann: „Und's Mädchen liebt mich noch.“ Der dritte Grund, des Frühlings Milde herbeizuwünschen, ist der am schwersten wiegende. In den Blättern macht jetzt so viel sich vernehmbar, was nicht mehr gut anzuhören ist. Das muß anders werden. Es muß das erlösende Wort gesprochen werden. Dazu ist am meisten einer geeignet, der zwei Füße hat, ein Paar Flügel und einen Schnabel. Es können aber auch mehrere zugleich sein, z. B. die Schwarzdrosseln, die Lerchen und später die Nachtigallen. Frühling, gib ihnen das Wort!

28

Veilchen

„Veilchen, zwei Bund for'n Groschen!“ hört man jetzt auf den Straßen Berlins rufen. Wenn man das hört, kann man sich freuen darüber, daß im Volk die Bezeichnung „Groschen“ für zehn Pfennige üblich geworden ist. Solche kleine Münze muß ihren ordentlichen Namen haben, und ein ordentlicher Name ist „zehn Pfennige“ nicht. Weiter kann man sich freuen über den billigen Preis der Veilchen, wenn man sich auch sagen muß, daß eigentlich Veilchen nur umsonst zu haben sein müßten. Aber allmählich gewöhnt man sich ja in der großen Stadt daran, für Dinge Geld zu bezahlen, die man auf dem Lande selbstverständlich

kostenlos mit eigener Hand sich beschafft, außer für Veilchen auch noch für viele andere Blumen, ferner für Brunnenkresse, für Haselnüsse, für Erdbeeren und andere Beeren, ja sogar für Morcheln und Champignons. Außerdem wird noch die Freude über die jetzt auf dem Berliner Veilchenmarkt herrschenden billigen Preise etwas getrübt, wenn man sich die billigen Veilchen genauer ansieht. Sie sind alle aus Italien gekommen, haben zum Teil durch die Reise gelitten, sehen übermüdet und schon ein bißchen alt aus. Alt auszusehen aber ist für Veilchen besonders schlimm. Sie duften auch nicht recht und haben nicht die richtige Farbe, sie sehen nicht echt aus, sie erinnern an die künstlichen Veilchen, die unsere Frauen und Mädchen auf den Hüten tragen. Genau dieselbe Färbung haben sie. Dabei kann man auf den Gedanken kommen, einmal zu fragen, was für eine Farbe denn die des wohlriechenden Veilchens ist. Die Antwort darauf lautet natürlich: „Violett“, was auf Deutsch „Veilchenfarbe“ bedeutet. Ehe dieser von dem Veilchen selbst hergenommene Ausdruck in Gebrauch gekommen war, wurde es blaubraun, braun, braunschwarz, blauschwarz oder auch einfach schwarz genannt, wie es denn auch bei den Griechen das schwarze Veilchen (melanion) hieß. Das schwarze Veilchen oder das eigentliche ist jetzt noch bei unsern Blumenhändlern nur vom Gärtner gezogen in Töpfen zu haben, als Frühlingsboten aus dem Freien haben sich bis jetzt — abgesehen von den Weiden- und anderen Baumkätzchen — nur erst die

Schneeglöckchen sehen lassen, die durch ihr Weiß immer noch sehr an den Winter erinnern, während einem beim Anblick des Weilchens schon etwas wie Verhengesang ins Ohr klingt. Es kann aber jeden Augenblick wie die Verhe so auch das Weilchen draußen erscheinen, und damit sind dann alle unechten Weilchen — mit Ausschluß selbstverständlich der auf Damenhüte gepflanzten — auf einmal vom Markt verschweht.

29

Die Osterhasen

Zum Osterfest sind endlich die ersehnten Weilchen gekommen, die echten und wirklich wohlriechenden, unsere Märzweilchen, die zu bringen, wie in manchem Jahr schon, auch diesmal der März den April beauftragen mußte. Was vorher uns der Süden unter dem Namen von Weilchen schickt, das sind doch nicht die richtigen, sondern nur scheinbare. Sie sind duftlos und haben ganz andere Gesichter als die wirklichen Weilchen. Mit denen ist noch manches andere erschienen, was zu Ostern spätestens erwartet wird, vor allem die leuchtend gelbe Osterblume oder Osterlilie, die vom Botaniker die falsche Narzisse (*Pseudonarcissus*) genannt wird. Es ist aber nichts Falsches an ihr. Weidenkätzchen und etwas angetriebene Birkenreiser zu Osterruten zusammengebunden,

sind reichlich auf den Markt gebracht worden, daneben vieles Bunte aus den Gewächshäusern der Gärtner. Draußen aber haben unter dem Einfluß der milden Luft, die neuerdings leider wieder kalten Winden gewichen ist, allerhand Gesträuche schon sich in zartes Grün gekleidet, und an den Bäumen sind die Knospen stark geschwellt. Osterhasen, die ohne Rücksicht auf die Witterung bei uns erscheinen und legen, haben sich in großer Auswahl eingestellt. Es treten immer neue Arten auf und wie bei Rosen und Lebkuchen kommen auch bei ihnen zu den einfachen die gefüllten. Ja, es gibt wirklich gefüllte Osterhasen, während der gemeine Wald- und Feldhase, wenn den Kochbüchern zu glauben ist, noch nicht gefüllt vorkommt. Der Osterhase tritt entweder alleinstehend auf oder in Arrangements, besonders in Verbindung mit dem Osterhuhn, mit dem zusammen er auch die österlichen Ansichtspostkarten, soweit sie einen weltlichen Charakter haben, beherrscht, und in Verbindung mit allerhand Blumen- und Pflanzenwerk. Man sieht Hasen mit Blumensträußchen, Blumen-Ostereier mit einem Hasen darauf, kleine Blumentische mit winzigen Kaktuspflanzen in Töpfchen, die von einem Hasen behütet werden, und Hasen, die einen Glücksflee im Topf überbringen. Dieser vierblättrige oder Glücksflee bestand aber bei allen Exemplaren, die mir vor Augen gekommen sind, in einer amerikanischen Sauerfleeart, *Oxalis tetraphylla*. Im übrigen kommt es dabei auf Täuschung heraus, denn dieser Sauerflee ist stets

vierblättrig. Glück aber kann nur ein Vierblatt des für gewöhnlich dreiblättrigen gemeinen Wiesenklees bringen, und bringt es auch; indessen ein ganz fester Verlaß darauf ist nicht.

Vom OSTERHASEN wollte ich noch sagen, daß er in den Blumenhandlungen neuerdings auch als grüner Hase auftritt, wobei er ebenso behandelt erscheint wie das grüne SCHWEIN oder GRASSCHWEIN. Er wird zuerst geschoren, dann mit einer klebrigen Masse überzogen, und endlich wird in diese hinein GRAS oder KREFFE gesät, worauf das Ganze feucht zu halten ist. So entsteht diese merkwürdige Spielart von falschem Hasen. Natürlich sind OSTEREIER in einer unglaublichen Masse von Spielarten auf den Markt gekommen, Eier aus Zucker, aus MARZIPAN und aus SCHOKOLADE, KOLONIALEIER aus SCHOKOLADE von KAMERUN, Eier aus PORZELLAN und aus HOLZ, bestimmt, mit SCHOKOLADENPLÄTCHEN oder BEHNMARKSTÜCKEN oder mit einer Mischung von beiden angefüllt zu werden, Eier mit auskriechenden schneidigen HUSAREN und DRAGONERN, und sogar TRANSVAALEIER, aus denen bewaffnete BUREN herauskommen. Letztere dürften sich besonders als OSTERPRÄSENTE nach ENGLAND hin eignen.

Das Grasschweinchen

Das Grasschweinchen ist seit einiger Zeit eine Spezialität einiger Berliner Blumenläden. Es ist aus Ton verfertigt und bis auf den Kopf und die Beinchen mit einem klebrigen Stoff überzogen, in den Gras hineingefät wird. Auf dem Rücken hat es eine Öffnung, in die wird Wasser hineingegossen und immer nachgefüllt. Dadurch wird seine Oberfläche feucht erhalten. Auf dieser feuchten Oberfläche keimt das Gras schnell, und in kurzem hat sich das Schwein bis auf den Kopf und die Beinchen mit kleinen grünen Borsten bedeckt. Mit so natürlichen Dingen das zugeht, ist es doch eigentlich unnatürlich, denn in Wirklichkeit gibt es keine grünen Schweine. Es soll aber auch kein wirkliches Schwein sein, sondern nur ein symbolisches, wie es etwa in der Phantasie eines modernen Dichters lebt oder von einem modernen Maler auf die Leinwand geworfen werden könnte. Wer würde noch über ein gemaltes grünes Schwein, und wenn es zeisiggrün wäre, erstaunen? Das Grasschweinchen gewinnt noch sehr an Aussehen dadurch, daß ihm in die Öffnung auf seinem Rücken ein kleiner Strauß von Maiglöckchen und Veilchen hineingesteckt wird, wie das denn auch die Blumenhändler zu tun pflegen. Dann erscheint es erst recht poetisch angehaucht und eignet sich sehr zu einem Geburtstagsgeschenk, ganz

besonders da, wo man darauf ausgeht, ein Herz zu gewinnen; denn selbstverständlich ist es glückbringend. Es nimmt sich unter allerhand niedlichen Säckelchen sehr hübsch aus, nur muß man darauf acht geben, daß es nicht umfällt, weil alsdann das Wasser ausläuft und leicht unter den Stickerien Schaden anrichtet. Es sei noch bemerkt, daß in dem Besäen des Schweinchens mit Gras durchaus keine Anspielung auf Unsauberkeit liegen soll. Das Schwein ist ja überhaupt gar nicht das Schwein, für das es gewöhnlich gilt. Wo es unsauber gehalten wird, ist es natürlich unsauber, es gibt aber Gegenden in unserm Vaterlande, wo es sehr sauber gehalten und weit öfter abgeseift wird als die kleinen Kinder des Hauses. Da strahlt es von Reinlichkeit, und daß auf seine Oberfläche Gras oder Petersilie gesät werden könnte, ist vollständig ausgeschlossen. Die Behandlung des Grasschweinchens ist sehr einfach. Futter braucht es nicht, es muß nur darauf gesehen werden, daß es immer genug Wasser hat. Außerdem muß es von Zeit zu Zeit geschoren werden. Dazu bedarf es keiner Rasenmäschine, sondern die kleine Schere, die unsere Damen in ihrem Arbeitskörbchen haben, reicht dazu aus.

Maiblumen

Daß man in Berlin keine Fühlung mit der Natur hat, ist nicht richtig, wenigstens um diese Zeit nicht. Wie viel frisches Grün, wie viel reizende Blüten hat der Frühling über die Hauptstadt ausgestreut! Mir schwebt aber ein anderes Bild als das des Ausstreuens vor. Ich sehe den Frühling, wie er umhergeht mit einem Stabe, an dessen Spitze ein Flämmchen sich befindet. Er tritt damit an den Flieder heran, und das Gebüsch schimmert in zartem Violettrot. Er nähert sich dem Goldregen, und wie funkelnde Sterne fällt es von den Zweigen herunter. Jetzt kommt er zu dem Kastanienbaum, und in einem Augenblick hat er all die zahllosen Blütenkerzen angezündet. Dann geht er zum Vogelbeerbaum, von diesem zum Rotdorn und so weiter von einem zum andern. Bald wird ihm nichts mehr übrig geblieben sein als die Rosen, die er bis zuletzt sich vorbehält. Im Tiergarten ist die ganze Maienpracht zu finden. Einiges davon aber trifft man in fast allen Straßen der Stadt an, und wären es nur die neubelaubten Wipfel junger Linden. Dieses Maigrün, es ist wahr, hält sich in der großen Stadt nicht lang, nur zu bald schon sieht es abgetragen aus. Aber eine Weile ist es doch so schön wie irgendwo draußen. Mit Maiglöckchen ist der Markt diesmal, wie es mir scheint,

besser versorgt als sonst. Neuerdings haben die Werderschen sich auf die Kultur der „Lilie des Tals“ gelegt, wie im Mittelalter in lateinischer Sprache mit einem Ausdruck der Heiligen Schrift diese liebliche Pflanze benannt worden ist, und bringen diesmal schon Massen davon in sehr gutem und frischem Zustande nach Berlin. Das Maiglöckchen gedeiht aber, trotz seines alten Namens, der auf das Tal hinweist, besonders gut auf Bergen in lichter Lage und erblüht in Werder mehrere Tage früher als in Berlin. Infolge der durch die Werderschen erwachsenen Konkurrenz stellt sich jetzt der Preis dieser Blumen um ein ziemliches niedriger, als er früher war. Ein wahres Glück, denn in den letzten Jahren waren sie kaum zu bezahlen. Ich glaube, ein Maiglöckchenring hatte sich gebildet und trieb den Preis auf empörende Weise in die Höhe.

32

Die Nachtigall ist da

Die Nachtigall ist da! Im Botanischen Garten und im Tiergarten hat sie ihren Sang erschallen lassen und ist gehört worden. Sie soll um die Zeit kommen, da der Weißdorn grün wird, und hat diesen Termin pünktlich eingehalten; denn es ist erst sehr wenig Grün am Weißdorn zu sehen. Auch die meisten Birken sind

noch so zurück, daß man nicht denken sollte, sie könnten sich zu Pfingsten noch in ihr Maienkleid werfen. Aber ein paar Tage voll Sonnenschein und ein warmer Regen bewirken Wunder, und nun die Nachtigall da ist, wird das Begrünen überhaupt schneller vor sich gehen. Bei den Dichtern wenigstens ist die wohl nicht unbegründete Meinung verbreitet, daß sie die Knospen auffingt. Berlin ist nicht der Ort, der Gelegenheit darbietet, in Nachtigallengefang zu schwelgen. In früheren Jahren waren Nachtigallen im Tiergarten nicht selten. Man ging nach Dunkelwerden unbesorgt hinaus, um sie anzuhören. Der Nachtigallenzeit aber folgte die Strolchzeit, der Tiergarten galt für nicht ganz sicher am Tage und für überaus unsicher des Nachts. Um diese Zeit verschwanden, von unnützen Händen weggefangen, die Nachtigallen fast gänzlich aus dem Tiergarten, und erst seit einigen Jahren läßt sich hie und da wieder eine hören. Im Botanischen Garten, wo sie Schutz und Sicherheit fanden, haben sie alljährlich gebrütet, und auch im Karlsbad, das jetzt leider immer mehr wüßt gelegt wird, erschienen sie ab und zu. Im Friedrichshain sind sie zu finden und auch im Humboldts-hain. Aber im ganzen ist die Nachtigall hier doch ein ziemlich seltener Vogel und wird es bleiben. Wir werden nie in Berlin dazu kommen, von „Nachtigallchören“ oder von „nachtigalldurchschmetterten“ Hainen reden zu können. Die Sängerin der Nacht findet hier zu selten solche Lokalitäten,

wo sie gern ihr Nest baut: feuchtes Gebüsch, mit wilhem Gesträuch überwachsene Flußufer, schattig grüne Schluchten.

Mögen denn die wenigen Nachtigallen, die hierher kommen, für heilig gehalten werden. Möge keines Frevlers Hand das Gastrecht, das sie in Anspruch nehmen, verletzen. Es wäre schlimm, wenn wir ganz den Gesang der klagereichen Nachtigall entbehren müßten, ohne den der Mai kein rechter Mai ist, der unser Herz bewegt und, wenn wir älter geworden sind, süße Erinnerungen in uns wachruft. Jetzt ist es ein bräutliches Lied, das der „Nachtigallknabe“ — wie Boß sagt — im jungen Ahorn singt; später singt das Männchen dem brütenden Weibchen ein Schlummerlied vor. Wie es aus der Vogelsprache ins Deutsche übersetzt lauten würde, weiß ich nicht. Die hübsche französische Version, die Eugène Rolland in seiner „Faune populaire de la France“ mittheilt, heißt so:

Dors, dors, dors, dors; — dors, dors,
ma douce amie,

Amie, amie
Si belle et si chérie!
Dors en aimant,
Dors en couvant,
Ma belle amie,
Nos jolis enfants,
Nos jolis, jolis, jolis, jolis,
Si jolis, si jolis, si jolis,
Petits enfants.“

Maienregen

Warmer Regen ist reichlich gefallen in den letzten Tagen. Es regnete Gras, es regnete Blumen und grünes Laub. Es regnete Radieschen und Spargel, es regnete Goldstücke. Die Eichen rührten sich und fingen an ihre Knospen zu entfalten, Tannen und Eiben gewannen grüne Spitzchen, die Buchen wurden fast plötzlich grün, d. h. ganz grün sind jetzt schon nur junge Buchen im Tiergarten, bei den alten sind erst die unteren Zweige belaubt, die oberen stehen noch in Knospen. Das wird in diesen Tagen noch gut zu sehen sein an der wundervollen alten Buche, die dem Hause Tiergartenstraße 31 gegenüber steht. Es ist kein sehr hoher Baum, er hat aber eine vollkommen gebildete Krone von außerordentlichem Umfang. Fünfunddreißig Schritt ungefähr beträgt ihr Durchmesser. Der Baum erinnert einen an den Anfang der ersten Idylle des Virgil, wo von dem Laubbach der weit sich breitenenden Buche die Rede ist, unter dem Tithrus sich gelagert hat. Was ist alles erblüht in den letzten Tagen! Es ist so geschehen, wie Schubart singt:

„Und um nackte Gesträuche
Wirft der Mai sein buntes Kleid.“

Der Flieder, der vor kurzer Zeit ziemlich weit zurück zu sein schien, hat über Nacht angefangen zu blühen,

und mit ihm unzähliges andere. Freilich nicht alle werden über den Mairegen entzückt gewesen sein, selbstverständlich diejenigen nicht, die darauf gerechnet hatten, daß man am Himmelfahrtstage werde im Freien sitzen können. Es gab aber doch kluge Leute genug, die unter Regenschirmen im Tiergarten spazieren gingen, ihre Augen an dem glänzenden nassen Grün erquickten, sich von dem Buchfinken und der Amsel, die der Regen durchaus nicht im Musizieren störte, etwas vorsingen ließen und die Vögel beobachteten, die auf dem Erdboden nach Nahrung umhersuchten und durch das Gezweige der Sträucher schlüpfen. Etwas klein gewachsene Leute blieben, wenn sie sich unbeobachtet glaubten, stehen, machten den Schirm zu und ließen den Regen über sich niederfallen. Das taten sie deshalb, weil für solche, die von Natur in Bezug auf ihr Körpermaß etwas zu kurz gekommen sind, der Mairegen allein noch Aussicht darbietet zu wachsen. Und das ist für manchen von besonderer Wichtigkeit, weil er einen langen Schatz hat.

34

Spaziergang am Kanal

Ein Spaziergang von der Potsdamer Brücke, die früher wie alles in Berlin viel einfacher war und Schafbrücke hieß, am Floß- oder Landwehrgraben hin

bis zur Herkulesbrücke, die einstmals ganz wo anders zu suchen war, gewährt um diese Jahreszeit großen Genuß, auch wenn der launische April nicht gerade seinen besten Tag hat. Ehe man aber an den Anfangspunkt dieses Spazierganges gelangt, hat man unter Umständen eine Schwierigkeit zu überwinden, die in dem Übergang über die Potsdamerstraße besteht. Das war so schlimm nicht, als noch unmittelbar vor dem Potsdamer Tore die „Chaussée nach Potsdam“ anfang und der selige Nicolai zur Information für Wandersleute vermerken konnte, daß zwischen dem Potsdamer Tor und der Schafbrücke das Seidellsche Wirtshaus zur Stadt Leipzig läge. Jetzt ist die Gegend an der Potsdamer Brücke, vom Potsdamer Platz abgesehen, wohl die schwierigste Übergangsstelle in Berlin. Ein alter Herr meinte neuerlich, es wäre so übel nicht, wenn auf beiden Seiten eine Treppe zum Kanal hinabführte und unten ein Boot läge, auf dem man über das Wasser von einer Seite zur anderen fahren könnte. Der Bootsmann würde gewiß ein gutes Geschäft machen. Ein anderer bemerkte: „Der Übergang ist nicht so schwierig, man muß nur den richtigen Augenblick abpassen. Schon die Alten haben beobachtet, daß auf dem Meer, wenn es stärker bewegt ist, eine Erscheinung stattfindet, die sie Trithymia nannten, d. h. es folgen immer rasch drei Wellen aufeinander, von denen die dritte die stärkste ist, dann tritt eine Pause ein. So ist es auch an der Potsdamer Brücke in Bezug auf den Wagenverkehr. Drei Verkehrs-

häufungen folgen einander, von denen die eine immer stärker als die andere ist. Die letzte ist so stark, daß man gar nicht absehen zu können glaubt, wie dieser Haufe von Straßenbahnwagen und anderen Gefährten auseinander kommen soll. Aber es löst sich alles schnell, und dann ist für ein paar Augenblicke Ruhe. Diese paar Augenblicke muß man benützen, um hinüber zu können. Natürlich versäumen die meisten und zwar wiederholentlich den richtigen Zeitpunkt, und dann bleibt vielen unter ihnen nichts anderes übrig, als in das an der Brücke gelegene Wirtshaus sich zu begeben und dort abzuwarten, daß die Nacht kommt und der Verkehr nachläßt. Aus diesem Grunde hat das Wirtshaus daselbst einen sehr günstigen Standort.“ Ist man glücklich hinüber, so ist der weitere Weg ganz gefahrlos, mag man nun die Königin Augusta - Straße auf der einen oder das Schöneberger Ufer auf der andern Seite wählen. Beides sind ruhige Straßen. Am besten ist es wohl, man geht hin auf der einen Seite und auf der andern zurück, auf jeden Fall aber muß man den Weg zu Fuß machen, nicht in einer Droschke, auf einem Automobil oder auf dem Fahrrad. Der ganze Weg ist nicht so lang, daß nicht auch Leute in vorgerücktem Lebensalter noch, wenn sie vielleicht für unterwegs etwas zur Erfrischung mitnehmen, ihn ohne Anstrengung zu Fuß zurücklegen könnten. Auf diesem Wege nun kann man mit Vergnügen an den Pflanzungen auf beiden Seiten des Ufers wahrnehmen, wie

weit in der Entfaltung ihres Grüns oder ihrer Blüten die verschiedenen Baumarten gelangt sind: die Roßkastanie, die beiden Ulmenarten, der Ahorn, die Linde und andere mehr. Etwas besonders Schönes aber von sich begrünenden Weiden mit hängenden Zweigen sieht man an der Stelle, wo der Landwehrgraben oder der Kanal, wie man jetzt sagt, sich ein wenig erweitert und ausbuchtet und man den Blick hat auf den hübschen Garten der früheren Villa von der Heydt. Das noch sehr zarte Grün der Weiden gewährt jetzt einen überaus reizenden Anblick. Dort vernimmt man auch Vogelschlag. Nebener sieht man in den Vorgärten der beiden Straßen allerhand Niedliches sich zur Blüte entfalten, auch Weilchen und Schlüsselblumen darunter, und hie und da hat ein Handelsgärtner vor seinem Laden an der Straße eine kleine Ausstellung veranstaltet von allem, was reizend heißt. Weiter bekommt man auf dem Wasser selbst allerhand Interessantes zu sehen, auch außer den wilden Enten, deren dort viele paarweise und in kleinen Gesellschaften umherschwimmen. Der Schiffsverkehr ist längst eröffnet, und auf dem Kanal gehen beladene und ledige Sprechfähne und Zillen hin und her, auch ein kleiner Dampfer, meist mit zurückgelegtem Schornstein, läßt ab und zu sich blicken. Hat man Glück, so kann man ein niedliches Bildchen zu sehen bekommen. Da kam vor ein paar Tagen von der Potsdamer Brücke her ein langer, mit Rots beladener Sprechfahn, der, wie die Aufschrift auf der

äußeren Schiffswand besagte, Herrn Wilhelm Niegel aus Neu-Hartmannsdorf gehörte. Am hinteren Ende des Fahrzeuges aber, wo die hoch aufgehäufte Ladung von Brettern umschlossen und zugedeckt war, saß oben auf einem Stühlchen die Schiffstochter, die etwa zwei Jahre sein mochte, sehr niedlich angezogen mit Mäntelchen und Kappe. So fuhr Vottchen Niegel — nehmen wir an, daß sie Charlotte getauft ist — auf dem Wasser zwischen den himmelhohen Gebäuden auf beiden Seiten durch, und offenbar machten diese Gebäude, die sie doch, wenn sie Vergleiche zwischen ihnen und den Baulichkeiten von Neu-Hartmannsdorf anstellte, für Paläste halten mußte, nicht den geringsten Eindruck auf sie. Und da ihr Vater, als er beim Weiterstoßen des Fahrzeuges in ihre Nähe kam, sie darauf aufmerksam machte, daß sie von der Höhe der Hohenzollernbrücke aus von einem älteren Herrn begrüßt würde, erschien ihr auch das vollkommen gleichgültig. Sie verzog keine Miene. So hatte sie schon in frühester Jugend das Horazische „Nil admirari“ sich zu eigen gemacht und konnte in der Bewahrung majestätischer Ruhe allen Königinnen der Welt als Lehrmeisterin dienen.

Idyllisches

Von dem, was zum richtigen Mai gehört, kann man sich ein gut Teil in Berlin selbst und in der nächsten Umgebung Berlins, die der Eingemeindung harrt, zusammensuchen. Hier und da findet man sogar vieles davon auf einem Plätz beifammen. Es gibt selbst in der Stadt noch manches grüne Idyll, von dem nicht jeder weiß. Ein solches ist der Garten der Sternwarte am Ende der Charlottenstraße mit seinen verschiedenartigen Blütenbäumen, in denen auch Vögel singen, mit den alten von Efeu übersponnenen Arkaden und den tiefgelegenen Rasengründen, die mit Maßliebchen übersät sind. Das junge Grün dieses ruhigen Plätzchens, das meilenweit von der Hauptstadt entlegen zu sein scheint, muß besonders geeignet sein, den Augen wohlzutun, die sich nachts am Sternhimmel müde gesucht haben. Röstliches Maiengrün gibt es überall in den Straßen, wo ein Baum steht. Kein Baum sieht jezt schlecht aus, wenn er nicht eine Mißbildung ist wie die Kugelakazie. Blühenden Flieder von wunderbarer Pracht findet man auf verschiedenen Schmuckplätzen der Stadt, deren Beete auch allerhand nette Blumen zieren. Schwalben tummeln sich über den Wasserläufen Berlins, im Gartenviertel des Westens lassen Amsel und Pirol

sich hören und vor allem der Buchfink. Des Ruckucks Ruf habe ich noch nicht vernommen, er war aber sonst im Tiergarten um diese Zeit zu hören. Nachtigallen gibt es mehrere im Tiergarten und eine auch im Victoria-Park. Diese ließ einige Tage lang nichts von sich hören, und in den Häusern der Umgebung des Parks gab man sich schon der Befürchtung hin, ein Räuber mit oder ohne Krallen sei mit ihr abgefahren. Als sie dann plötzlich wieder schlug und dadurch bezeugte, daß sie noch da sei, atmete alles auf, und in einigen Häusern der Kreuzbergstraße wurden aus Freude darüber Kuchen gebacken. Der Storch, der auch zum Mai gehört, ist auf dem Weichbild Berlins, so viel ich weiß, nicht mehr ansässig. Um ihn zu sehen zu bekommen, muß man schon etwas weiter ins Land hineingehen. Es ist aber jetzt gerade sehr anziehend, das Storchchenpaar in seinem Heim zu beobachten. Sie sitzt auf den Eiern und brütet, er sorgt seiner Meinung nach für alles sonst und leitet alles. Hauptsächlich beschäftigt er sich mit der Vervollkommenung der Nestanlage. Immer wieder kommt er mit einem Stück dürrer Reisigs angeflogen. Dann dreht sie den Kopf etwas nach ihm um und sagt offenbar: „Leg' es mir da hinten hin!“ Das tut er, und wenn er es getan hat, sieht sie dahin, wo er das Stück untergebracht hat. Manchmal ist sie mit seinem Arrangement zufrieden, manchmal muß er es verändern oder gar mit dem Backen wieder abfliegen und einen andern holen. So fliegt er ab und zu und hat immer

zu tun. Eigentlich fliegt er nur spazieren, kommt sich aber außerordentlich wichtig vor. Bei Menschen geht es in ähnlichen Verhältnissen ähnlich zu.

36

Ein Schulgarten in Berlin

Einer der eigenartigsten Gärten Berlins ist derjenige, der zum Königlichen Wilhelmsgymnasium, Bellevuestraße 15, gehört und von dem Direktor desselben, dem Geheimen Rat Professor Dr. Kübler, nach und nach in einen kleinen botanischen Garten umgewandelt worden ist. Dieser Garten enthält das Ergänzungsmaterial für den theoretischen Unterricht in der Botanik und zwar in vollkommen lebenden, noch im Boden wurzelnden Pflanzen, durch die doch im ganzen die Schüler besser belehrt werden, auch wenn sie die Pflanzen stehen lassen müssen, als durch die unvollständigen und schon halbwelken abgeschnittenen Exemplare, wie sie zu Zwecken des Unterrichts in den Schulen verteilt werden. In der Bellevuestraße bekommen die Schüler solcherlei Pflanzen unten im Garten stehend zu sehen in den Pausen und nach Schluß des Unterrichts, wenn sie unten noch ein wenig sich aufhalten. Es ist auch nicht ausgeschlossen, daß ein Lehrer in der Botanik die Schüler hinunterführt und ihnen die Pflan-

zen, von denen er geredet hat, gewissermaßen persönlich vorstellt. Auch für die Schüler der höheren Klassen, für die der Unterricht in der Botanik schon etwas Überwundenes ist — für die meisten gilt ja dieser Teil der Naturgeschichte sehr bald leider als für immer abgetan — kann es einigen Nutzen haben, wenn beim Verlassen des Schullokals ihr Weg sie durch einen kleinen botanischen Garten führt, besonders für diejenigen, die nachher Medizin studieren. Sie behalten dann doch eher ein paar offizinelle Gewächse im Kopf. Aber auch den späteren Philologen kann es nicht schaden, wenn sie einige von den Pflanzen, die im Homer, in den Verwandlungen des Ovid, beim Theokrit und bei andern alten Dichtern vorkommen, einmal mit Augen sehen, wenn sie sich überzeugen davon, wie der Asphodelos aussieht und blüht, der auf den Wiesen der Unterwelt wächst. Das war soeben zu sehen in dem botanischen Garten des Wilhelmsgymnasiums. Zum Zweck der Belehrung ist dort allerhand Pflanzentwerk mit großer Umsicht und mit vielem Geschick angepflanzt. Es sind dort zu finden die bei uns heimischen Holzarten, Laub- und Nadelbäume und auch manches Ausländische, darunter ein hoher Tulpenbaum, der jetzt, und zwar in dreißig Jahren zum ersten Male, in voller Blüte steht. Vieler Art Sträucher sind zu sehen und unter mannigfaltigen wilden und zahmen Rosen auch ein Strauch, der aus einem Ableger des tausendjährigen Rosenstrauches am Hildesheimer Dom gezogen ist. Von niedrigeren Ge-

wachsen sind Vertreter aus allen guten und angesehenen Familien vorhanden. Hier stehen die Gräser der Wiese beisammen, dort die Schmetterlingsblumen, dort die Ranunkelartigen, dort die Mohnartigen, und über das Ganze sind die Korbblütler in hervorragenden Arten verstreut. Orchideen mangeln nicht. Liliaceen sind reichlich vorhanden. Den Steinbrechen reihen sich andere alpine Gewächse an. Darunter die gewöhnlichen Alpenrosen, die auch hier auf Berliner Boden, wenn er nur etwas mit Steinen zugerichtet ist, prächtig zur Blüte gelangen. Küchen- und Gewürzkräuter stehen in großer Zahl auf den Beeten, darunter Sauerampfer, Beifuß, Wermut, Estragon, Raute, Meerrettich, Thymian, Majoran und Mian. Endlich auch gehört eine hübsche Sammlung von Farnkräutern zu den Gierden dieses Lehrgartens. An den Wegen aber zwischen den Beeten sind verschiedene Gesteinarten in Blöcken aufgestellt mit der Angabe, woher sie gekommen sind, Granit, Gneis, Roteisenstein, Brauneisenstein, Buntsandstein, Dachschiefer, Rotliegendes und anderes mehr, so daß beim Durchwandern des Gartens das Studium der Botanik mit dem der Mineralogie verbunden werden kann. Beide zusammen aber können studiert werden an versteinerten Baumstämmen, die auch nicht fehlen. Es ist ein Vergnügen, in dem botanischen Schulgarten in der Bellevuestraße umherzugehen, denn er liegt ein Stück von der Straße ab, auf beiden Seiten aber befinden sich andere Gärten, und das bringt es mit sich, daß allerhand

Singvögel — nicht nur Schwarzdrosseln, die ja in Berlin so gemein wie die Mäuse sind — dort ihr Wesen haben. Neben dem Schulgarten, an den ein Turnplatz sich anschließt, ist der kleine Direktorialgarten, in dem es außer Blumen auch hübsche Obstbäume und einige Gemüsebeete gibt. Auf einem der letzteren wird für mich im besonderen alljährlich von gütiger Hand, die lange noch rüstig bleiben möge, ein Gericht Pastinaken gezogen. In diesem Sommer steht er recht gut.

37

Einsamkeit in und bei Berlin

Man sage nicht, daß in einer so großen Stadt wie Berlin keine Einsamkeit zu haben ist. Sie ist zu haben in der Friedrichstraße und in der Leipziger Straße im Gedränge von Menschen, deren keinen man kennt. So einsam kann man in einer kleinen Stadt nicht sein, auch wenn man nicht gerade der Bürgermeister ist. Man kann die Einsamkeit haben in seiner Wohnung in Berlin, und zwar um so leichter, je höher man wohnt. In der Gegend der Telephondrähte und des Schwalbenverkehrs ist es am einsamsten und stillsten. Die Einsamkeit ist auch in der Umgegend von Berlin zu Hause, und um sie zu finden, braucht man gar nicht so weit zu gehen oder zu fahren. So dachte ich gestern, als

ich mit einem alten Freunde, der dem Angelsport ergeben ist, am Nachmittag auf dem Hundseehler See saß, auf dem Floß, das er sich gebaut und dort verankert hat. Das Floß ist im Lauf der Jahre ein bißchen morsch geworden, so daß schon eine kleine Erle darauf wächst, aber es hält noch zusammen. Es trägt eine Bude, die allerlei Gerät enthält, auch Kochgerät, und dazu ein paar Betten. Man kann die Nacht dort zubringen, wenn man Lust dazu hat.

Auf dem See war es einsam, trotzdem an den Ufern viele Menschen umhergingen oder unter den Bäumen lagerten, und obgleich ab und zu ein Bahnzug in nicht großer Entfernung vorüberdonnerte. Von allem, was an den Ufern vorging, trennte uns das Wasser, und auf dem Wasser waren wir allein. Wir hatten zahlreiche Angelruten ausgelegt und waren ausgerüstet mit Würmern, sowie mit etwas Wein und mit Geduld. So verweilten wir drei Stunden hindurch, von fünf bis acht Uhr, auf dem Floß und warteten der Fische, die anbeißen sollten. War das nicht langweilig? höre ich fragen. Keineswegs! Erstens langweilen sich ordentliche Leute — und zu solchen zählen wir beide uns — nie, außer vielleicht einmal in Gesellschaft, dann aber — wie viel gab es zu sehen! Reizend in jeder Beleuchtung ist der Wald anzusehen, der den See umkränzt. Dann das Wasser selbst, auf dessen dunkler Fläche die blinkenden kleinen Wellen wie Silberblättchen durcheinander gleiten! Darüber schweben in gleitendem Fluge die

flinken Schwalben. Wie anmutig beugt sich im leichten Winde das Schilf und steht wieder auf! Endlich verschwindet die Sonne hinter dem Walde des westlichen Ufers, Schatten breiten sich über den See, und bald steht ringsum der Wald da wie eine schwarze Mauer. In dieser Mauer aber gibt es einzelne Öffnungen, durch die der helle Himmel hindurchblickt. Noch ehe es aber dunkel geworden, kehren die Kühe des Försters durch den Wald zurück, ordentlich mit Glockengeläut wie im Gebirge. Alles das ist zu sehen, außerdem aber sind solche Stunden so sehr zum Nachdenken geeignet. Mit Ruhe, mit mehr Ruhe vielleicht, als ein Geheimrat oder selbst ein Minister sich gönnen kann, läßt man sich die Tagesfragen durch den Kopf gehen und verarbeitet sie innerlich. Über dieses und jenes tauscht man ein Wort aus. So vergeht die Zeit angenehm und nur zu schnell. Nachdem die Dämmerung dann tiefe Schatten schon gebreitet hat, wird es auf einmal wieder heller. Es geht etwas vor sich, das dem Alpenglühen ähnlich ist. Rosige Wolken erscheinen am Himmel und ihr Wiedererscheinen läßt den See noch einmal aufglänzen. Wir harrten aus, bis auch die Rosen auf der Flut wieder verschwanden. Dann, als längst im Restaurant am Ufer die Lichter schimmerten, sagte mein alter Freund zu mir: „Ich glaube, heut beißt keiner mehr an.“ „Das ist auch meine Meinung,“ sagte ich. Darauf zogen wir die Angelruten ein. Unsere Beute war nur gering. Einmal hatte ein Blei, den man beinahe riesenhaft

nennen konnte, angebissen. Schon war er aus dem Wasser gezogen, wie ein Kiebitz flatterte er um meinen Kopf und berührte diesen einmal sogar, dann aber riß die Schnur, und er fiel ins Wasser zurück, in dem er davonschwamm. Das bedauerten wir sehr in unserem und auch in seinem Interesse, denn mit der Angel im Herzen konnte er doch nicht wieder glücklich werden. Unsern ganzen Fang bekam ich, weil mein Freund Junggeselle ist, ich aber verheiratet bin und Kinder habe. Was ich nach Hause trug, waren drei Bleie und zwei Barsche. Der größte dieser Fische war von der Schnauze bis zum Schwanzende 20, der kleine 12 Zentimeter lang. Sie wogen ausgenommen zusammen 199 Gramm. Wir sind zur Zeit unser fünf am Tisch, es wäre also auf jeden ein Fisch gekommen. Da es aber zu wenig erschien für ein Mittagessen, und eine gerechte Verteilung der Fische ihrer verschiedenen Länge wegen mit großen Schwierigkeiten verbunden war, so hielt der Hausvater es für das beste, allein alle fünf gebraten zum Frühstück zu verzehren. Dazu trank er, weil Fische schwimmen müssen, eine Flasche Moselwein.

Eine feuchte Wohnung

Daß nicht alle Hausbesitzer in Berlin reiche Leute sind, das ist wohl bekannt. Mancher baut sich ein Haus nach dem andern und spinnt doch keine Seide dabei. Es gibt eine eigene Art von Spekulanten, deren Geschäft es ist, fortwährend zu bauen und wieder zu verkaufen, und die damit oft nicht weiter kommen, als daß sie von der Hand in den Mund zu leben haben. Sobald sie ein Haus fertig haben, ziehen sie mit den Ihrigen ein, erstens, weil sie so am billigsten wohnen, und zweitens, weil ein Haus, das nicht mehr ganz unbewohnt ist, sich leichter verkauft oder vermietet.

In ein neues Haus solcher Art trat ich, um in der Eigenschaft eines Kommunalbeamten, die mir vorübergehend vom Magistrat verliehen worden war, eine Erkundigung einzuholen. Es war mitten im Winter und am Abend. Als ich in das Haus eintrat, schlug mir von den nassen Wänden ein unangenehmer Dunst entgegen. Ich klingelte an der Thür der Wohnung zu ebener Erde, wo der Wirt wohnen sollte. Nach einer Weile erhellte sich das Fenster im oberen Teil der Thür, und Schritte näherten sich. Die Thür wurde geöffnet. Vor mir stand eine Frau, die auf dem Arm ein etwa zweijähriges Kind trug, die Lampe hatte sie auf den Fußboden gesetzt. Sie gab sich als die Gattin

des Wirtes und Hauseigentümers zu erkennen, ihr Mann, sagte sie, sei fortgegangen, und sie wüßte nicht, wann er wiederkäme. Indessen konnte sie mir die Auskunft geben, um die mir zu tun war. Während sie aber sprach, sah ich mir das Kind an. Es war ein niedliches Ding und hatte so rote Wädschen, wie man sie selten bei Berliner Kindern sieht. Deshalb sagte ich zur Mutter, als sie zu Ende war: „Ihr Kindchen sieht aber auch recht wohl aus!“

„Nein,“ erwiderte sie, „es ist nicht wohl. Es hat starkes Fieber.“ Und nachdem sie um sich geblickt hatte, fügte sie hinzu: „Hier stirbt einem ja alles.“ Lange Zeit wollten mir die Worte nicht aus dem Kopf: „Hier stirbt einem ja alles.“ Die Frau hatte das so ganz ohne Erregung und Erbitterung, mit einer Art von ruhiger Hoffnungslosigkeit gesprochen. Es war wohl nicht viel mehr da, was ihr noch sterben konnte und sie dachte vielleicht, daß sie dem letzten bald folgen würde.

39

Berlin als Frühlingsfrische

Nach Berlin zu reisen, um sich an der schönen Natur zu erfreuen, das wäre jetzt den Leuten in der Provinz bringend anzuraten. Es gibt nicht viele Städte in Deutschland, die eine so schöne, so sorgfältig

bepflanzte und mit so netten Landhäusern bebaute Umgebung aufweisen können, wie Berlin sie hat; wenige gibt es, die sich im Frühling so anmutig mit Grün und Blumen schmücken, wie die Hauptstadt des Deutschen Reiches. Ich kenne Florenz nicht, aber viel mehr wird da auch nicht sein, und außerdem braucht sich Berlin auf eine Konkurrenz mit den Ortschaften des Südens nicht einzulassen. Hohe Berge fehlen freilich in Berlins Umgebung, aber die Aussicht vom Kreuzberg, der sich mit dem Rigi ja bei weitem nicht messen kann, hat doch ihr ganz Besonderes, und außerdem gibt es Türme und Säulen, die einen erfreuenden weiteren Blick über Stadt und Land gewähren. Wie reizend nimmt sich Berlin aus im Schmuck des jungen Maies! Ist nicht der Tiergarten, in zartes Grün gekleidet und von vieler Vogelarten Gesang durchschallt, allein eine Reise an die Spree wert? Es ist schon viel wert, allein die großen blühenden Magnolien zu sehen, die jetzt dem Rande des Tiergartens gegenüber in der Tiergartenstraße ihre ganze Pracht entfaltet haben. Zum Tiergarten kommen die anderen Parkanlagen, der Friedrichshain, der Humboldtshain, der Zoologische Garten, der Botanische Garten, in dem jetzt das Alpinum in schönster Blüte steht, und endlich der Stadtpark in Treptow, in dem zur Zeit die Gartenbauausstellung mit allen ihren Zaubern Platz genommen hat. Zu diesen Zaubern gehört, außer dem ungemein gelungenen Arrangement des Ganzen in dem vielen Schönen im

einzelnen, die außerordentlich günstige Lage an dem großen Wasser. Und zu diesem großen, ruhig fließenden Wasser kommen noch zwei Wasserfälle. Man bedenke doch nur, daß Berlin jetzt drei Wasserfälle besitzt, zwei in Treptow und einen im Viktoriapark. Keiner von diesen dreien kann sich freilich mit dem Rheinfall von Schaffhausen vergleichen, vor den Wasserfällen der sächsischen Schweiz aber haben sie das voraus, daß sie ausdauernder sind, und daß man, um sie bewundern zu können, nicht noch besonders etwas bezahlen muß. Nicht aber die großen Parkanlagen allein, sondern auch die Schmuckplätze, die innerhalb der Stadt liegen, sind um diese Jahreszeit in hohem Grade reizvoll. Jeder von ihnen hat sein Eigenartiges. Das Eigenartige des sehr hübschen Lützowplatzes z. B. ist es, daß man sich dort zu gewissen Zeiten mitten in den Spreewald hineinversetzt fühlt. Zwischen zwölf und drei Uhr strömen von allen Seiten her die dienenden Spreewaldstöchter des weiteren Westens mit Kinderwagen, in denen, sauber „wie aus dem Ei gepellt“, die niedlichen Babies liegen, dort zusammen und halten ein großes Palaver ab. Zu dreien und vieren stehen sie zusammen oder sitzen auf den Bänken, besprechen die Tagesereignisse und streiten untereinander darüber, welche von ihnen die beste Herrschaft hat. Überall glänzen aus dem Grün die bunten Röcke dieser niedrig gewachsenen Persönchen hervor, denen die neugriechischen Männer, wie es scheint, ihr Kostüm abgesehen haben. — Überall auf den Straßen macht

sich der Frühling durch dies oder jenes Zeichen bemerkbar. Waldmeister ist an unzähligen Stellen zwar nicht zu pflücken, aber doch zu kaufen, nach Maiglöckchen braucht man nicht lange zu suchen, und fast an jeder Straßenecke steht ein Korb mit Morcheln. Allerdings fehlt es im Innern der Stadt an Vogelsang, dafür aber sollen drei und auch vier Treppen hoch zahllose Dichter sitzen, die nach alter und neuer Manier zu Ehren des Frühlings die Leier schlagen. Und wenn ich alles das, was ich hier vorgebracht habe, zusammennehme, so kann ich wohl sagen, daß man Berlin mit gutem Gewissen den Bewohnern der Provinz als „Frühlingsfrische“ empfehlen kann.

40

Die Laubenkolonie

Vor den Toren Berlins, an Schöneberg und Wilmersdorf angrenzend, befindet sich, theils zu Berlin W., theils zu Wilmersdorf gehörig, eine Bodensenkung, die wüßt daliegen würde, wenn nicht in ihr eine große Laubenkolonie gegründet worden wäre. Auf dem Stadtplan ist diese ganze Gegend schon von Straßen durchzogen, die aber zum größten Theil noch nicht benannt, sondern erst numeriert sind, in Wirklichkeit bestehen diese Straßen, so weit sie überhaupt schon in

der Ausführung begriffen sind, aus hochaufgeschütteten Dämmen, auf denen hier und da Pflastersteine aufgefahen werden. Über diesem ganzen Gelände singt seit Wochen schon die Lerche, die man also hören kann, ohne daß man das Weichbild der Stadt Berlin zu verlassen braucht; auf dem westlichen Teil des Geländes aber vernimmt man außerdem noch die Stimmen verschiedener anderer Singvögel, die von den Gärten der Sadowastraße sowie von den Wilmersdorfer Willengärten herüberschallen, und im besonderen hört man dort überall die Schwarzdrossel oder Amsel. Man könnte also den östlichen Teil der Laubenkolonie, wenn er einen Namen haben sollte, Lerchenfelde, den westlichen aber Amselhausen oder Schwarzdrosselheim nennen.

In dieser vogelgesangdurchschallten Niederung nun, die offenbar fruchtbaren Boden hat, haben die Laubenleute oder Kalybiten, zwischen denen auch ein paar kleinere Kunst- und Handelsgärtner Platz genommen haben, sich angesiedelt und ihre Lauben oder Hütten gebaut. Nur wenige von diesen, aus neuem Material gebaut, haben ein schmuckes und elegantes Aussehen, die meisten sind hergestellt aus Bruchgut, wie es bei den Häuser- und Zillenschlächtern zu haben ist, und manche alte Tür, die einmal vier Treppen hoch ihren Platz gehabt haben mag und was zu erzählen weiß, hat dort zu guter Letzt noch Verwendung gefunden. Ausgediente Dachpappe spielt im Außern vieler solcher Lauben eine große Rolle, und manche von ihnen sind mit nicht

geringer Kunst fast ausschließlich aus alten Kistendeckeln zusammengezimmeret. Zu der Laube oder dem Hüttchen gehört der kleine Garten, der hauptsächlich als Gemüse-land Verwendung findet; aber in keinem wohl fehlt es ganz an Bierpflanzen. Schon jetzt sieht man dort überall anmutige Frühlingsblumen. In vielen der Gärtchen sind auch Beersträucher und Frucht bäume gepflanzt, darunter Pfirsichbäumchen, die jetzt anfangen zu blühen. Eine Bank und ein kleiner Tisch fehlen selten. Wo Erbsen gelegt sind, findet man auch Vogelscheuchen aufgestellt, unter denen ein paar recht drollige männliche und weibliche mir aufgefallen sind. Einige der Laubenleute treiben auch mit ansehnlichem Nutzen, wie ich höre, Hühnerzucht und verkaufen Trinkeier. Die Hühner, die ich sah, machten einen sehr guten Eindruck, ebenso die beiden Enten, die auf einer Stelle mit den Hühnern in guter Kameradschaft lebten.

Dieser Tage noch war man in Verchenfelde wie in Schwarzdrosselheim mit der Bestellung der Gärtchen beschäftigt, wozu hin und wieder eine ganze kleine Familie mit dem Kinderwagen hinausgezogen war. Dann wurde gehackt und gepflanzt, und auf dem kunstlosen Tischchen stand neben der Saugflasche des Kleinsten die Bierflasche des Vaters. Die schon flüggen Kinder spielen lustig in der frischen Luft und binden sich Sträuße aus der roten Taubenesseln, deren Blütenpurpur stellenweise den Boden färbt, mit einem Wort: sie genießen ihr Leben, wie es auch die Alten tun bei der Garten-

arbeit. Mit welcher Sorgfalt und Liebe wird diese Arbeit gemacht! Darin gibt sich die Freude kund an dieser Arbeit und an dem, was die sie Berrichtenden, wenn auch nur vorübergehend — wer besitzt denn auf lange Zeit etwas? — ihr eigen nennen. Es ist etwas von Freude am Leben, der bei andern zu begegnen einen selbst froh macht. Schon mit Sorge kann man daran denken, daß diese ganze Laubenkolonie früher oder später, wenn das Gelände mit Häusern bestellt wird, eingehen muß. An den Rändern fängt es schon an. Hier und dort ist ein früheres Laubengärtchen der Bebauung durch Maurer und Zimmerleute verfallen. Und unter Balken und Steinen lugt noch eine verzweifelte Kohlpflanze hervor und bittet die Vorübergehenden um Vergebung.

Ins Innere der Laubenkolonie einzudringen, ist so leicht nicht. Die Laubenleute haben nicht nur die Sperlinge zu fürchten, die ihren Erbsen nachstellen und durch Vogelscheuchen oder „Scheufale“ abgehalten werden müssen, sondern sie müssen auch auf der Hut sein vor ungeflügelten zweibeinigen Räubern, die auf Erbeutung von Hühnern, Enten, Kohlrabi und grünen Bohnen ausgehen und selbst an einer ganz vereinzelt vorkommenden Gurke sich zu vergreifen nicht zurückschrecken. Deswegen ist die ganze Kolonie in einzelne Quartiere eingeteilt, die sorgsam mit Zaunlatten und Stacheldraht umfriedigt sind, und zu den einzelnen Anwesen führen verschließbare Türen. Nur wenige schmale Wege durch-

queren die Kolonie. Wenn man auf einem dieser Wege am frühen Vormittag jemand trifft, sagt man ihm, auch wenn er einem persönlich nicht bekannt ist, guten Morgen. Auch sonst kann einem dort etwas Angenehmes begegnen. An einer Stelle eines solchen Weges stieß ich neulich auf einen Handwagen, an dem ein Lehrling sich zu schaffen machte, und weil der Wagen den Weg fast versperrte, dachte der Bursche, er müsse mir vielleicht Platz machen, sagte aber, ehe er es tat: „Kommen Sie durch, Meester?“ Ich konnte durchkommen, da ich ziemlich schlank bin, und ging stillvergnügt weiter. Mich hat einmal jemand „Geheimrat“ genannt, das war aber einer, der etwas von mir haben wollte, und annahm, daß ich der Schmeichelei zugänglich wäre. Darin verrechnete er sich gründlich, und viel mehr als der stolze „Geheimrat“ von damals hat mich der Titel „Meester“ erfreut, der mir vor ein paar Tagen in Umselhausen auf Wilmersdorfer Flur ohne jede eigenständige Absicht verliehen worden ist.

41

Wenn man hoch wohnt

Es ist von Vorteil, hoch zu wohnen, wegen der reineren Luft, die man drei Treppen hoch über dem Straßenpflaster durch das Fenster bekommt, und weil

man mehr vom Himmel sieht als die unter einem Hausenden. Dann aber hat man im weiteren Westen Berlins, wo fast alle Häuser Balkons haben, von oben über die Straße hinüber einen sehr hübschen Blick, meist auf eine große Zahl dieser Balkons, die im Sommer allerliebste mit wildem Wein, Pelargonien, Geranien, Kapuzinerkresse und anderen Blumen ausgeschmückt sind. Nicht nur am Anblick dieser Blumen aber kann man sich erfreuen, sondern daneben auch beobachten, was alles auf den Balkons vor sich geht. Es geht aber allerlei auf den Balkons vor sich: man unterhält sich, man liest, man schlägt die Zither, man puzt Spargel oder zieht Bohnen ab und verrichtet andere Hausarbeiten, man ißt und trinkt und photographiert sogar auf dem Balkon. Selbstverständlich werden auch, besonders morgens und abends, die Blumen begossen, und zwar in so reichlichem Maße, daß nicht selten ein unten auf der Straße Gehender etwas davon abbekommt. Endlich hat man, je höher man in der großen Stadt wohnt, um so mehr Aussicht, mit der Vogelwelt Fühlung zu gewinnen. Unter den Vögeln aber, deren Bekanntschaft zu machen man Gelegenheit erhält, wenn man 66 bis 100 Stufen zu steigen hat, um zu Hause zu sein, gehören zu den anziehendsten die Turm- oder Mauer- schwalben, die jetzt in Berlin ihr Wesen treiben, nicht leicht aber unter die dritte Etage hinuntergehen. In der Höhe dieser und darüber verkehren sie auf eine Weise, die in hohem Grade auffallend ist. Sie jagen

einander in der Luft mit gellendem Geschrei auf eine Art, daß man in Zweifel kommt, ob es aus Liebe geschieht oder aus Feindschaft. Nun, Liebe und Feindschaft liegen nicht weit voneinander ab. Ein unbändiges mutwilliges Mädchen wird in meiner Heimat eine „wilde Schuchter“ genannt. An solche „Schuchtern“ erinnern die Turmschwalben, sind aber doch noch ein Teil wilder, als die wildesten unter diesen. Wenn ich auf dem Balkon stehe, streichen sie so nahe an mir vorbei, daß ich fast von ihren Flügelspitzen berührt werde. Sie nisten an Türmen und hohen Gebäuden sonst, und ich glaube, daß sie an dem Hause, in dem ich wohne, ein Nest haben, doch konnte ich das noch nicht genauer feststellen. Treffend bemerkt unser größter Vogelkenner, Johann Friedrich Naumann, über sie, daß sie in volkreichen Städten ihren Geschäften nachgehen wie in der abgelegensten Einsamkeit, weil sie der Höhe wegen, in der sie sich aufhalten, und wegen der Raschheit ihrer Bewegungen unerreichbar sind. Durch ihr ungestümes Wesen bereiten sie den Sperlingen manchmal großen Schrecken. Ich hörte einen alten Spatz also sich über sie äußern: „Eine so gottverlassene Gesellschaft wie diese gibt es doch weiter nicht. Keine Spur von Manier und Bildung ist bei ihnen zu finden. Und ehrlich sind sie auch nicht. Neulich haben sie einem von uns Strohhalme und Federn, die er sich mühsam zusammenverdient hatte, aus dem Nest geholt. Ich begreife nicht, wie solch Gefindel in der großen Stadt, in der doch Ord-

nung und Ruhe herrschen soll, gelitten werden kann. Und dabei sollen sie in höheren Kreisen verkehren.“ So sprach er und mag ja wohl in manchem recht haben, er hätte aber doch, meine ich, ehe er so scharf über andere urtheilte, einmal einen Blick auf sein eigenes Sündenregister werfen sollen.

42

Das große Los

Für viele Berliner und auch für manche außerhalb Berlins war es gestern ein kritischer Tag, denn an diesem Tage ist das große Los der preussischen Klassen-Lotterie heraus gekommen. Wohin und auf welchen Glückspilz es gefallen war, erfuhr man durch die Zeitungsnotiz noch nicht. So ist denn wieder einmal für viele alles Hoffen umsonst gewesen. Das Glück ist auch diesmal an ihnen vorbeigegangen und das große Los einem andern, vielleicht einem Unwürdigen, in den Schoß geworfen. O, Fortuna ist die unzuverlässigste aller Radlerinnen! So rufen die Leute aus und bedenken gar nicht, wie töricht sie sprechen. Sie sollten froh sein, daß sie noch weiter hoffen können, und das werden sie doch tun, wenn sie noch weiter sehen. Und ist es denn überhaupt ein so großes Glück, den Hauptgewinn in der Lotterie zu ergattern? Ja, wenn es geheim bleiben, wenn man es für sich behalten könnte!

Aber selbst wenn sonst alles, das darum weiß, reinen Mund hält, wer bürgt einem dafür, daß man selbst nicht in einer schwachen Stunde sein Glück verrät? Ist das aber geschehen, so ist man natürlich verloren. Man wird sich vor Glück Wünschenden und um Unterstützung Nachsuchenden nicht mehr zu retten wissen und muß in spätestens drei Tagen völlig verarmt sein. Das ist aber noch gar nicht das Schlimmste, viel schlimmer noch ist dieses, dem Reide zahlreicher Menschen sich ausgesetzt zu sehen. Dem entgeht man ja schon nicht, wenn man in einer Künstler- oder Dichter-Konkurrenz einen verhältnismäßig kleinen Preis gewinnt, um wie viel mehr wird der darunter zu leiden haben, dem plötzlich vom Geldbriefträger die unverdiente Unsumme von 500 000 Mark ins Haus gebracht wird! Aber wenn auch durch keinen andern etwas in die Öffentlichkeit kommt, und man selbst auch am späten Abend sogar seine Zunge zu hüten weiß, ein gutes und ruhiges Gewissen wird man doch nicht behalten. Man wird nicht wagen, eine bessere Zigarre zu rauchen, eine Nummer höher im Preise des Weines zu gehen, wenn man mit andern am Stammtisch sitzt, oder auch nur sich nur einen neuen Hut zu kaufen, aus Furcht, daß dann alles herauskommen muß. Und nun hören wir einmal, wie es solchen ergangen ist, die das große Los gewonnen haben! Der eine, der bisher bescheiden gewesen war, wurde von der Großmannssucht ergriffen. Er fing an, seltene Briefmarken zu sammeln, trat in

einen Spiritisten-Klub ein und bewarb sich um ein Reichstagsmandat, kurz, er wurde ein gänzlich unbrauchbares Mitglied der menschlichen Gesellschaft. Ein anderer fing, weil er nicht mehr zu arbeiten brauchte, zu dichten an und ergab sich, als der mit Sicherheit erwartete Vorbeer ausblieb, dem Trunke. Ein dritter, armer Eltern Sohn, aber brav und vorher noch nicht bestraft, ließ, nachdem er das große Los gewonnen, seine arme Braut sitzen und heiratete eine aus der besseren Gesellschaft, die weder ein gutes Herz hatte noch kochen konnte und nach einem Vierteljahr unter Mitnahme seines ganzen Geldes mit einem jungen Bureaubeamten nach Baltimore abreiste. Am furchtbarsten erging es einem vierten, den der Gewinn des großen Loses zum Geizhals machte. Nachdem er so viel Geld in die Hände bekommen hatte, wollte er immer mehr haben und war unersättlich. Jeden Genuß versagte er sich und hatte kein Mitleid mehr mit andern. Er endete auf klägliche Weise beim Goldsuchen in Alaska, wo die Bären, in deren Tagen er schließlich geriet, sich sehr mißbilligend über ihn äußerten, weil nur so wenig noch an ihm dran war. Wenn man nun so etwas hört, muß man doch sagen: die Redensart, daß Fortuna mit Vorliebe einem Unwürdigen ihre höchste Gunst erteile, fällt damit in sich zusammen. Nein, wer das große Los gewinnt, hat es in der Regel auch reichlich verdient. Und damit wollen wir, die auch diesmal wieder leer ausgegangen sind, uns zufrieden geben.

Das Roggenfeld

Der Roggen steht gut in der Prinz-Regenten-Straße in Wilmersdorf zwischen der Badener und der Berliner Straße. Wenn man aus Berlin kommt von Norden her, ist dieses Roggenfeld dort das erste, auf das man stößt. Es ist nur ein kleines Feld, zwanzig Schritt lang und ebenso breit, aber der Roggen, wie schon gesagt, sieht gut aus. Nur hie und da hat er ein klein wenig vom Rost gelitten. Die Halme sind zum größten Teil manns hoch und die Ähren, an denen man schon die Kerne fühlen kann, von ansehnlicher Länge. Der Roggen wird aber in diesem Jahr etwas spät erst geschnitten und eingefahren werden, denn gar lange ist es noch nicht her, daß er geblüht hat. Blühende Roggenhalme findet man noch in derselben Prinz-Regenten-Straße an den Zäunen der Gärten, wo einzelne Körner müssen verstreut worden sein, und auch eine sehr schön blühende Kornblumenstaude. Ebendasselbst kann auch ein Berliner Kind, das noch nicht weiß, wie Kartoffeln wachsen, kleine Kartoffelfelder sehen, wo jetzt das sehr interessante Hacken und Behäufeln vor sich geht. Neben dem Agrarier aber, dem das Roggenfeld gehört, wohnt ein alter Imker, dem, wie ich glaube, seine Bienen in diesem Frühling nicht so viel Freude machen, wie dem Nachbar sein Korn. Auf alles dieses sei als auf „Sehens-

würdigkeiten“ der unmittelbaren Umgebung Berlins aufmerksam gemacht. Sie zu sehen, kostet nichts und lohnt sehr.

44

Die Schönen der Blumenhalle

In Berlin sind zur Zeit die Schönheiten der Saison versammelt, die aus verschiedener Herren Ländern stammen. Einige davon haben ihre Heimat in Italien, andere auf den Alpen, andere im Orient, es finden sich aber solche auch, die in Mexiko und da herum zu Hause, also besonders weit her sind. Manche von ihnen fallen auf durch das Prachtvolle ihrer Erscheinung, manche wirken anziehend durch etwas reizvoll Fremdartiges, viele entzücken durch liebliche Schönheit. Der Festsaal aber, in dem sie versammelt sind, ist in der zweiten Markthalle zwischen Friedrich- und Lindenstraße die von dem Hauptraum abgetrennte besondere Halle für Blumen, in der tatsächlich auch der Verkauf an Wiederverkäufer stattfindet. Dort ist jetzt so viel Wundervolles an Blumenwerk versammelt, wie man sonst nicht leicht anderwärts zu sehen bekommen kann, weder in Gärten noch auf Ausstellungen. Von Rosen und Lilien in bezaubernder Frische ist das Schönste dort zu finden, was irgendwo auf dem Felde wächst,

von Lilien im besondern eine Anzahl von Arten, deren eine immer schöner ist als die andere. Man kann da sehen, wie viel reizende Lilien im Lauf der Zeit als Garten- und Gewächshausblumen zu unserer gewöhnlichen weißen Gartenlilie, der Susanna, die Luther im Hohen Liede mit der Rose verwechselt hat, hinzugekommen sind. Orchideen findet man in einzelnen Blütenzweigen und dann entdeckt man sonst noch einzelnes, das in hohem Grade begehrenswert erscheint und geeignet dazu, es nach Hause mitzunehmen, um sich längere Zeit noch daran zu erfreuen. Dazu gehört die in Südtirol, Krain und dem Küstengebiet des Adriatischen und Mitteländischen Meeres heimische Amethyst-Manneßtreu (*Eryngium amethystinum*), eine nahe Verwandte unserer Stranddistel, deren Blüten, Blütenhüllen und obere Stengelteile im schönsten Amethystblau schimmern, ferner die aus dem Orient eingeführte hohe großköpfige Flockenblume mit goldgelben Blütenköpfen, deren jeder in ein Körbchen sich hineinschmiegt, das wie aus glänzend braunen, am Rande gefranzten Muschelschalen gebildet erscheint, und eine allerliebste, ganz weiße Schwertlilie, die aus Holland kommt. Aber das Interessanteste ist doch die wirkliche, echte, heilige Lotosblume, die in einzelnen langgestielten Blüten, leider ohne Blätter, neuerdings aus Italien, wo sie gezogen wird, mit anderen guten Gaben des Südens hierher kommt. Nicht ohne ein Gefühl von Ehrfurcht kann man diese großen, rosenroten Seerosen, die dort in der Markthalle neben unseren heimischen,

an Schönheit übrigens von ihnen nicht übertroffenen weißen Wasserrosen zu finden sind, ansehen. Es ist dies *Nelumbium speciosum* — *Nelumbo* ist der indische Name — nun einmal eine Blume, die durch Mythos und Poesie verklärt ist. Nach Italien ist sie erst eingeführt worden, ihre Heimat ist der Ganges, und aus Indien wurde sie schon in sehr alter Zeit nach Ägypten gebracht und dort angepflanzt.

Die abgeschnittenen Blumen der verschiedenen Zierpflanzen werden in der genannten Markthalle meist nur im Duzend verkauft, von einigen aber, die besonders hoch im Preise stehen, wie von den Orchideen und von der Lotosblume, werden auch einzelne Stengel abgegeben. Von der Lotosblume kostet ein Stengel eine Mark. Das ist ein bißchen viel, für dasselbe Geld kann man sich schon zehn Pfund frische Kartoffeln kaufen, aber schlecht angewendet ist es darum doch nicht, denn die Lotosblume hält sich in Wasser gestellt lange Zeit, und immer wieder sieht man sie mit Vergnügen an. Billiger sind die Rosen, die Lilien, die Flockenblumen, die Amethyst-Mannestreu und die holländische Iris. Im übrigen steht einem frei, sich alles anzusehen, und das muß man ungeniert tun, auch wenn man deswegen, weil man nicht kauft, von den Händlerinnen manchmal etwas unholde Blicke erhält. Ohne eine gewisse Dickfelligkeit — das fange ich jetzt an einzusehen — kommt man nicht durchs Leben.

Die wilden Enten

Die wilden Enten der Stadt Berlin tummeln sich in diesen Tagen noch auf den Gewässern des Westens und scheinen an die Abreise noch nicht zu denken. Ob sie hier bleiben und später, wenn das Wasser zufriert, bei der Direktion des Zoologischen Gartens ein Gesuch um Aufnahme einreichen wollen? Indessen hörte ich schon in einem Gespräch zwischen zwei Berliner Bürgern, welche am Kanalufer standen und dem Treiben der muntern Vögel zusahen, die Frage entscheiden, wie dieselben sich durch den Winter zu schlagen haben. „Das sind lauter wilde Enten,“ hub der eine an. „Ist es die Möglichkeit?“ sagte der andere. „Wo bleiben die denn im Winter?“ — „Bleiben alle hier.“ — „Und wovon leben sie dann?“ — „Das kann ich Ihnen sagen,“ lautete die Antwort. „Wenn es stärker friert, dann fangen die Äpfel stark an zu faulen, und alle die faulen Äpfel aus den Kellern und den Rähnen werden in den Kanal geworfen. Davon leben die Enten dann. Sie haben faule Äpfel sehr gern.“

Die kleine Bucht an der früheren Villa von der Seydt, jetzigen chinesischen Gesandtschaft, haben unsere Wildenten zu ihrem Hafen und Landungsplatz gemacht. Dort ist die Steinmauer, die sonst den Kanal einsaßt, unterbrochen und das mit Bäumen und Gesträuch bewachsene

Land fällt in allmählicher Senkung unter das Wasser ab. Dort läßt es sich gut landen, und an dieser Stelle sieht man die Enten oft reihenweise unter dem Strauchwerk sitzen. Dorthin kommen auch viele Sperlinge aus dem Bereich des Stadtpostamtes Nr. 10, um zu trinken, und treiben sich dreist zwischen den großen Vögeln umher.

Ein allerliebstes Bild — wert von einem Maler gesehen und festgehalten zu werden — ist es, wenn kleine Schulmädchen von der Lützowbrücke aus die Enten füttern. Dann sammelt sich vor der Brücke die ganze Schar, und begierig haschen sie nach den Brocken, welche ihnen von den kleinen Wohltäterinnen zugeworfen werden. Das geht so lange, bis unter der Brücke die Nase eines Steinkahns sich vorschiebt. Dann erhebt sich die ganze Gesellschaft und fliegt schnurrend auf, um eine Strecke weiter wiederum auf das Wasser zu fallen. Die kleinen Schulmädchen aber, nachdem sie die Reste ihres Frühstücks unter die Enten verteilt haben, setzen fröhlich plaudernd ihren Heimweg fort.

In der Schar unserer Enten wiegen die Weibchen vor, die durch ihre geringere Größe und — wie sonderbar! — durch ihre einfachere Kleidung leicht von den Männchen zu unterscheiden sind. Aber die Männchen auch tragen jetzt ihr schlichteres Winterkleid, die schönen Farben des Hochzeitsgewandes, das sie im Frühjahr trugen, sind verblaßt. Häufig machen sie von der chinesischen Bucht aus Ausflüge bis zur Potsdamer

Brücke hin, in kleinen Trupps oder paarweise. Manchmal schwimmt wirklich noch ein Männchen mit einem Weibchen zusammen aus, aber unterwegs trennen sie sich gewöhnlich; das Männchen kehrt um, als hätte es den Haus Schlüssel vergessen oder besänne sich plötzlich darauf, daß es für eine Skatpartie zugesagt hat. Man merkt, sie sind schon eine ziemliche Zeit miteinander verheiratet. Das war im Frühjahr anders, da schwamm eines immer hinter dem andern her. Unter ihnen herrscht nämlich Monogamie und ihre Zärtlichkeit zueinander ist so groß, daß der Dichter sie zum Bilde der Gattenliebe gemacht hat. So heißt es in einem Hochzeitsliede des chinesischen Niederbuches „Schi-King“ nach Rückerts Übertragung:

„Zwei, die nur vom Tod getrennten,
Die auf stiller Flut entlang,
Mann und Weib, zwei Spiegelenten,
Schweben unter Wechselfang!“

Übrigens aber singen die hiesigen Spiegelenten nicht.

46

Die Schwarzdrossel

Die Amsel oder Schwarzdrossel ist in Berlin nach und nach Gartenvogel geworden. In den letzten Jahren ist mehrfach in den Blättern darüber berichtet worden,

daß sie sogar im Innern der Stadt brütet. In den Gärten des Westens von Berlin ist sie häufig. Sie hält sich auch auf in den kleinen Gärten des westlichen Villenviertels auf dem früher Kilianschen Terrain, zur Freude der Besitzer dieser allerliebsten Grundstücke, deren jedes einem Schmuckkästchen gleicht. Es ist ein Vergnügen zu sehen, wie der schöne Vogel, der so sehr durch seine Größe wie durch das glänzend schwarze Gefieder und den gelben Schnabel auffällt, in einem solchen Gärtchen, ohne Scheu vor den in seiner Nähe weilenden Menschen auf dem Rasen umherspaziert und seiner Nahrung nachgeht. Sein lebhaftes Wesen, sein kluges Umschauen muß jedem gefallen. Dazu kommt der angenehme Gesang, und die Amsel ist unermüdlich im Singen. Sie fängt schon sehr frühe an und singt den ganzen Tag über bis tief in die Dämmerung hinein. Nur ab und zu macht sie Pausen, um sich dem Aufsuchen der Nahrung für sich und ihre Kinder zu widmen. Bald aber fängt das Singen wieder an oder vielmehr das Flötenspiel. Amsel und Nachtigall, so heißt es von ihnen, flöten. Während des Singens sitzt die Amsel im Wipfel eines Baumes oder auch auf dem First des Hauses. Letzteres tut sie besonders gern im Villenviertel von Berlin W. Außerdem aber, daß sie den Besitzer der Villa durch ihren Gesang erfreut, bringt sie ihm auch nicht geringen Nutzen, indem sie eine Menge schädlichen Ungeziefers aus dem Boden herausholt. Mir wird versichert, daß sie auch Raupen von

den Bäumen und Büschen ablieft. Wenn sie dafür mitunter eine Kirsche oder ein Weinbeerlein sich zu Gemüt führt, ist das doch gewiß nur als die Einziehung eines ihr schuldigen Tributs zu betrachten. Das Merkwürdigste an der Amsel ist, daß sie im Laufe des 19. Jahrhunderts ganz ihr Naturell verändert hat. In einem älteren Werk heißt es noch von ihr: „Die Amsel bewohnt dichte Waldungen mit vielem Unterholz und Dorngebüsch, selbst finstere Erlenbrüche. Da sie als ein schüchternen, die Einsamkeit liebender, sehr versteckt lebender Vogel die verwachsensten Stellen fruchtbarer Laub-, gemischter oder Nadelgehölze wählt, so setzt sie sich fast niemals frei auf einen Baum, sondern hält sich sogar im Fliegen immer niedrig am Boden.“ Das ist nun ganz anders geworden. In der neuesten, noch nicht ganz vollendeten Auflage seiner „Naturgeschichte der deutschen Vögel“ schreibt Friderich über die Einwanderung der Amsel in die Stadt Stuttgart: „Seit einem halben Jahrhundert (etwa seit 1830) hat sich die Amsel ganz an die Stadt gewöhnt. Sie hat größtenteils die Waldungen verlassen und sich in unsere Baum-, sogar in die Hausgärten der Stadt förmlich eingedrängt, angesiedelt und singt ihr Lied von unseren Gartenbäumen, ja selbst von unseren Hausgiebeln so vertraut, als sei dies von jeher so gewesen.“ Außer in Stuttgart ist die Amsel aber auch in viele andere Städte eingewandert, in Leipzig, Dresden, Halle, Dessau, Frankfurt a. M., Kassel u. a., und zu diesen Städten

kann jezt auch Berlin schon gerechnet werden. Den Grund dieser merkwürdigen Umwandlung der Amsel sieht Friederich darin, daß unsere gelichteten buscharmen Wälder ihr nicht genügend Schutz gegen das Raubzeug bieten. Darum suche sie die Wohnorte der Menschen auf, in deren Nähe sie sich sicherer fühle. Mag dem nun so sein oder nicht, jedenfalls steht es fest, daß die Schwarzdrossel auch bei uns ein Garten- und Stadtvogel geworden ist. Sie verdient es aber, daß man ihr, wo sie sich einfindet, allen möglichen Vorschub leistet, wozu besonders auch gehört, daß man sie im Winter füttert. Denn wenn sie hier Nahrung genug findet, bleibt sie im Lande und tut wohl daran, weil von den Amseln, die im Herbst nach dem Süden ziehen, viele Tausend ihr Ende in den Bratpfannen der Italiener finden. In unseren Gärten ist die Amsel besonders vor Raken zu schützen.

47

Johannisabend

Der Abend des heutigen Tages, des 23. Junius, ist der Johannisabend, und morgen haben wir den Johannisstag. Wie von dem ganzen Johanniszauber in Berliner Volkskreisen wohl nur wenig bekannt ist, so weiß auch Berlin nichts von den mit Volksbelusti-

gungen, Musik, Tanz und Feuerwerk verbundenen Festlichkeiten, mit denen anderwärts und sogar in größeren Städten noch der Johannisabend gefeiert wird. Höchstens werden in Berlin die Logenbrüder, in deren Geheimkult Johannes der Täufer eine Rolle spielt, sich mit den Logenschwestern zu einer kleinen Johannisfeier zusammenfinden. Es gibt aber eine Art, St. Johannes und die Sommer Sonnenwende zu feiern, die jedem Berliner, er mag Logenbruder sein oder nicht, an den Johanniszauber glauben oder sich ihm gegenüber skeptisch verhalten, dringend zu empfehlen ist: er soll es nicht versäumen, in diesen Tagen einen Blick in die freie Natur hineinzutun. Das kann er mit der Aussicht auf großen Genuß in der engeren und weiteren Umgebung der Reichshauptstadt tun. Denn die Mark Brandenburg ist gar nicht so, wie einige ihrer Dichter mit einer Art von prahlerischer Bescheidenheit sie schildern, nicht eine Sandwüste, auf der nur Hungerblümchen und verkrüppelte Kiefern wachsen. Nein, sie hat Landschaften von entzückender Schönheit und besitzt an vielen Orten einen so prachtvollen Baumbwuchs, wie man ihn in anderen Gegenden des Deutschen Reiches so leicht nicht antrifft. So mußte ich wieder denken am vorigen Sonntag, als ich ein sonst wenig besuchtes Gebiet der Mark zu durchstreifen Gelegenheit hatte, das von Griesel und Krämersborn, von dessen Höhen man die Nebenerge von Grünberg in der Provinz Schlesien erblickt. Doch das sei beiläufig bemerkt, ich wollte nur sagen,

daß jetzt, wie alles andere Land, auch die Mark Brandenburg mit all den Reizen geschmückt ist, die ihr der Sommer verleihen kann. Die Landschaft prangt jetzt in ihrer vollsten Schönheit, die Zeit der vollsten Schönheit aber grenzt an die Zeit, wo alles schon wieder aufhört. Darum soll man nicht versäumen, in diesen Tagen — es braucht nicht gerade der Johannisabend oder der Johannistag zu sein — hinauszugehen und sich anzusehen und anzuhören, was draußen zu sehen und zu hören ist. Noch blühen die wilden Rosen, und die Gartenrosen blühen in einer Fülle und Schönheit, wie nicht jedes Jahr sie bringt. Der Holunder blüht sehr stark, und bei den einzelnen der großen weißen Dolden oder Blütenteller hat ein gleichmäßiges Aufblühen stattgefunden, so daß nach dem Volksglauben auf ein günstiges Erntewetter zu rechnen ist. Sonnige Halben sind überdeckt mit den purpurroten Früchten der Walderdbeere. Aus dem Wasser der Fließe, Teiche und Seen erheben die Seerosen, gelbe und weiße, ihre schönen Häupter. Auf der Mitte eines der Seen, die ich am Sonntag sah — ich glaube, es war der Krämersborner — bildeten lauter weiße Seerosen eine kleine Insel, die etwas geradezu Märchenhaftes hatte. Still ist es auch noch nicht draußen, nicht über den reisenden Feldern, über denen die Lerche singt, nicht im Walde und nicht im Ried der Bäche. Noch ruft der Ruckuck, noch singt auch die Nachtigall oder „schreit“. In einigen Gärten von Frankfurt a. D. wenigstens wurde behauptet,

es gäbe dort schreiende Nachtigallen. Vielleicht sind es solche, die in den kalten Tagen, als die gestrengen Herren so wild um sich schlugen, etwas abbekommen haben. Jetzt aber ist es auch die Zeit, wenn es dunkel geworden ist, das Leuchtkäferchen oder Johanniskwürmchen zu sehen, das auch, wie ich bezeugen kann, denn dieser Tage erst hat es mir geleuchtet, in der Umgegend von Berlin verkehrt. Welch ein holdes Insekt! Wenn doch etwas von den Vorzügen, die es besitzt, die in den Wohnungen der Stadt so häufigen „Schwaben“ an sich hätten — wenn sie wenigstens leuchteten! Dadurch würden sie nicht nur schöner erscheinen, sondern es auch leichter machen, sie zu verfolgen und ihrer habhaft zu werden. Gibt es etwas Reizenderes als diese in der Luft umherschwebenden grüngoldenen Fünfchen? Wie viel schöner sind sie als alles Feuerwerk! Man braucht nicht zu fürchten, daß sie plötzlich mit einem Knall erlöschen und auseinanderspringen werden, denn sie sind lebendig, und in jedem ist eine kleine Seele. Stumm sind sie freilich, scheinbar wenigstens; denn es ist nicht alles stumm, was das menschliche Gehör nicht vernimmt, und so ist es wohl möglich, daß sie während des Umherschwebens etwas singen und zwar ein Liebesliedchen. Denn es sind lauter Männchen, die in der Luft schweben, während unten im Grase, häuslich an der Stelle haftend und dabei stärker leuchtend, die Weibchen sich aufhalten, mit denen sie ein Verhältnis anzubahnen versuchen. So geht denn dieser ganze Johannistanz auf Liebe

hinaus, und auch für die Menschen soll ja diese Jahreszeit die beste zum Verlieben sein. So sagen die Dichter wenigstens, die aber in diesem Fall, wie in so vielen andern Fällen, sich irren. Denn zum Verlieben ist, Gottlob, der dunkelste Tag des Monats November genau so gut geeignet wie der sonnigste Johannistag.

48

Eis ! Eis !

Eis — Eis! das ist die Losung des Tags — nicht das süße Eis sowohl, das der Zuckerbäcker anfertigt und mit allerhand lieblichen Zutaten versieht, sondern vor allen Dingen das, wenn auch nicht saure, so doch gewöhnliche oder gemeine Roheis, das im Winter auf Seen und Flüssen wächst. Am Freitag standen auf dem Magdeburger Platz bei der Markthalle zwei Eiszwagen, die stark von den Marktleuten in Anspruch genommen wurden. Die einen holten das Eis, wie es von den Eiswerken kommt, die andern wünschten es in kleinen Stücken zu haben, und auch so wurde es ihnen mittelst einer dort aufgestellten Zerkleinerungsmaschine geliefert. Als aber gegen Mittag die Schulkinder, die Hitzferien bekommen hatten, des Weges kamen, blieben ihrer viele da stehen, und manche versuchten, sich ein Stückchen Eis anzueignen. Die dreistesten Jungen griffen gelegentlich in den Korb

hinein, in den das von der Maschine zerkleinerte Eis fiel, die scheueren Mädchen suchten auf der Straße umher nach abgesprungenen kleinen Stücken. Das war eine Art von „Mundraub“, wenn es nicht noch weniger war. Vielleicht fiel es unter den alten deutschen Rechtsatz, der dem Wanderer gestattete, sich etwas von den an der Landstraße stehenden Fruchtbäumen abzubrechen, wenn er es sofort verzehrte. Nur etwas „in den Busen pflücken“, d. h. nach Hause oder zur Herberge mitnehmen, durfte er nicht. Nun, das ist ja bei kleinen Stücken Eis von vornherein ausgeschlossen.

49

Dreierrechnung auf dem Markt

Ob in Berlin wohl noch nach Dreiern gerechnet wird? Vorauszusetzen war es, trennt sich das Volk doch sehr schwer von einem ihm lieb gewordenen Münznamen. So hörte ich vor nicht langer Zeit auf dem Fischmarkt in Danzig noch von Achthalbern und Dittchen reden, obgleich die polnischen Groschen, von denen $7\frac{1}{2}$ einen Achthalber ($= 2\frac{1}{2}$ Silbergroschen oder jetzt 25 Pfennige) bildeten, seit weit mehr als hundert Jahren aus dem Verkehr verschwunden sind, und obwohl an die Stelle des Dittchens zuerst der Silbergroschen und dann an dessen Stelle das Zehnpfennigstück

getreten ist. Auch die Kupferdreier sind nun ja schon lange nicht mehr im Verkehr, einer oder der andere nur hat sich, wie ich es auch getan habe, ein paar von ihnen zum Andenken aufgehoben. Aber darum kann doch immer im Volke noch nach Dreiern gerechnet werden, und richtig, es geschieht auch. Als ich eben über den Wittenbergplatz ging, auf dem Wochenmarkt abgehalten wurde, hörte ich an mein Ohr die Worte schallen: „Sechs Dreier so 'ne Furke! So 'ne Riesenfurke sechs Dreier! Sechs Dreier so 'ne Furke!“ Der so rief, war ein Junge von zehn bis zwölf Jahren, der seiner Mutter beim Gemüseverkauf half. Ich mischte mich in das Marktgewühl und hörte dann bei einem anderen Stand sagen: „Sechs Dreier die Bessing!“ (d. h. fünfzehn Pfennige das Pfund Blaubeeren), und bei einem dritten: „Zwei Köpfe Wirsing sechs Dreier!“ Nun, das werden nicht die einzigen gewesen sein, die auf dem Wittenbergplatz nach Dreiern rechneten, und auf anderen Berliner Märkten wird es sich nicht anders verhalten. Bei dieser Gelegenheit bekam ich noch sonst einiges Hübsche zu hören. Es gibt Leute, die — ich weiß nicht, ob zum Lobe oder zum Tadel des weiblichen Geschlechts — behaupten, die Frauen wären den Männern im allgemeinen, was das Reden anbetrifft, bei weitem überlegen. Das ist nicht richtig und stimmt nicht. Man braucht ja nur an einige Parlamentsredner zu denken. Und auch auf dem Wittenbergplatz war ein Mann, mit dem es schwerlich selbst die besten Red-

nerinnen hätten aufnehmen können. Es war ein stattlicher, starker Mann, der mit Kartoffeln handelte und dabei sprach: „Kartoffeln, Kartoffeln! Der reine Staat! Pudermehlige Kartoffeln! Hier, Jungfer, sind Kartoffeln, allens ein Mehl und ein Puder! Lübbenauer pudermehlige Staatskartoffeln, fünf Pfund zwanzig Pfennig. Is Ihnen det zu teuer, Mutter? Na, denn loosen Se sich doch billige, rechte wässrige, wo allens ein Wasser an ein Schließ is. Pudermehlige Kartoffeln! Hier sind se jechocht, un so wie die, sind se alle, eene wie de andre. Kartoffeln! Kartoffeln!“ So ging das unaufhörlich, und obgleich er schon drei Stunden so gesprochen haben mußte, war er noch immer nicht heiser. Sehr gefiel mir, was eine Frau sagte, die ihre Birnen anpries. Sie sagte: „Feine Birnen, fünfundsiebzig Pfennig das Pfund! Ansehn, Madamchen, aber nicht drücken! Bitte, Fräuleinchen, nicht drücken!“ Das ist sehr richtig, denn die Birne kann es nicht gut vertragen, daß sie gedrückt wird, und schon das Anfassen hat man nicht gern, wenn man sie verkaufen will. Dann kam ich an eine Stelle, wo ein kleiner Auslauf stattfand. Ich kam dazu, als die Sache schon im Gange war und der Marktpolizeibeamte schon da stand und eingriff. Eine Hausfrau hatte Steinpilze gekauft und dann die Behauptung aufgestellt, unter den gekauften befänden sich faule Exemplare. Unter den Augen des Beamten mußte nun die Verkäuferin die verkauften Pilze einzeln durchschneiden, und da fand es sich, daß allerdings einzelne

fernfaul und von Maden „durchritten“ waren, wie der Kunstausdruck lautet. Ein Mann aus dem Volke nahm die Händlerin in Schutz und versuchte sie aufzureizen, indem er sagte: „Wat kann die Frau davor? Sie sticht doch nich drin. Nee, so wat ließ ich mir nich jefallen!“ Die Pilzfrau hörte das, wußte sich aber zu beherrschen, obgleich ihr, während sie die Pilze durchschnitt, die Hände zitterten und flogen. Spricht das nicht auch wieder zu gunsten der Frauen?

50

Heuernte in Berlin

Mitten in die Heuernte hinein kam der viele Regen. Daß es die Zeit der Heuernte war, das war ja in Berlin nicht sehr bemerkbar, ein wenig aber doch. Im äußersten Westen der Stadt und auch sonst gewiß in ihrer Peripherie, gibt es zwischen den neuen Straßen und dem Terrain, das eben zu Straßen verarbeitet wird, hie und da noch eine kleine Wiese. Auf einigen dieser Wiesen wurde in den Tagen vor dem Regen das Gras geschnitten, auf andern stand es noch unberührt. Es war aber wirkliches Gras mit einigen wirklichen Blumen darin. Ja, es waren wirkliche Blumen, man konnte sie leicht abpflücken, was bei den aus Blech angefertigten, die als Zierden der Berliner Salons so sehr beliebt

geworden sind, nicht der Fall ist und nicht gern gesehen werden würde. Wenn nun um Mittag die Straßenarbeiter sich mit ihren Frauen, die ihnen das Essen gebracht und zum Teil auch ein Kind mitgenommen hatten, an den Rand der Wiese lagerten und ihre Mahlzeit verzehrten, so gab das ein ordentlich ländliches Bild, das Johann Heinrich Voß oder einen anderen Idylliker zu einem Gedicht hätte anreizen können. Nun ist auf das schon gemähte Gras dieser kleinen Wiesen unablässig der Regen gefallen, so daß es nicht hat trocknen und eingefahren werden können. Ich rede von „einfahren“, vermutlich aber wird das Heu seinerzeit von einer Frau in der Schürze nach Hause getragen, denn viel ist es nicht. Ich denke mir, daß diese kleinen Wiesen Ziegenbesitzern, die unter den Berliner Hauswirten nicht selten sind, gehören, denn auf selbigen Wiesen sind schon komische Tiere gesehen worden, die den Berliner Kindern von der Bonne oder Stütze, die mit ihnen spazieren ging, als Ziegen erklärt wurden. „Die Ziegen,“ so schloß gewöhnlich die Erklärung, „geben Milch und sind auch zu essen.“ Durch diese Miniaturwiesen wird man erinnert an die großen richtigen Wiesen draußen im Freien, deren reizender Blumenschmuck jetzt auch unter der Sense fällt. Unterdessen sorgen die Berliner Blumenhändler dafür, daß man in der großen Stadt auch an den Schmuck der Felder erinnert wird. Kornblumen und Mohn, der Mohn meist in Knospen, weil er so bald abfällt, erscheinen

bündelweise auf dem Markt. Es muß jetzt aber auch schon die Blütezeit der wilden Rosen sein, denn in den Anlagen der Stadt haben die einfachen Rosen, die hie und da angepflanzt sind, zu blühen angefangen.

51

Der Töpfer im Hause

Er kam in die Wohnungen und ging aus einem Zimmer in das andere mit einem Gehilfen und einer Mulde, um nach den Öfen zu sehen und sie kunstgerecht zu verschmieren. Vor ihm her ging Unruhe und ihm folgte kein Freudengeschrei der Köchin, wenn sie die weißen Spuren seines Waltens auf dem Parkett entdeckte. In vielen Wohnungen herrschte Unruhe auch noch aus einem anderen Grunde: es wurde gepackt zur Sommerreise. Koffer und Körbe standen weit geöffnet umher und Sachen aller Art lagen überall, selbst auf dem Flügel, auf dem sonst nichts liegen darf. Kinder waren im Wege, Schlüssel wurden vermißt, Bindfaden war begehrt, und der große Korb, durch zahlreiche Campagnen baufällig geworden, versagte hie und da, nachdem er schon vollgepackt war, den Dienst und ging auseinander, wie die alten Häuser am Mühlendamm. Sonnabend begannen die Schulferien, und an diesem Tage schon wird Berlin einen nicht kleinen Teil seiner Bewohner nach außerhalb abgeschafft haben. Wenn nun

Mäuse in einer Wohnung sind, was soll aus ihnen werden, nachdem die Wohnung von Menschen verlassen und abgeschlossen worden? Futter für sie dürfte in den wenigsten Fällen zurückgelassen werden, und was etwa an eßbaren Dingen vergessen wird und nach der Abreise der Familie hie und da sich vorfindet — wie lange kann das reichen? Es ist eine peinliche Frage, wie die Mäuse in einem solchen Falle während der Sommerzeit sich durchhelfen sollen. Ich hoffe aber, daß ihr glücklicher Instinkt sie in andere Wohnungen führen wird, wo es noch etwas zu beißen gibt, oder auf die Felder hinaus, wo die Roggenernte jetzt begonnen hat und Nahrung genug vorhanden ist. Viel besser sind die Motten daran, sie fühlen sich als Herrinnen der verödeten Räume und schweben fröhlich umher, um sich die besten Stellen in den Polstern der Möbel zur Unterbringung ihrer Brut auszuwählen. Und dann stelle ich mir vor, daß sie eine große Beratung halten, für die folgendes auf die Tagesordnung gesetzt ist. „Sind die von den Menschen gegen uns angewendeten Mittel: Kampfer, Insektenpulver und Mottenkraut, wirklich der Gesundheit nachtheilig?“ Darüber wird lange debattiert und endlich werden folgende Resolutionen einstimmig angenommen: „Kampfer schmeckt gut; Insektenpulver verdirbt keine Wolle; Mottenkraut ist in der That ungesund, ja geradezu giftig, unsere Würmchen brauchen es aber nicht mitzueffen.“ Dann wird von einer Seite noch darauf aufmerksam gemacht, wie abscheulich die

Ausdrücke Insektenpulver und Mottenkraut seien. „Was würden die Menschen sagen, wenn wir z. B. Arsenik Menschenpulver nennen wollten?“ Es wird der Antrag gestellt, künftighin für Mottenkraut und Insektenpulver nur die lateinischen Ausdrücke *Ledum palustre* und *Pyrethrum roseum* zu gebrauchen. Der Antrag wird angenommen. Haben die Motten sonst Interesse für die Familie, so sagen sie ferner wohl: „Wir wollen die guten Tuchsachen des Hausherrn verschonen bis auf seinen Leibrock; denn wozu braucht er ihn? Um im Winter Zwedessen mitzumachen oder um bei hochgestellten Personen zu antichambrieren. Das eine verdirbt seinen Magen, das andere seinen Charakter. Also nieder mit dem Frack! Die Zerstörung desselben dient dazu, seinen Besitzer moralisch und physisch zu bessern. Aber wo hängt er nur?“ Sobald er gefunden, wird die Sache in Angriff genommen und Ei auf Ei dem Schutze des Leibrockes anvertraut. Nach kurzer Zeit kriechen die niedlichen Würmchen aus, schauen froh verwundert um sich und setzen sich sofort zu Tische. In behaglicher Ruhe, während der Eigentümer des Fracks gleichfalls behaglich im Sande von Heringsdorf oder Misdroh liegt, weiden sie die schwarzen Schöße ab oder den Kragen oder die Aufschläge oder was ihnen sonst am besten schmeckt. Und indem sie Wolle essen, ziehen sie die letzte Konsequenz aus der Wollentheorie des Professor Jäger und erfreuen sich, wie nicht anders zu erwarten, einer ausgezeichneten Gesundheit.

Eine kleine Oase

In der Frobenstraße gehören die Nummern 1—12, die zwischen Kurfürsten- und Bülowstraße sich befinden, zu dem Grundstück der Allgemeinen Berliner Omnibus-Aktiengesellschaft, das nach dieser Seite hin von einer langen Mauer eingefast ist. Vor der Mauer ist ein freier Platz von etwa zwei Metern Tiefe, nach der Straße zu begrenzt durch einen Zaun, über dem eine Garnitur von Stacheldraht angebracht ist. Auf diesem langen Streifen hat die Omnibus-Gesellschaft eine Reihe von einunddreißig Lindenbäumen gepflanzt, die jetzt in der vollen Schönheit ihres Maiengrüns prangen. Aber solcher jungen Lindenbäume gibt es viele in Berlin, nicht so oft dagegen bekommt man das zu sehen, was unter diesen steht. Man findet da keine Rosenbüsche noch sonstige Ziergewächse, wie sie in den Vorgärten gezogen werden; es werden auch nicht Kartoffeln und Kohl auf diesem Vorland gebaut, das bei seiner Längenausdehnung ein ganz ansehnliches Stück Feld wäre. Es ist dem überlassen geblieben, was von selbst kommt, und von selbst hat sich allerhand eingefunden. Nun gibt es in Berlin eine recht bedeutende spontane Flora auf den zahlreichen Holzzementdächern, die sich am bequemsten aus der Schwalbenperspektive betrachten läßt. Eine spontane Flora ist auf ebenem Boden in der Stadt,

wo schon lange zwischen den Steinen nichts Grünes gelitten wird, recht selten zu finden, darum erscheint es anziehend, zuzusehen, was auf diesem im Urzustand gehaltenen Landstreifen in der Frobenstraße sich angesiedelt hat. Zunächst fallen in die Augen Gräser von verschiedener Art, die hoch aufgeschossen sind, wunderbar in der Sonne glänzen und jetzt schon Rispen bilden. Zwischen diesen sind von jetzt blühenden Kräutern zu sehen: Löwenzahn und Maßlieb, Wiesenranunkel, Storchschnabel, Gundermann, der in Fülle blüht und an der Mauer emporzukriechen versucht, und das Kraut Beinwell oder Wallwurz, das in der alten Medizin als Wundheilmittel berühmt war und besonders bei Knochenbrüchen mit überraschendem Erfolg angewendet wurde. Von diesem Kraut steht in der Frobenstraße in wahren Prachtexemplaren nicht nur die gewöhnliche Art mit violetten Blütenglocken, sondern auch die Spielart mit schneeweißen Blüten. Das ist es, was jetzt blüht, es bereitet sich aber noch vieles zum Blühen vor, so daß es dort den ganzen Sommer über für die Augen etwas zu botanisieren geben wird.

Mitten in dieser Herrlichkeit von Grün und Blüten liegt ein alter Filzhut. Da in das beschriebene Gelände wegen des Stacheldrahtes nur hineingelangt, was da fliegen kann, so muß auch dieser Hut — und das ist ja auch sonst das Wahrscheinlichste — einmal, zur Nachtzeit vermutlich, hineingeflogen sein. Anscheinend hat er einem Manne gehört, der einst bessere Tage gesehen hat.

Anfang der Sommerferien

Am nächsten Sonnabend beginnen die Schulferien, womit die Schüler gewiß einverstanden, die Lehrer aber nicht unzufrieden sind. Denn entschieden nimmt bei zunehmender Sonnenwärme das Interesse für Cicero und das Verständnis für die Feinheiten des Plato ab, der deutsche Aufsatz schlägt leicht fehl, Vokabeln haften weniger gut und das Lösen schwieriger mathematischer Aufgaben ist nicht mit dem Vergnügen mehr verbunden, das es sonst gewährt. Infolgedessen gewährt auch das Unterrichten nicht die Freude mehr, die sonst damit verbunden ist.

Der Freitag schon ist kein eigentlicher Unterrichtstag mehr, es werden nur noch die Zensuren ausgeteilt, deshalb sind viele Schüler und Schülerinnen von ihren Eltern, die am Freitag schon Berlin verlassen wollen, für diesen Tag freigegeben worden. Die Zensuren werden ihnen von Freunden oder Freundinnen nachgeschickt, und so große Eile hat es damit nicht, die Eltern bekommen die Zeugnisse in sehr vielen Fällen doch immer noch früh genug zu sehen. Am Freitag also und am Sonnabend werden Tausende und aber Tausende Berlin verlassen und zwar größtenteils mit leichtem Herzen, so schön Berlin auch ist. Ja schön ist Berlin, wenn auch zugegeben werden muß, daß die Luft stellenweise an Reinheit bereits etwas zu wünschen

übrig läßt. Nun, Berlin kann im Sommer keine Lust haben wie Hiddensöe oder der Rigi. Die Straßen Berlins sind prächtig, grüne Bäume sogar schmücken sie, wo die Art sie nicht weggeräumt hat, nur etwas schwer zu begehen sind diese Straßen, weil sie fast überall aufgegraben sind. Nun, wenn man aus der Sommerfrische zurückkehrt, hat vielleicht die Bubdelei, hie und da wenigstens, ein Ende gefunden. Die Sommerfrische aber verspricht diesmal sehr gut zu werden, vielleicht der Art, daß mancher sich, wenn nicht nach den Fleischtöpfen, so doch nach den Eisspinden Berlins zurücksehnen wird. Es hat am 27. Juni, dem Tage der sieben Schläfer, nicht geregnet, in Berlin nicht, weit und breit im Deutschen Reiche nicht, deshalb ist ein trockner und warmer Sommer zu erwarten. Darauf haben die Hausfrauen Rücksicht zu nehmen, die jetzt beim Einpacken sind. Sie wollen nicht viel warme Sachen einpacken und nicht viel Bücher. Letzteres auch schon deshalb nicht, weil heutzutage auch die kleinste Sommerfrische eine Leihbibliothek besitzt, in der eine Fülle des greulichsten Lesestoffes zu finden ist. O die armen Hausfrauen, die in diesen heißen Tagen alle die Schloßkörbe, Koffer und Kasten vollpacken müssen und dabei die Blaubeeren, die einzukochen die höchste Zeit ist, auf dem Feuer haben und ab und zu nach ihnen sehen müssen! Und dabei denken sie an alles, was in die Sommerfrische mitgenommen werden muß. Wenn dem Mann die harte Arbeit des Einpackens zusiele, was würde er

nicht alles vergessen. Er würde sogar den Korfenzieher vergessen, wenn dieses nützliche und unentbehrliche Instrument nicht an das Messer, das er täglich in die Tasche zu stecken gewohnt ist, angewachsen wäre.

54

Berlin aus der Entfernung

Aus einiger Entfernung betrachtet — die richtige Entfernung mag etwa dreißig Meilen betragen — nimmt Berlin sich sehr nett aus. So dachte ich neulich, als ich im Strandpavillon die Unterhaltung einer Gesellschaft von Sommerfrischlern belauschte. Ein älterer Herr — nennen wir ihn den Regierungsrat — teilte Neuigkeiten aus einem Berliner Blatt mit, die auch mich interessierten. „In Berlin,“ sagte er, „scheint sich die Aufregung über den Tod des alten Jumbo noch immer nicht legen zu wollen.“ — „Und wir,“ sagte die Tochter, die natürlich Else hieß, indem sie den Vater vorwurfsvoll ansah — „und wir haben ihn nicht gesehen. Du hattest es uns heilig versprochen, mit uns nach dem Zoologischen Garten zu fahren und ihn uns zu zeigen, aber es geschah nicht. Wenn wir jetzt nach Berlin zurückkehren, ist es wieder einmal zu spät.“ — „Allerdings zu spät,“ erwiderte der Regierungsrat, mit einiger Verlegenheit kämpfend, denn besonders

durch das „wieder einmal“ fühlte er sich getroffen. „Aber,“ fügte er hinzu, „es sind ja noch zwei andere Drang-Utangs da.“ „Zwei andere,“ versetzte Else mit höhnischem Lachen, „aber was für welche! Nichts gegen Zumbo. Zumbo war, wie er beschrieben wird, das Ideal von einem Affen, die Perle der Affenwelt, und dabei fast so alt wie Papa — fünfzig Jahr.“ — „Fünfzig Jahr“ — bemerkte der mit am Tisch sitzende Direktor — „ist ein sehr respektables Alter für einen Affen. Wenn Zumbo ein Mensch gewesen und dabei ebenso gut veranlagt, wie er als Affe war, er hätte schon ein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum gefeiert, er hätte schon einen Titel bekommen, er wäre vielleicht schon“ . . . „Halt!“ fiel ihm der Regierungsrat ins Wort, „wir haben es ausgemacht, daß von den Dänen an bis auf ein halb Kilometer ins Land hinein nicht von Politik die Rede sein darf, an dieser Abmachung muß festgehalten werden.“ — „Gut,“ sagte der Direktor, „dann sage ich nichts weiter als dies, daß ich eine ganz unschuldige Bemerkung machen wollte.“ — Darauf nahm der Regierungsrat wieder das Wort. „In Berlin,“ sagte er, „ist die öffentliche Unsicherheit im Zunehmen begriffen. Im Tiergarten sind neuerdings zwei Raubanfälle vorgekommen. In dem einen Falle war es eine Baronesse L.“ . . . „Geborene?“ fiel ihm eine tantenhafte Dame, die zu Professors zu gehören schien, ins Wort. „Das weiß ich nicht,“ sagte der Regierungsrat, „in meinem Blatt

ist die Dame nur als Baronesse L. bezeichnet. Diese also wird im Tiergarten von einem feingekleideten Strolch überfallen, der ihr das Portemonnaie mit zweihundert Mark Inhalt entreißt. Vor Schreck wird sie sprachlos. — „Ein seltener Fall bei Damen,“ bemerkte der Doktor, der seiner scharfen Zunge wegen gefürchtet ist. — „Und der Räuber,“ fuhr der Regierungsrat fort, „verlor sich mit seiner Beute im Dickicht.“ — „Ist ihr ganz recht,“ sagte die Tante, „wozu nimmt sie auf einen solchen Spaziergang zweihundert Mark mit. Sie hätte doch bedenken sollen, daß es nicht die böhmischen Wälder waren, in denen einem nichts begegnen kann, sondern der Tiergarten ist in unmittelbarer Nähe der deutschen Reichshauptstadt.“ — „Es ist überhaupt schrecklich,“ sagte die Rätin, „was alles in dieser Beziehung in Berlin vorkommt. Alle Augenblicke liest man von Einbrüchen im Westen, wo wir wohnen. Eine Versicherungsgesellschaft gegen Einbrüche ist ja auch schon gegründet worden.“ — „Mein Gott,“ rief die Professorin, „da fällt mir ein, daß ich, als wir vor vier Wochen von Berlin abreisten, das Küchenspind zuzuschließen vergessen habe!“ — „Und was war darin?“ fragten alle andern zugleich. „Ich erinnere mich,“ erwiderte die Gelehrtenfrau, „daß darin noch ein kalter Klopops vom Tage vorher stand. Wenn wir den nur wiederfinden werden!“ — In diesem Augenblick erhob sich der Regierungsrat, der eben nach der Uhr gesehen hatte, und sagte: „Es ist die höchste Zeit aufzubrechen,

wenn wir draußen noch den Sonnenuntergang, der die Hauptsehenswürdigkeit dieses Ortes bildet, bewundern wollen.“

55

Das Lob Berlins

„Berlin ist eigentlich kein so schlechter Aufenthaltsort. Es ist wahr, Berlin liegt nicht unmittelbar an der See, in einem Sommer aber, wie der diesjährige ist, kann ich das für keinen Nachteil erachten. Das von Stürmen aufgeregte Meer bietet einen Anblick dar, der eher schrecklich als erfreulich zu nennen ist. Mir wenigstens, ich gestehe es gleich offen, wird angst und bange, wenn ich die Kasse des Poseidon, wie Walter Crane sie gemalt hat, auf mich herantoben sehe. Nun gar in einem gebrechlichen Fahrzeug sich auf die empörte See oder zum Zwecke eines Bades sich in sie hinein zu begeben, dazu gehört meiner Ansicht nach eine mit dreifachem Erz gepanzerte Brust. Was aber Seefische betrifft, die ich den Süßwasserfischen vorziehe, so habe ich die Beobachtung gemacht, daß man sie sich in Berlin leichter und zu billigerem Preise beschaffen kann als in den am Seestrande belegenen Fischerdörfern. Berlin, ich gebe es zu, liegt nicht unmittelbar am Walde, wenn man den Tiergarten nicht zu den Wäldern rechnen will. Aber erstens ist der richtige Wald von Berlin aus mit

Hilfe der Stadtbahn, der Dampfstraßenbahn und der Vorortzüge verschiedener Eisenbahnlinien sehr leicht und bequem zu erreichen, zweitens hat der Wald, wenn es ohne Aufhören regnet, durchaus nichts Verlockendes an sich. Wer im Walde nichts zu suchen hat — und ich habe, da ich kein Freund von Besingen, Pilzen und Schlangen bin, nichts darin zu suchen — der bleibt bei schlechtem Wetter lieber zu Hause, es sei denn, daß er ohne nasse Füße sich nicht zufrieden und glücklich fühlt. Man wird mir sagen: das ist alles schön, aber eine Kuhherde bekommt man doch so leicht in Berlin nicht zu sehen. Das ist allerdings richtig, indessen sind uns allen die Kühe doch aus Abbildungen schon bekannt. Außerdem muß ich sagen, wenn ich auf einem nicht sehr breiten Wege die Kuhherde auf mich zukommen sehe und bemerke, daß sie im Zweifel ist, nach welcher Seite hin sie mir ausweichen soll, so bemächtigt sich meiner ein gewisses peinliches Gefühl, und ich bin jedesmal froh, wenn ich Herde, Hirten und Hund hinter mir habe. Wenn ich endlich auf die Berliner Häuser zu sprechen komme, so werde ich wohl keinem Widerspruche begegnen mit der Behauptung, daß sie fast durchgängig solide gebaut sind und einen guten Schutz vor dem Regen gewähren. Die Zimmer sind, besonders im Westen, hoch und lustig, sie lassen sich in der heißen Zeit durch rationelles Lüften leidlich kühl halten und sind in kalten Sommern von der Art des diesjährigen größtenteils leicht zu erheizen. Auch möchte ich kon-

statieren, daß die Berliner Wohnungen im ganzen nicht so sehr stark von Fliegen, Spinnen, Ohrkäfern, Ameisen, Tausendfüßen und Kröten frequentiert werden. Alles in allem: Berlin, ich wiederhole es, ist der schlechteste Aufenthaltsort noch lange nicht.“ So sprach der alte Professor im Seebade N., wo er seit vierzehn Tagen weilte, und bestellte beim Kellner ein zweites Glas Orog. Alle aber, die mit am Tische saßen, stimmten ihm bei und riefen, als er seine Bestellung machte, wie aus einem Munde: „Mir auch!“

56

Rückkehr aus den Sommerfrischen

Der letzte Schub der an die Schulferien gebundenen Sommerfrischler, diejenigen umfassend, welche die schöne Zeit bis aufs äußerste ausnützen wollten, kehrte gestern von der See nach Berlin zurück. Der Zug raffte noch unterwegs auf allen Stationen Zuzügler auf und war von unendlicher Länge, als er auf dem Stettiner Bahnhof einlief. Es war ein ungemein heißer Tag. Die Kellner, die Bier, und die Frauen, die unreife Birnen auf den Stationen anboten, machten gute Geschäfte. Manche genossen beides zusammen. Viele der Rückkehrenden brachten Andenken vom Strande mit, besonders Blumen. Es gab große Systeme aus Mausflee,

Ragenpfötchen und Heidekraut, die schwer unterzubringen waren. Noch mehr Beschwerden bereiteten Fahnen und Stranddisteln. Fahnen sind sehr geeignet zum Kriegsspiel auf Dünen und Strandwiesen und, wenn sie die Reichs- oder Landesfarben tragen, gewiß förderlich für den Patriotismus, im Coupé aber geschwungen, werden sie leicht unbequem und bilden in den Händen fünf- bis achtjähriger Knaben eine stete Gefahr für die Augen der Mitreisenden. Die Stranddistel ist eine sehr schöne Blume und zeichnet sich, wie mir ein Künstler sagte, durch stilvoll gehaltenes Laub aus, ich sehe sie aber lieber am Strande, wo sie wächst, als im Eisenbahnwagen. Denn sie ist, was man „Sperrgut“ nennt, und überaus zackig und stachlich; wenn man aus Versehen in sie hineingreift, tut es empfindlich weh, und fällt ein Stranddistelbusch von oben her einem, der sanft entschlummert ist, auf den Kopf, so wird er auf eine wenig angenehme Weise geweckt. Das Schlimmste aber sind Töpfe mit eingekochten Garten- oder Waldfrüchten, die einige gute Hausfrauen mitnahmen aus Besorgnis, sie könnten zu spät zum Einmachen nach Berlin zurückkehren. Dergleichen Töpfe bilden Gegenstände fortwährender Angst für die ganze Coupégenossenschaft, und wenn sie, was häufig vorkommt, leer werden, so entwickeln sich Zustände, deren Schrecknisse jeder Beschreibung spotten. Die schulpflichtige Jugend war schon am Morgen des Reisetages nicht so aufgeräumt, wie an den Tagen vorher, und je mehr

man sich Berlin näherte, um so mehr gab sich eine gewisse Niedergeschlagenheit zu erkennen. Auf manche, glaube ich, drückte das Bewußtsein, trotz aller guten Vorsätze nicht mit den Ferienarbeiten zu stande gekommen zu sein. Bei einigen Schulen herrscht ja der löbliche Brauch, daß überhaupt keine Ferienarbeiten aufgegeben werden, bei anderen aber ist man in der Erkenntnis der menschlichen Natur noch nicht so weit gebiehen, und gibt sogar recht viel auf. Gearbeitet aber wird nur in den letzten Tagen, wenn überhaupt. So war in einem Fall am vorletzten Tage der deutsche Aufsatz noch nicht gemacht worden, obgleich das Thema leicht genug war, denn es lautete: „Mein schönster Ferientag.“ Ja, scheinbar leicht genug! Aber nun unter so vielen gleich schönen Tagen einen herauszufuchen, darin lag die Schwierigkeit. Ich gab den Rat, folgendermaßen anzufangen: „Vom frühen Morgen an goß es in Strömen. Wer war froher als ich! Voll freudigen Eifers suchte ich meine Schulbücher und Hefte zusammen. Leider konnte ich sie nicht alle finden. Einige waren wohl in Berlin vergessen worden, wenn sie nicht überhaupt ganz weg waren, andere waren zwischen die schwarze Wäsche gekommen. Die englische Grammatik war in den Garten verschleppt worden, und die Klagen hatten damit gespielt. In welchem Zustande befand sie sich, als ich sie zwischen den Kartoffelstauden hervorholte! Nachdem ich alles, soweit es zu finden war, zusammengesucht, Minna mir ihren Stahlfederhalter

geborgt hatte und für zehn Pfennige Tinte aus der Materialwarenhandlung geholt war — mit welchem lange nicht mehr empfundenen Wohlgefühl ging ich an die Lösung meiner Aufgaben.“ So! Dann sollte die Rede sein von der Freude, welche die Erledigung der Ferienarbeiten und die Arbeit überhaupt hervorruft, und den Schluß sollte eine poetisch angehauchte Dankrede auf Jupiter pluvius, den Regengott, bilden. Mein Vorschlag wurde abgelehnt, indem man mir bemerkte, ein solcher Aufsatz würde lediglich als Heuchelei und Augenverblendung erscheinen, in Schulaufsätzen aber müsse alles auf reiner Wahrheit beruhen. Das war für mich persönlich ein wenig kränkend, dagegen aber machte es mir doch Freude zu hören, daß bei Schulaufsätzen so viel auf die Wahrheit gegeben wird. Mein Vorschlag, wie gesagt, wurde verworfen, etwas Besseres aber wußte man auch nicht, also blieb der Aufsatz, der recht hübsch hätte ausfallen können, ungemacht. Aber auch manche andere Ferienarbeit blieb, wie ich fürchte, unerledigt, und das übte natürlich einen Druck auf die Kindergemüter aus. Ich erinnere mich, früher auch einige Male unter solchem Druck gelitten zu haben. Dann war mein einziger Trost die leise Hoffnung auf ein Erdbeben, das örtlich sehr beschränkt sein und nur die Bodenstelle, auf welcher das Schulgebäude stand, betreffen sollte. Aber eine solche Erderschütterung fand am Tage des Schulanfangs niemals statt. Wenn an diesem Tage die Erde bebte, war es immer in Südamerika.

Die Sonnenblume

Berlin steht jetzt im Zeichen der Sonnenblume. Die Liebhaberei für diese Pflanze, die ja früher mehr Land- als Stadtblume war, hat in Berlin in den letzten Jahren sehr zugenommen. Überall, wo ein Plätzchen für sie zu finden ist, erhebt sie ihr lachendes Haupt. Sie ist aber im besondern die Blume der kleinen Leute, denen ihre Zucht wenig Mühe und viel Vergnügen bereitet. Aus einem Kern, nicht viel größer als ein Gurkenkern, wächst sie in kurzer Zeit zu ansehnlicher Höhe empor. Zieht man sie nach Körners Methode, so wird sie, ein wahres Wunder, so hoch wie ein kleiner Baum, und bekommt eine Blume, die beinahe so groß ist wie ein Wagenrad. Ihre Blüte ist lustig anzusehen, ihre ölreichen Körner aber werden von Kindern und Vögeln gern gegessen. In der Peripherie der Stadt und in den Vororten ist sie sehr verbreitet. Sie ist die Freude der Bahnwärter, deren Häuschen sie mit ihren Blumenhäuptern fast überragt. Großer Beliebtheit aber erfreut sie sich in den vor der Stadt gelegenen Laubenstädten der kleinsten Agrarier. Unter diesen wieder zeichnet sich die Laubenstadt im hohen Norden beim Gesundbrunnen durch ihren außerordentlichen Sonnenblumenreichtum aus. Überall stehen sie dort, große und kleine, einzeln und in kleinen

Gesellschaften, und verleihen, zusammen mit dem Schmuck von Fahnen und Fähnchen, dieser Anlage etwas Vergnügliches und Festliches, trotz des Hintergrundes von Mietskasernen und Fabrikschornsteinen. Dabei erinnert das Ganze an die Sonnenblume selbst. Wie bei ihr die große Blumenscheibe aus zahllosen kleinen Blüten zusammengesetzt ist, so bilden hier die Hunderte von armen winzigen Gärtchen zusammen einen großen Prachtgarten. Auf diesen Garten einen Blick zu werfen lohnt sich wohl. Und dies zu tun und sich über den Anblick zu freuen hat man Zeit genug, während man auf der Bahn vorbeifährt.

58

Die Drillinge

Um die Drillinge zu sehen, beschloß ich auszugehen. Ich hatte nämlich in einer Zeitung gelesen, daß am letzten Freitag Drillinge geboren wären, und zwar in der Mittenwalderstraße 44 auf dem Hof, im Quergebäude eine Treppe hoch bei dem Hausdiener Vialecki. Gegenüber den Nachrichten über wunderbare Ereignisse und Dinge, die ich während der heißesten Jahreszeit in den Blättern finde, hege ich immer einen leisen Zweifel. Ich traue nicht so ganz weder den hundertjährigen Greisen, noch den hundertpfündigen

Wesen oder Fichten, noch den ganz außergewöhnlich merkwürdigen Glücks- oder Unglücksfällen, die mit einer so auffallenden Regelmäßigkeit jährlich gerade während der zweiten Hälfte des August in den Spalten der Zeitungen erscheinen, und das kommt vielleicht daher, daß ich selber ein Mann der Presse bin. Ich will damit nicht sagen, daß ich etwa weiß, wie es gemacht wird, daß ich vielleicht gar selbst einmal — Gott bewahre! aber . . . nun, dem sei, wie ihm will, kurz und gut, ich fühlte den lebhaften Wunsch, mich mit eigenen Augen von dem Vorhandensein und Aussehen der Drillinge zu überzeugen. Von meiner Wohnung im äußersten Westen Berlins sind es bis zur Mittenwalderstraße vier Kilometer, die ich des prachtvollen Wetters wegen zu Fuß zurücklegte. Dabei hatte ich die Empfindung, daß es in der Kiefernheide des Darßes vor einigen Wochen um dieselbe Mittagsstunde bei ganz unverfälschtem Himmel reichlich so warm gewesen sei. Der Weg führt durch einen der schönsten Teile Berlins, durch die Kleist-, Bülow-, York- und Gneisenaustraße. In dem achtmal überbrückten Teil der Yorkstraße sah ich in dem Garten hoch oben am Berge die Sonnenblumen in beginnender Blüte. Sie sahen etwas verstaubt aus, ließen etwas die Blätter hängen und schrien fast hörbar nach Wasser. Ich hoffe, daß sie am Abend desselben Tages noch getränkt worden sind. Im Hause des glücklichen Vaters wurde mir zuerst nur ein wenig die Tür geöffnet, als ich aber mit nachdrücklichem Ernst erklärte: „Ich bin

gekommen, um nach den Drillingen zu sehen und mich davon zu überzeugen, daß es ihnen gut geht," tat sie sich ganz auf, und ich wurde ohne weiteres in die Wohnung und in die Wochenstube eingelassen. In dem Zimmer, in dem zwei alte Frauen walteten, mit der Pflege der Mutter und der Kindlein beschäftigt, sah es ordentlich und sauber aus. Die Drillinge lagen in einem großen Bett, das wohl der Vater ihnen abgetreten hatte, zwei Knaben an dem Kopfende und am Fußende ein Mädchen. Alle drei sahen gut aus und erschienen einander sehr ähnlich, wie es ja bei so kleinen Kindern überhaupt und gar bei Drillingen kein Wunder ist. Sie waren gar nicht besonders klein, sondern von ganz anständiger Größe und hübsch pummlich. Gewogen waren sie noch nicht, ich glaube aber, nach ihrem Ansehen urteilend, daß jedes von ihnen kaum weniger wiegen wird als ein gewöhnliches neugeborenes Berliner Einzellind. Ich hörte auch von den beiden Älten, daß alle drei — gepäppelt werden sie natürlich — einen gesunden Appetit entwickelten. Auch der Mutter ginge es den Umständen nach gut. Als ich die kräftigen drei Kinder mir angesehen hatte, sagte ich, mich zu der jungen Mutter wendend, die ganz still auf ihrem Bette dalag: „Bei der hohen Temperatur der letzten Zeit, bei dieser großen Hitze, wahrhaftig, muß es dem Storch nicht ganz leicht gewesen sein, drei so starke Kinder zu tragen.“ — „Ach nein!“ erwiderte sie. Schade, dachte ich, daß es nicht drei Jungen sind! Dann würde ich

ihnen später einmal zu Weihnachten ein extralanges Schaukelpferd stiften, auf dem sie alle drei, einer hinter dem andern, sitzen könnten, nur um einen weniger als die Haimonskinder. Zwei Knaben und ein Mädchen, das ist aber auch eine hübsche Gesellschaft. Zwei natürliche Beschützer hat die kleine Dame sich schon mitgebracht. Übrigens finden die drei schon einen Gespielen. Ein zweijähriger kleiner Junge lief da herum. Was der wohl für Augen gemacht hat über das Kleeblatt, um das sich plötzlich die Familie vermehrt hat! Ich selbst bin ein Zwilling und weiß — nicht aus eigener Erinnerung, sondern aus dem, was mir nachher erzählt worden ist — daß zuerst nach unserm Erscheinen im Elternhause einige Verlegenheit herrschte, weil man auf zwei nicht gerechnet hatte. Darum, glaube ich, wird es auch dieser jungen Mutter nicht ganz unwillkommen sein, wenn eine oder die andere gütige Hausfrau ihr ein wenig beispringt, und auch dem Vater nicht.

„Soll dem Vater nicht werden bang
Bei zwei Wiegen in einem Gang,“

heißt es im Volkspruch. Und nun bei drei Wiegen gar! Wiegen gibt es ja allerdings nicht mehr, in der Hauptsache aber kommt es auf eins heraus.

Etwas vom Balkon

Auf einem Berliner Balkon, wenn er nur etwas Sonne hat, gedeiht allerhand Hübsches. Das erfährt besonders einer, der im Sommer hier bleibt und selbst darauf acht gibt, daß alles, was draußen in Töpfen, Kübeln und Kästen steht, seine richtige Wartung hat. Es gibt ein Sprichwort: „Das Auge der Frau macht die Kammer nett“, und ein anderes lautet: „Das Auge des Herrn macht das Pferd fett“. So macht auch das Auge des Herrn oder der Frau den Balkon bunt. Auf dem aufmerksamen Auge beruht hauptsächlich, was man „Glück in der Blumenzucht“ nennt. Die Blumen wollen angesehen werden daraufhin, was ihnen etwa fehlt, denn sie können nicht wie die Kinder schreien, wenn sie getränkt zu werden wünschen, auch können sie nicht sagen: „Bind mich an, damit der Wind mich nicht abbreche!“ oder: „Nimm mir die Raupe ab!“, und ebensowenig können sie sich selbst die Blattläuschen absuchen. Im übrigen war dieser Sommer, der sich sonst so unhold erwiesen hat, insofern den Balkonblumen nicht ungünstig, daß sie auch, wo nicht von liebevoller Hand für stets pünktliches Begießen gesorgt wurde, nicht so leicht in Gefahr des Verdurstens kamen. Die Kühle und Nässe dieses Sommers hat es wohl auch herbeigeführt, daß später als sonst das Auftreten

der Milbenspinne erfolgt ist, die nicht nur die Bäume auf der Straße befällt, sondern auch die Balkons heim- sucht und zumal den Bierbohnen und den bunten Winden so leicht verderblich wird. Seit einiger Zeit ist sie aber schon da und hat unter anderem an vielen Linden- bäumen in der Kurfürstenstraße alles Laub bereits dürr gemacht. Wenn man eines der braunen Blätter ab- pflückt, was an jungen Bäumchen leicht auszuführen ist, und es sich ansieht, so bemerkt man auf der Unterseite die winzigen Ungetüme, die das vorzeitige Verdorren bewirkt haben. Die Milbenspinne ist ein sehr unwillkommener Gast, es finden sich aber auf dem Balkon auch Gäste aus dem Tierreiche ein, die von jedem gern gesehen und mit Freude begrüßt werden. Jeden Tag sind bei meinen Balkonblumen Schmetterlinge und Bienen erschienen, und nicht eine Blume hat sich erschlossen, die von ihnen nicht besucht worden wäre. Da es nun in Berlin sehr viel mit Blumen geschmückte Balkons gibt, so läßt sich annehmen, daß es keine ganz geringe Menge Honig ist, die von den Bienen während des Sommers aus der großen Stadt fortgetragen wird. Eine ungemeine Findigkeit zeigen die Tierlein dabei in bezug auf die Orte, wo für sie etwas zu holen ist. Auch wo auf Höfen mitten in der Stadt eine Blume ziemlich versteckt auf einem Brettchen vor einem Fenster steht, vielleicht von einer armen Näherin aufgezogen, entgeht sie ihnen nicht. So findig ist der Mensch in dieser Beziehung keineswegs.

Wenn etwas Süßes irgendwo blüht, geht er leicht achtlos daran vorbei oder tritt gar darauf in seiner Blindheit.

60

Weißes Heidekraut

Zum erstenmal habe ich dieser Tage in einem Berliner Blumenladen weißes Heidekraut gefunden, und zwar als Topfpflanze. Ich meine nicht die ausländische weiße Erica, die seit Jahren schon um diese Zeit in den Handel kommt, sondern unser einheimisches Heidekraut mit weißen anstatt der rosa Blüten, wie es hie und da vorkommt, mitunter in Menge. Ich wundere mich darüber, daß die Gärtner es nicht früher schon kultiviert haben, denn es sieht reizend aus in seinem weißen Kleide, das es wie zu einer Festlichkeit angelegt hat. Als etwas Neues steht es noch ziemlich hoch im Preise, man kann aber darauf rechnen, daß es sich gut bezahlt macht, denn weißes Heidekraut zu finden bringt Glück, wenn man es findet, ohne es gesucht zu haben, und dabei ist es ohne Belang, ob man es draußen im Freien oder in einem Blumenladen findet. Ich erstand einen Topf, den ich alsbald verschenkte, weil Glück durch Verschenken sich übertragen läßt, und ich selbst davon schon genug habe, wenigstens wenn ich alles ineinander rechne. Wilde Pflanzen und Blumen findet man jetzt noch ge-

nug in Berlin auf den Märkten und in den Blumenläden, als urwüchsig auf den Straßen aber lange nicht mehr so viel als in der sogenannten guten alten Zeit, als man auf den Straßen Berlins noch botanisieren konnte. Ich erinnere mich, daß ich an den Rinnsteinen der Leipziger Straße, die damals noch Rinnsteine hatte und noch nicht so belebt war wie jetzt, Kanariengras gesammelt habe, das dort wuchs, wie es als Vogelfutterpflanze hie und da verwildert vorkommt und auch in Toronto in Kanada im vorigen Jahre als Wildling von mir angetroffen worden ist. So etwas konnte man früher noch auf einer großen Straße Berlins finden, jetzt muß man, um etwas Wildes abzupflücken, schon auf ein Dach steigen oder sich an die Grenzen des Stadtgebiets begeben. Wo die Hardenbergstraße an den Auguste-Viktoria-Platz stößt, findet man eine kurze namenlose Straße, angelegt auf ursprünglichem Gebiet des Zoologischen Gartens für die Straßenbahn, deren Geleise wegen der Arbeiten für die Untergrundbahn verlegt werden mußten. Die Straße ist auf der einen Seite begrenzt durch einen Bretterzaun, der den Obst- und Gemüseteil des Zoologischen Gartens — auch in diesem wird Obst und Gemüse gebaut — nach außen abschließt. Über den Zaun empor ragen riesige Hanfstauden beider Geschlechter — denn beim Hanf kommen Herr und Frau vor — draußen aber am Zaun auf der Straße haben allerhand Unkräuter Platz genommen, darunter auch Melde, und es steht da ein imponieren-

des Exemplar von Melde, das ein Busch genannt werden muß. Es sieht wirklich sehr stattlich aus und fällt in die Augen, obgleich die Melde zu unsern gemeinsten Unkräutern gehört. Nicht ganz so häufig, aber doch überall, wo es Gräben gibt, zu finden ist ein anderes wildes Kraut, das den volkstümlichen Namen „Merk“ hat, und auf beide zusammen geht der Spruch:

„Merk und Melde
Wachsen beid' im Felde;
Pflücke Merk, laß Melde stehn,
So magst mit allen Leuten gehn.“

Das ist eine Art Rätsel, ein solches aber, das zu lösen nicht schwer fällt. Der große Meldebusch, will ich nur noch sagen, steht an der äußeren Ecke der namenlosen Straße, und das ist gut; denn die Straße selbst zu betreten ist Fußgängern untersagt, sie ist nur für die Straßenbahn da.

Im Zoologischen Garten

Viel Berliner Kinder sind im Sommer an so manchem Morgen im Zoologischen Garten zu sehen. Es sind Schüler und Schülerinnen der Berliner Rom-

munalschulen, die dorthin geführt werden, um die Wunder des Tierreiches anzusehen und einmal frische Luft im Grünen zu atmen. Manchmal standen in den letzten Tagen vor dem Eingange des Gartens wohl an fünfzig Krenser, welche die kleinen Gäste aus entlegenen Stadtteilen nach dem äußersten Westen gebracht hatten. Im Garten werden die Kinder in Abteilungen von vierzigen, fünfzigen oder mehr, Knaben und Mädchen, umhergeführt. Sie gehen paarweise, ein Lehrer oder eine Lehrerin führt den Zug und ebenso schließt ihn gewöhnlich eine Lehrerin oder ein Lehrer. Ein reizendes Bild, wenn diese zahllosen Büge kreuz und quer durch den Garten gehen, hier und dort einander schneidend. Die kleinen Mädchen — und wie kleine sind unter ihnen! — sehen besonders nett aus in ihren bunten Kleidern und weißen Schürzen. Einige von ihnen sind ärmlich gekleidet, alle aber, man mag sie genau darauf ansehen, ordentlich und sauber. Unter den Jungen ist eher schon einer oder der andere, dessen Anzug nicht ganz befriedigt. Natürlich, denn es gibt Jungen, die mit keiner Mühe ordentlich in ihrer Kleidung zu halten sind. Manche unter ihnen machen den Eindruck, als müsse recht schwer mit ihnen auszukommen sein. Ach, in diesen Kinderscharen wieviel kümmerliche kleine Menschenblumen, die sich so dürftig in den Mietskerkern unserer Stadt entwickelt haben, in den Höfen, in welche nie die Sonne hinableuchtet, um nachzusehen, ob dort Wesen sind, die des Lichtes und der Luft bedürfen. Aber alle sind

fröhlich, da sie einmal ins Freie und an einen so schönen Ort gekommen sind.

Einen Hauptteil des Vergnügens bildet das Frühstück, zu dem sie sich, auch in Abteilungen, vor der Restauration niederlassen. Wenn sie dort zu Hunderten Platz nehmen, entsteht ein Gezwitzcher wie von vielen Vögeln. Die Knaben haben ihr Frühstück meist in Botanisiertaschen mitgebracht, die Mädchen in kleinen Körben und Taschen. Manche tragen es auch nur in ein Tuch gewickelt. Dann wird ausgepackt, und außer einer Schrippe oder einem Butterbrot kommt gewöhnlich auch eine Flasche zum Vorschein. Es sind Bier-, Öl-, Selters- und besonders Medizinflaschen, die ausgepackt werden, ihr Inhalt aber besteht in Milch, Kaffee oder Limonade. Man trinkt aus der Flasche, was man bei dieser Gelegenheit schon früh lernt. Ist man im Besitz von Geldmitteln, so kann man, falls der mitgebrachte Vorrat nicht zur Stillung des Durstes ausreichen sollte, an einem im Freien improvisierten Büfett der Restauration für mäßigen Preis eine Tasse Milch oder Kaffee oder ein Gläschen Himbeerwasser erstehen. Das ist, abgesehen von einigen Gläsern Bier, welche Lehrer und Lehrerinnen zu sich nehmen, alles, was an einem solchen Morgen die Restauration absetzt. Während des Frühstücks hat das Lehrpersonal eifrig darauf acht und ist mit vielen Ermahnungen bei der Hand, daß die Butterbrot-papiere nicht über die ganze Fläche hin ausgestreut, sondern auf einen Haufen zusammengeworfen werden,

den die Gartentknechte leicht aufheben und wegtragen können.

Der Zoologische Garten enthält aber außer allerselten merkwürdigem Getier noch eine große Sehenswürdigkeit: das ist das optische Kabinett oder die Camera obscura. Der Besitzer dieses Institutes setzt an solchen Morgen den Eintrittspreis für die Kommunal-schülerwelt auf fünf Pfennige herunter. Aber wer hat auch die nur immer bei sich? Sie befinden sich vielleicht in einer Sparbüchse oder sind in sicheren Papieren angelegt, aber ein solches Kapital bei sich zu tragen erscheint in Berlin als eine gefährliche Sache. So findet es sich denn, wenn die Camera obscura besucht werden soll, daß viele um den Eintrittspreis in Verlegenheit sind. Aber die Wohlhabenden helfen den Ärmeren, und diejenigen, welche anderswo nicht Kredit finden, machen bei dem Lehrer oder der Lehrerin eine Anleihe, die auf ehrliches Gesicht hin gern gewährt wird.

Draußen aber vor dem Eingange des Gartens haben sich fliegende Händler mit Zuckerstangen und anderen Süßigkeiten postiert und machen gute Geschäfte mit dem kleinen Volk. Dabei findet manchmal unter den Kauflustigen eine lebhafte Diskussion darüber statt, was am vorteilhaftesten zu erstehen ist und was am besten schmeckt. Gehandelt wird nicht und Kredit gegeben auch nicht, sondern der geforderte Preis, der in keinem Fall über einen Nickel hinausgeht, stets sofort bar ausgezahlt.

Sommerfrische Berlin

Gibt es wohl eine bessere Sommerfrische als Berlin W? Unwillkürlich fragte ich mich so, als ich kurz vor Schluß der Ferienzeit aus dem Getümmel eines starkbesuchten Badeortes in die deutsche Reichshauptstadt zurückgekehrt und im Westen derselben angelangt war. Welche angenehme, staubfreie Luft wehte mir dort entgegen! Das Laub der Bäume war noch weniger von der Sonne versengt und besser erhalten, als ich in der letzten Zeit an der See es gesehen hatte, und nach Wochen zum erstenmal wieder erquickten meine Augen sich an dem Anblick frisch grüner Rasenplätze. In den Obstkellern waren viele Arten schöner Früchte lockend ausgestellt, und die Preise, die dafür gefordert wurden, kamen mir erstaunlich billig vor. Ein reizender, duftiger Blütenflor lachte mir aus den Schaufenstern der Handelsgärtner entgegen, und auf dem Wochenmarkt auf dem Magdeburger Platz waren sogar Feld- und Waldblumen zu haben. In den Restaurants gab es kühle Biere von köstlichem Wohlgeschmack und sehr preiswerte Weine. Die Speisekarten wimmelten von erlesenen Gerichten, die nicht teuer waren. Die Kellner zeigten sich sehr entgegenkommend und höflich, und ihre Mienen verfinsterten sich nicht, wenn ihnen ein nur bescheidenes Trinkgeld geboten wurde. Wollte man sich durch Lektüre

zerstreuen, so hatte man die Auswahl unter einer Fülle politischer und belletristischer Journale. Und diese wundervolle Stille! In einigen der nach dem prachtvollen Tiergarten zu gelegenen Straßen sah man selbst am hellen Tage kaum einen Menschen. An den Fenstern der meisten Wohnungen waren die Vorhänge niedergelassen, ein Zeichen, daß die Bewohner derselben noch in der Ferne weilten, und fast alle Klaviere dieser Stadtgegend hatten noch Schonzeit. Wenn man diesen oder jenen Bekannten vermißte, den man sonst hier und dort zu treffen gewohnt war, so sagte man sich zum Trost, daß nach längerer Trennung das Wiedersehen um so herzerfreuender sein werde. Ja, Berlin W macht im Hochsommer einen überaus günstigen Eindruck, und es lebt sich daselbst um diese Zeit sehr angenehm. Noch sind die Vereine in alle Welt zerstreut, noch wird man nicht durch Einladungen zu Versammlungen beunruhigt. Man kann seinen Abend zubringen, wo man will, und wieviel herrliche Orte gibt es in Berlin und in der Umgebung dieser Stadt, an denen ein Abend sich vorteilhaft zubringen läßt. Männer mit Listen kommen noch nicht in die Häuser, um die Bewohner der bessern Etagen sanft zu brandschlagen. Sie wissen es, daß sie umsonst kommen würden, und vergeblich Treppen zu ersteigen ist auch für die eifrigsten Sammel männer in der heißen Jahreszeit kein Vergnügen. Aus gleichen Gründen setzen auch die berufsmäßigen Schnorrer ihre Besuche in W. für einige Zeit aus. Sie halten

Sommer Schlaf oder beschränken sich auf die Abstreifung belebterer Gegenden. Nur der Staatssteuermann läßt sich durch die Unwahrscheinlichkeit, jemand zu Hause zu finden, nicht von einem Besuch zurückschrecken. Er kommt und wirft resigniert einen rosenroten Zettel, den er vorsorglich schon mitgebracht hat, durch den Türspalt oder übergibt ihn dem Portier, auf daß dieser damit der heimkehrenden „Herrschaft“ eine kleine Überraschung bereite. Von welcher Milde zeugt der Inhalt dieses rosenroten Zettels! Noch wird nicht mit Exekution, mit Geldbuße oder Kerker gedroht, es wird nur als wünschenswert bezeichnet, daß der Empfänger des Zettels eine gewisse Summe in einem gewissen Lokale hinter dem Gießhause Nr. 1 niederzulegen sich beeilen möge. Wer folgte nicht gern einer so freundlichen Aufforderung! So groß auch die Reize Berlins in den Hundstagen sind, eines wird doch mancher schmerzlich vermissen: man kann nicht, oder doch nur ausnahmsweise, dreimal täglich, vormittags, nachmittags und abends, ein Konzert hören. Nun, wer ohne das in der heißen Zeit nicht leben kann — und solcher Menschen scheint es viele zu geben — dem bleibt allerdings nichts anderes übrig, als sich in das Getümmel eines Badeortes zu stürzen.

Die Kanarienvogel - Ausstellung

Hunderte von kleinen Herzen schlugen in den letzten Tagen in den nicht sehr großen Räumen bei Frieboes in der Münzstraße 17, wo der Berliner Kanarienzüchter- und Vogelschutz-Verein eine Ausstellung veranstaltet hatte. Dazu erschallten Hunderte von kleinen Stimmen, die auf eigenartige Weise zusammenklangen. Das Ganze hatte etwas von metallischem Klang und erinnerte weniger an Vogelgesang, als an die Konzerte, die von den Zifaden veranstaltet werden. Besonders melodisch hörte es sich nicht an, machte aber auch keinen unangenehmen Eindruck auf das Ohr. Außer den Vögeln waren auch zahlreiche Goldfische in Aquarien ausgestellt. Wie sich wohl diejenigen unter ihnen, denen der Kanarienvogel noch etwas Fremdes ist — ein Teil von ihnen kennt ihn ja und hat ihn schon singen gehört — den Kopf darüber zerbrochen, woher das seltsame Geräusch kommen mochte! Daß die Fische überhaupt hören, weiß man ja. Neben den Kanarienvögeln waren in der Ausstellung auch Exoten, Sing- und Schmuckvögel zu finden, Graupapageien, Amazonen, Kakadus, Wellenfittiche, Kardinäle, australische Finken. Von heimischen Sing- und Sprechvögeln waren da zwei „zahme, gelernte Stare“, zwei zahme Pirole und ein paar „gut gelernte Dompfaffen“. Eine sprechende Ama-

zone namens Lora machte ab und zu eine Bemerkung, die nicht immer ganz am Platze war, niemals aber hatte eine ihrer Bemerkungen etwas für Anwesende Verlelegendes an sich, wie es doch in Menschenversammlungen vorkommen soll und in solchen sogar, deren Mitglieder eine Ehre darin sehen sollten, dem Volk mit gutem Beispiel voranzugehen. Die Mehrzahl der Ausgestellten bestand aus Kanarienvögeln, und man erfuhr dabei, daß es in Berlin eine ganze Anzahl von Kanarienzüchtereien gibt, so viele natürlich nicht wie im Harz, aber doch nicht wenige. Die gelben Vöglein saßen einzeln in den kleinen hölzernen Bauern, in denen und mit denen sie verhandelt wurden, hin und wieder waren sie auch zu kleinen Gesellschaften in größeren Käfigen vereinigt. Die meisten von ihnen waren „Klingelroller mit tiefen Pfeifen“, „Klingelroller mit Zu- und Titi-Pfeifen (Seifertsche Richtung)“, sowie „Schodel-Roller“. „Wasser- und Schnatter-Roller“ habe ich nicht bemerkt. Viel bewundert wurden „32 Kanarienvögelchen edlen Stammes“, die ohne Zweifel bei wackeren Kanarienhähnen, zumal in diesen Preisen noch nicht aufs Geld gesehen wird, sehr begehrt sind. Zwischen den Vogelständen auf und ab gingen die Kenner und Liebhaber, und einigen von ihnen, die zu den Ausstellern zählten, sah man es an, wie sie aufhorchten, um aus dem allgemeinen Klingklang ihre Lieblinge herauszuhören. Es ist nicht uninteressant, in das Verzeichnis der 62 Mitglieder des Vereins hineinzusehen. Was sind das für

Leute, die dazu gehören? Sechs Schuhmachermeister, fünf Schneidermeister, mehrere Schlosser und Tischler, ein Schaffner, ein Lokomotivführer, ein Polizeiwachmeister, ein Rohrleger, ein Küfer, ein Postbeamter und Leute ähnlicher Art. Professoren, Geheimräte und Bankdirektoren sind nicht dabei. Auch die Dichter vermisste ich. Ausgestellt war in der Münzstraße außer allerhand Utensilien und Bedarfsartikeln für Stubenvögelfreunde, wozu Käfige, Futterartikel und Lehrbücher gehören, auch eine Kanarien-Lehrorgel, die zum Singunterricht für junge Kanarienhähne — die Weibchen schweigen bekanntlich (was als kein Vorzug gerühmt werden soll) — zu dienen bestimmt ist. Ferner waren, da selbstverständlich auch eine Preiserteilung für besonders tüchtige Leistungen seitens der Aussteller stattfand, die Preise ausgestellt: ein Prachtkäfig, ein Becher, ein Tafelaufsatz, ein Schreibzeug, Statuetten in Bronze und verschiedene Medaillen. Endlich war eine Verlosung mit der Ausstellung verbunden, und natürlich habe ich auch ein Los genommen. Ist das Glück mir diesmal günstig — einmal muß ich doch auch Glück haben — so kommt mir vielleicht zu Weihnachten ein Klingelroller mit tiefen Pfeifen ins Haus und bringt mir noch mehr Glück.

Als ich aus der Ausstellung herauskam, hörte ich auf der Straße ein Gespräch, aus dem ich wahrnahm, daß die Kanarienversammlung sich in Sperlingskreisen schon herumgesprochen hatte. Einer der frierend dort umherhüpfenden Sperlinge sagte zu dem andern: „Hier drinnen

im Hause sitzen zu Hunderten die Gelben, die haben es gut! Es wird geheizt für sie, zu essen bekommen sie, was sie sich nur wünschen können, und das Trinkwasser wird für sie am Ofen warm gemacht.“ — „Was bekommen sie denn zu essen?“ fragte ein dritter. — „Na, was werden sie zu essen bekommen?“ lautete die Antwort, „Spitzsamen, Hanf, Maiskörner, Hirsekörner, Eierzwieback.“ — „Eierzwieback auch?“ — „Freilich, soviel sie haben wollen.“ Da trat an die sich also Unterhaltenden ein alter Spatz heran und sagte: „Laßt euch nicht irre machen! Alle diese Lederbissen werden von den armseligen Sklaven, die sie annehmen, mit dem Verlust der goldenen Freiheit bezahlt. Laßt euch nicht verführen dazu, um des materiellen Wohlsseins willen eure Freiheit zu opfern.“ Als er so gesprochen hatte, richtete ein junger Naseweis, oder besser gesagt, Grünschnabel von Sperling an ihn die freche Frage: „Ist dir selbst schon einmal! Eierzwieback angeboten worden?“ Der Alte erwiderte nichts darauf, es erschien ihm genügend, daß er dem Spötter einen verachtenden Blick zuwarf. Da mischten sich aber verschiedene andere ein, die theils für, theils gegen den Alten Partei nahmen, und es hätten vielleicht heftige Auseinandersetzungen stattgefunden, wäre nicht plötzlich ein neuer Spatz hinzugekommen mit dem lauten Ruf: „Auf dem Alexanderplatz ist was zu essen.“ Da erhob sich wie ein Mann die ganze Gesellschaft und flog nach dem Alexanderplatz.

Die Katzen - Ausstellung

Im Belvedere an der Jannowitzbrücke ist eine Katzen - Ausstellung eröffnet worden, veranstaltet vom „Bunde für Katzenschutz, -zucht und -pflege“. Eine allerliebste Gesellschaft ist dort versammelt: hundert Katzen ungefähr, manche davon mit ihren Jungen, Katzen von allen Arten, außer der gewöhnlichen deutschen Hauskatze, langhaarige Angora, Malteser, nubische und deutsch - nubische, russische, chinesische, siamesische und Hyperkatzen. Alle Färbungen, die bei der Hauskatze vorkommen, sind vertreten; es sind schneeweiße da, die sehr reizend aussehen, kohlschwarze, mit denen sich zaubern läßt, graublaue und graue, fennelgelbe und ockergelbe, zweifarbig und dreifarbig sogar. Die dreifarbigen, die, wie es heißt, alle Weibchen sind, können auch mehr als Mäuse fangen: sie schützen das Haus vor Feuer und die Menschen vor Fieber. Von den ausgestellten Katzen hat jede als richtiges Haustier ihren Eigennamen, und diese Namen sind zum großen Teil Schmeichelnamen. Ich führe an: Mieke, Mariechen, Anna, Lisette, Minna, Eva, Molly, Kelly, Suppi, Pumpel, Mummi und Mäuschen. An Katernamen finde ich u. a. Peter, August, Hinz, Hans und Anton. Viele der Katzen tragen um den Hals ein hübsches seidenes Band mit Schleife, und die meisten liegen auf

bunten Kissen, eine sogar fand ich auf einem großen Puppenbett liegend. In der Nähe einiger von ihnen hielten sich ihre Herren und Herrinnen auf, um sich daran zu freuen, wie sie bewundert wurden, und zärtlich mit ihnen zu plaudern. Das war wohl nötig, denn den meisten von ihnen schien es in der Ausstellung nicht recht zu behagen. Sie machten große verwunderte Augen, die zu fragen schienen: „Wozu das? Schickt sich das für uns vornehme Hauskazen, daß wir fremden Leuten für Geld gezeigt werden wie Zwerge, Riesen, Fettdamen, Indianer und andere minderwertige Geschöpfe?“

Möge die Ausstellung der Kaze recht viel Freunde und Freundinnen zuführen. Im Osten unseres Vaterlandes, in meiner Heimat auch, erfreut sich die Kaze viel größerer Beliebtheit als in Berlin. Ich hätte es mir früher nie als möglich vorstellen können, daß man ohne beständigen Verkehr mit Kazen aufwächst. Und die Kaze verdient es doch, geschätzt zu werden. Sie ist hübsch und graziös, manierlich und sauber, mutig und die beste Mutter, außerdem nützlich in hohem Grade, namentlich in dieser Herbstzeit, da die Mäuse in großer Anzahl von draußen auch in die Häuser von Berlin kommen. Raschhaft mag sie ja sein, aber wer ist das nicht? Falsch wird sie genannt, aber ihre Anwälte, zu denen ich mich auch zähle, behaupten, daß es bei weitem mehr falsche Menschen als falsche Kazen gibt. Seht euch einmal um in euern Bekanntenkreisen, und dann

brecht den Stab über die Raze! Sicherlich wäre die Raze in Berlin als Haustier häufiger, wenn nicht der Paragraph des Mietskontrakts, der das Halten von Haustieren vom Willen des Hausbesizers abhängig macht, ihrer Verbreitung so hinderlich wäre. Ich bekam einmal eine schöne schwarze Raze geschenkt, als sie aber, was doch ihr gutes Recht war, anfang, auf den einzelnen Etagen des Hauses sich umzusehen, wurde ich durch den Hauswirt genötigt sie abzuschaffen. Dadurch geriet ich in einige Verlegenheit, denn man kann eine Raze doch nicht so laufen lassen, wie man einen Vogel fliegen läßt. Erst lange Zeit nachher erfuhr ich, daß es in Berlin ein Razenheim, ein Asyl für obdachlose Razen gab, das von einer tierfreundlichen Dame gegründet ist. Von Berlin ist es dann übergesiedelt nach Friedrichshagen, als ich es aber im letzten Sommer besuchen wollte, erfuhr ich dort, daß es vor kurzem von Friedrichshagen nach Spreenhagen verlegt worden ist. Dorthin mich zu begeben hatte ich leider nicht Zeit genug. Man muß dann bis Hangelberg fahren, über die Spree setzen und hat dann noch zwei Stunden bis Spreenhagen. Ich malte mir aber im Geist aus, wie die gute Razenmutter den Umzug bewerkstelligte und sich mit ihren zweihundert oder dreihundert Razen in einem Boot über die Spree setzen ließ. Das muß ein Bildchen für einen Maler gewesen sein!

Die erste Stubenfliege

Endlich habe ich eine zu sehen bekommen. Es war doch keine Täuschung, meine Phantasie hat mir doch nichts vorgegaukelt? Nein, da ist sie wieder — es ist eine lebendige richtige Stubenfliege (*musca domestica*), die erste, die mir in diesem Sommer in meiner Wohnung begegnet ist. Es war doch nicht etwa die eine Fliege, die bei mir überwintert hat? Nein, die war es nicht. Meine Winterfliege sah ein wenig anders aus als diese Fliege, die sich jetzt eingefunden hat, das kann ich sagen, weil ich sie sehr genau beobachtet habe. Außerdem hätte ich sie doch hin und wieder in den letzten Monaten sehen müssen. Aber das geschah nicht, sie verschwand gegen Ende des Monats März, und ich vermute wohl mit Recht, daß sie in den hinteren Räumen der Wohnung, wo man manchmal nicht ganz vorsichtig mit heißem Wasser umgeht, verunglückt ist. Nun ist diese eine neuangekommene da, die sich offenbar in hohem Grade vereinsamt fühlt. Ich teile dies Gefühl in gewisser Beziehung mit ihr, denn einen so fliegenlosen Sommer, wie diesen, habe ich noch nicht erlebt. In allen den Sommerfrischen, in denen ich bisher sonst um diese Jahreszeit gewesen bin, war doch kein Mangel an Fliegen vorhanden, in denen, wo Vieh gehalten wurde und zumal da, wo

man mit einigen Kühen unter demselben Dach wohnte, konnte man sogar von einem Überfluß an Fliegen reden. Das war so an der Meeresküste und auf den Bergen, und nicht anders als in der Alten war es in der Neuen Welt am Ontariosee, wo ich vor zwei Jahren meine Sommerfrische abhielt. Himmel, was für eine Menge von Stubenfliegen gab es da! Weil ich von meiner Kinderzeit her ein großes Geschick im Fangen von Fliegen mit der hohlen Hand besitze, so bin ich dort an keinem Morgen ausgegangen, ehe ich nicht meine hundert Fliegen in der Wohnung gefangen und unschädlich gemacht hatte. Das tat ich rein im Interesse für die gute Sache, denn von Mitbewohnern des Hauses ein Fanggeld von auch nur 5 Cents für 1000 Stück getöteter Fliegen einzuziehen, ist mir nicht gelungen. Dieses jedoch beiläufig. Ich wollte nur sagen, daß ich in diesem Sommer zum erstenmal die Stubenfliege so gut wie vollständig vermißt habe. Und genau so wie mit den Fliegen verhält es sich mit den Mücken. Bis zu dieser Stunde bin ich hier in Berlin noch von keiner einzigen Mücke angesummt oder gar gestochen worden. Was für eine Menge von Mücken gab es an den Orten, wo ich sonst um diese Jahreszeit gewesen bin, in Misdroy, in der „Mückenallee“ von Warnemünde und in meiner lieben westpreussischen Heimat! Und wie ist es hier jetzt? Man liegt da schlaflos und denkt, es muß doch endlich einmal der leise, melodische Gesang einer heranschwebenden Mücke sich vernehmen lassen.

Aber nein, nichts der Art läßt sich vernehmen. Endlich verliert man die Geduld. Man öffnet das Fenster, zündet ein Licht an, stellt es auf den Nachttisch und sagt sich: jetzt müssen sie kommen, denn sie sind Lichtfreunde wie die Philosophen und die Dichter. Aber nein, es läßt sich nichts hören von der entzündenden Mückenweise; draußen vielleicht an der Oberspree mögen sie summen und tuten, Berlin W ist ihnen zu prosaisch. Man kann eben nicht an einem Ort alles Gute zusammen haben. In Berlin erfreuen wir, die wir auf die Sommerfrische verzichtet haben, uns der angenehmen, behaglichen Wohnräume und der bequemen und verhältnismäßig billigen Ernährung. Wir können unsere Wohn- und Schlafräume kühl erhalten und können uns leicht Eis verschaffen zur Abkühlung unserer Getränke. Wir können uns zurückziehen, wie wir wollen und einmal ruhig leben. Allerdings aber müssen wir Fliegen und Mücken entbehren. Nun weiß ich nicht, ob das wirklich so leicht ist, wie es scheint, und ob ich nicht doch in dem beginnenden Herbst noch hinausgehen soll an irgend einen Ort, wo noch etwas Aussicht vorhanden ist, den Anschluß an die *musca domestica* und die *culex pipiens* zu gewinnen.

Berlin, wenn's regnet

Was macht man in Berlin, wenn es regnet? Man sitzt im Trocknen, wird vielleicht gesagt, aber diese Antwort ist unbefriedigend. Wie häufig wird man in Berlin auf der Straße, und zwar gerade dann, wenn man keinen Schirm bei sich hat, vom Regen überrascht und wartet in heller Verzweiflung an irgend einer Haltestelle der Pferdebahn darauf, mitgenommen zu werden! Alle ankommenden Wagen sind natürlich voll. Scheut man die Ausgabe für eine Droschke, so muß man sich endlich zu Fuß nach Hause begeben. Und in welchem Zustand sind dann die Straßen? Alle sind mehr oder weniger naß, einige in Ströme oder Seen verwandelt, und wo aufgegraben ist — und wo ist nicht aufgegraben? — kommt man nicht ohne Lebensgefahr durch. Vielleicht auch rettet man sich vor dem Regen in das nächste Wirtshaus und wird dort in einen endlosen Stau verwickelt, wodurch weder die Bildung gefördert, noch der Anschauungskreis erweitert wird. Und sitzt man nun wirklich im Trocknen, was hat man dann vom Regen? Gar nichts oder wenigstens nichts Angenehmes. Das ist in der Sommerfrische anders. Da weiß man nicht nur, daß es regnet, man sieht es auch regnen. Man öffnet ein Fenster oder tritt in die offene Thür und atmet die erfrischende Luft. Man sieht, wie der Regen

auf das grüne Laub fällt, an ihm hängen bleibt und von ihm heruntertropft, und das sieht nicht schlecht aus. Man wagt sich hinaus und gibt acht auf die Tierwelt. Mit Vergnügen lauscht man den Vögeln, die auch beim Regen singen. Man beachtet, wie sich die Schwalben verhalten. Man freut sich über die vielen Frösche, die plötzlich hervorgekommen sind, umherspringen und sich offenbar wohl fühlen. Man tritt dem Regenwurm näher. Man bemerkt, daß die Neze der Spinnen durch den Regen sichtbar gemacht sind. Die Bienen geben Anlaß zu einer anziehenden Beobachtung. Auch während des Regens besuchen sie Blüten des bekannten Schneebeerenstrauches, die glockenförmig gebaut und nach unten geöffnet sind, so daß es nicht in sie hineinregnen kann, die sonst so sehr bei ihnen beliebte Phacelie aber, deren Blüten nach oben geöffnet sind, lassen sie, solange es regnet, unbeachtet. Ferner ist es interessant zu sehen, wie das grüne Laub sich gegen den Regen verhält, wie einige Blätter auf der Oberseite naß werden, andere aber den Regen nicht annehmen. So gibt der Regen Anlaß zu vielerlei Beobachtung und Belehrung. Sucht man aber menschliche Gesellschaft, so ist sie gewöhnlich auch unschwer zu finden, und zwar eine so gemischte, bunte und unterhaltende, wie man sich nur wünschen kann. — Das alles sage ich, um zu beweisen, daß man in der Sommerfrische, auch wenn es ein paar Tage hindurch regnet, noch nicht nötig hat auszurufen: „D wären wir doch ruhig in Berlin geblieben!“ Es kommt

dazu, daß man draußen nicht so leicht vom Regen überrascht wird, denn da man meist ein großes Stück Himmel mit den Augen beherrscht, sieht man den Regen schon von weitem kommen, oder er wird einem auch durch das Krähen der Hähne oder das Grasfressen der Hunde oder auch durch alte Schiffer, deren Voraussagungen indessen nicht ganz verläßlich sind, vorher angekündigt. Einmal hört es ja auch zu regnen auf, und während es noch regnet, sagt man schon fröhlich zu sich: „Wenn jetzt wieder die Sonne scheint, wie viel eßbare Pilze, die ein so billiges und wohlschmeckendes Gericht abgeben, werden dann wohl aus dem feuchten Boden schießen!“

67

Die Gegend der vielen Brücken

Eine eigenartige Stadtgegend bildet die Dorfstraße von der Stelle, wo die Bülowstraße aufhört, bis zur Raßbachstraße — eigenartig nicht deshalb nur, weil das Adreßbuch zu den Hausnummern 55—56a die lakonische Bemerkung macht: „existieren nicht,“ sondern auch aus anderen Gründen. Dieses Straßenstück könnte die Brückenstraße heißen, wenn nicht schon eine andere Straße so genannt wäre, denn es führt unter acht Eisenbahnbrücken durch, welche zur Potsdamer und Anhaltischen Bahn gehören. Zur Warnung für Koffe-

lenker ist am Ende der Bülowstraße eine Tafel errichtet mit der Aufschrift: „Achtung, wenn Züge über die Brücken fahren!“ Es fahren aber unaufhörlich Züge über die Brücken mit Donnergetöse, das dem unter ihnen hinwandelnden Wanderer durch und durch geht.

Dies merkwürdige Stück Yorkstraße besitzt nur elf eigentliche Häuser, vier auf der südlichen und sieben auf der nördlichen Seite. Es ist im übrigen eingefast von Bäumen, hinter denen der Boden in steilen Böschungen aufsteigt, und von Mauern. Die Böschungen sind bewachsen mit Gräsern und Unkräutern, die jetzt schon stark von der Sonne verbrannt sind. Oben befinden sich auf beiden Seiten, wo keine Häuser mehr stehen, zahlreiche Holz- und Kohlenplätze, dazwischen ein Baumaterialienplatz und ein Steinmehlwerkplatz. Einer der Holz- und Kohlenhändler hat sich auf der Höhe, zu der eine Treppe hinaufführt, einen ganz netten kleinen Garten angelegt. Geht man am Nachmittag dort vorbei, so sieht man ihn, wie er eifrig die Gießkanne schwenkt. Es mag ihm trotzdem schwer genug werden, seine Pflanzung an diesem sandigen Abhänge vor dem Verschmachten zu bewahren. Blühendes ist bei ihm zur Zeit nicht zu sehen, er hat aber zahlreiche Sonnenblumen angepflanzt, die um ihre Blütezeit im August der Anlage ein freundliches Ansehen geben werden. Im ganzen ist es aber eine unheimliche Straße und besonders unheimlich muß sie am späten Abend und in der Nacht sein, wenn dort nicht viel Leben mehr herrscht. Indessen hat der von Westen

kommende Wanderer, ehe er diesen Straßenteil betritt, am Ende der Bülowstraße rechts sowohl wie links noch Gelegenheit, sich durch Bier zu stärken. Nachdem er dann unter der ersten Eisenbahnbrücke hindurchgegangen ist, kann er die Stärkung fortsetzen: er findet zu Erreichung dieses Zwecks rechts eine Bierchenke, links gleichfalls eine solche und außerdem drei Destillationen. Drei Destillationen in sieben nebeneinander stehenden Häusern, das ist denn doch ein Beweis dafür, wie sorgfältig bei der Verleihung von Schankkonzessionen die Bedürfnisfrage geprüft wird. Die linke Seite der Straße ist die bevorzugte: man findet auf ihr außer dem einen Bierlokal und den drei Destillationen noch eine Zigarrenbude und eine Trinkwasserbude, in der auch Obst verkauft wird. Verschmachten kann also der Mensch in diesem Teil der Yorkstraße nicht trotz des dürren Sandes zu beiden Seiten. Trotzdem hat man ein Gefühl von Erlösung, wenn man unter der letzten Bahnbrücke durchpassiert ist und nun hineinblickt in die freundliche Baumallee, welche die Fortsetzung der Straße ziert.

Auf dem oben erwähnten Baun sind ein paar interessante Inschriften zu finden. An einer Stelle steht mit schönen Buchstaben in dauerhaftem Schwarz geschrieben: „Wählt Janiszewski!“ Eine Erinnerung an einen Wahlkampf, der längst vorüber ist! Sie wird bestehen bleiben, solange der Baun hält, aber nur wenige werden einst noch wissen, wer Janiszewski war. An anderen Stellen des Baunes ist wiederholt zu lesen: „Ich bin dumm!“

und „Ich bin verrückt!“ und zahlreiche Ausrufungszeichen sind diesen Selbstbekenntnissen beigelegt. Ich denke mir, daß diese Aussprüche von einem verspäteten Zecher herkommen, der vielleicht um die Morgendämmerung, da der Mensch gar leicht auf sonderbare Gedanken kommt, zum erstenmal in dieser einsamen Gegend einen tieferen Blick in seine eigene Seele getan hat.

68

Zweite Kastanienblüte

In Berlin pflegen regelmäßig einige Roßkastanienbäume zum zweitenmal zu blühen. Man findet solche in der Bellevuestraße am Potsdamer Platz. Dort haben auch in diesem Herbst wieder drei dieser Bäume ihre schönen Blütenstände entfaltet. Alles alte Laub haben sie abgeworfen und neue Blätter getrieben, die neue Belpaubung aber ist allerdings etwas spärlich ausgefallen. Da ich mich erinnerte, daß auch Unter den Linden alljährlich ein oder der andere Kastanienbaum wieder blüht, so sah ich mich auch dort um und fand einen blühenden Baum dieser Art auf der Nordseite der Allee vor dem Hause Nr. 71, einen zweiten auf der Südseite vor dem Hause Nr. 19 und einen dritten, der aber nur wenige Blütenstände trug, auf derselben Seite nahe der Charlottenstraße vor dem Hotel du Nord. Außer den Kasta-

nien blüht jetzt hie und da auch anderes noch, das niedriger ist und nicht so auffällt, im Freien zum zweitenmal, Primeln besonders und Veilchen, die auch leicht in der Zeit sich irren. Durch des Gärtners Kunst zum Blühen gebrachte Veilchen aber sind jetzt wieder in Menge in den Blumenläden zu finden mitten unter den vielen glänzenden bunten Blumen, die der Herbst bringt. In denjenigen Läden, wo besonders für den Künstler etwas geboten wird, findet sich neben den bunten Blüten und verschiedenfarbigen Beeren auch allerhand schöngestaltetes Laub, und darunter fehlt auch der Grünkohl nicht, der um diese Jahreszeit salonsfähig wird. Mit vollem Recht wird er das, denn es läßt sich nicht bestreiten, was in einem Kinderspruch von ihm gesagt wird:

„Grüner Kohl, grüner Kohl
Ist eine nette Pflanze.“

Und wenn sich daran die Verse schließen:

„Und wenn Mariannchen lustig ist,
So will Mariannchen tanzen,“

so ist auch dagegen nichts einzutwenden. Auf den Grünkohl sei der Künstler aufmerksam gemacht und auf die wundervollen dem Boden aufliegenden Blattrosetten der Disteln und anderer zweijähriger Pflanzen, die jetzt draußen zu finden sind. Diese Rosetten, mit denen die Pflanze in den Winter hineingehen soll, werden jetzt auf das sorgfältigste und liebevollste von der Natur

ausgearbeitet, wie sie denn überhaupt im Hochsommer und Herbst schon eifrig beim Schaffen für das nächste Frühjahr und den nächsten Sommer ist. Ja über den kommenden Sommer sogar blickt sie schon hinaus. In zahllosen Knospen liegen jetzt schon, wie in zierliche Kästchen verpackt, klein noch, aber schon sehr genau ausgebildet, die Blüten, die im Sonnenschein des nächsten Jahres sich öffnen sollen. Aus den Blüten aber entspringen Früchte, und wenn der Fruchtbaum und die Rebe im Herbst 1902 reich tragen sollen, so darf schon der Herbst des Jahres 1901 nicht ganz schlecht sein. Hoffen wir, daß er noch viele solcher Tage uns schenkt, wie es die letzten waren, und daß ihm dann ein Winter folgt, der wieder einmal ordentlich Schnee schüttet. Oben im Norden hat er Schnee genug liegen, das habe ich neulich gesehen, als ich auf See vom Schiff aus einen Blick auf die norwegischen Berge warf.

69

Berlin und Amerika

In der Hochsommerzeit ist Berlin voll von Fremden, und wer darauf achtet, kann auf der Straße viele Leute in fremden Zungen reden hören. Meist sind es wohl Durchreisende, die aber doch die Gelegenheit benutzen, sich die Sehenswürdigkeiten Berlins anzusehen, und

immer ist meine Meinung gewesen, daß Berlin an Sehenswürdigkeiten reich sei. Ich war daher sehr verwundert, ein dem widersprechendes Urtheil zu hören. Es ging aus von einem Herrn, der mit mir zusammen auf dem Schnelldampfer „Maria Theresia“ von Newyork nach Bremen fuhr. Es war ein Deutsch-Amerikaner, der drüben „Geld gemacht“ hatte und nun in Geschäften und zugleich zum Vergnügen eine Reise nach der Alten Welt antrat. „In Berlin werden Sie sich doch auch einige Zeit aufhalten?“ sagte ich. „Nicht länger, als es nötig ist,“ erwiderte er, „denn in Berlin ist nichts zu sehen.“ Als er mein erstauntes Gesicht sah, fügte er rasch hinzu: „Verstehen Sie mich nicht falsch, ich redete so vom Standpunkt des Touristen aus, und wenn man von diesem Standpunkt aus Berlin betrachtet, so muß man sagen, daß dort wirklich nichts zu sehen ist. Was ist denn dort zu sehen?“ Diese Frage stürzte mich in eine große Verlegenheit. Ich lebe so lange in Berlin und habe von seinen Sehenswürdigkeiten so wenig kennen gelernt. Und wie viele Sehenswürdigkeiten sind im Laufe der Zeit hinzugekommen! Wenn Logierbesuch aus der Provinz kam, habe ich gesagt: „Kinder, seht euch alles an, was im Bädeler steht — ich kann nicht mitgehen, weil ich zu tun habe. Nachher treffen wir uns irgendwo.“ So habe ich es gemacht, und ging es ändern, die hier auch Jahrzehnte hindurch als arbeitende Menschen gelebt haben, anders? Wie aber dem auch sei, im Augenblick war ich sehr bestürzt. Durch einen

Blick auf die See, die ruhig geblieben war, gelang es mir, mich wieder zu sammeln und zu besinnen. „Berlin“, sagte ich darauf, „soll keine Sehenswürdigkeiten haben? Nun, ist da nicht der Botanische Garten, der Zoologische Garten, der Tiergarten, der Friedrichshain, der Rathhausturm, die Siegessäule? Sind da nicht öffentliche Denkmäler, die zu den besten der Welt gehören? Sind da nicht die zahlreichen Museen und die vielen Theater?“ Der Amerikaner zuckte die Achseln und sagte: „Das mag alles ganz hübsch sein, aber Sehenswürdigkeiten im Sinne des Touristen sind das nicht. Moskau hat den Kreml, Paris das Louvre, London die große Brücke, Rom den Vatikan, Konstantinopel das goldene Horn — hat Berlin irgend etwas, das sich mit diesen Sehenswürdigkeiten vergleichen läßt? Nun, die Theater, das will ich zugeben, sind recht gut, aber die großen Bühnen sind jetzt geschlossen, nicht wahr?“ „Dem ist so,“ erwiderte ich. „O,“ sagte er, „ich will Berlin nicht unrecht tun, gerade unter den kleinen Bühnen, auf denen jetzt im Sommer auch gespielt wird, sollen einige sehr gut sein. Wie heißen doch nur die kleinen Theater, auf denen komische Sachen aufgeführt werden? — Ich weiß schon, sie heißen Vaudeville-Theater. Diese Theater allerdings sollen ja in Berlin vorzüglich sein.“ „Sie sind“, sagte ich, „besser als anderswo auf der Erde.“ Indem ich so sagte, war ich nicht ganz ehrlich, denn mir fehlt, um ein solches Urtheil zu fällen, durchaus die dazu nötige Sachkenntnis. Aber wenn es auf das Lob

des Vaterlandes ankommt, kann man schon ein bißchen Jesuit sein, wenn man es nur nicht in Sachen ist, bei denen es sich um einen persönlichen Vorteil handelt. Soweit waren wir in der Unterhaltung gekommen, als meine Nachbarin, die gleich mir auf einem der sehr beliebten, mir aber nicht ganz sympathischen Deckstühle sich gelagert hatte, bemerkte: „Und nun erst Potsdam!“ „Potsdam“, sagte darauf der Amerikaner, „ist doch eigentlich nicht Berlin. Oder wird es wenigstens zur Umgegend Berlins gerechnet? Nun, dann wäre es ja verhältnismäßig sehenswert, denn die übrige Umgegend Berlins bildet bekanntlich eine trostlose Wüste.“ Als ich das hörte, schien es mir an der Zeit, ordentlich loszulegen, und aufbrausend rief ich: „Mein Herr, die Umgegend Berlins nennen Sie eine Wüstenei?“ So weit war ich gekommen, da kehrte mir die mir angeborene Besonnenheit zurück. Es erschien mir nicht recht, die stillen Reize unserer lieben märkischen Landschaft einem Menschen gegenüber zu rühmen, dem jedes Verständnis für sie abgeht, und zu dem Amerikaner gewandt sagte ich: „Es ist so. Berlins Umgegend erscheint als eine öde Steppe. Hier eine Kiefer, dort eine Kiefer, dazwischen eine Ameise. Der Sand häufig durch Sumpf unterbrochen. Ab und zu eine Dase mit einer zerfallenen Hütte und einem Quell, dem saueres Bier entströmt. Nein, Sie haben recht! Gehen Sie lieber nach London, nach Paris, nach Moskau, nach Rom oder nach Babylon, wo es wirklich etwas zu sehen gibt.“

Solches Zeug!

„Solches Zeug“, sagte der Mann im Blumenladen zu zwei jungen Damen, die etwas in Vasen zu stellen haben wollten, „solches Zeug wird massenhaft da sein, wenn die Italiener erst wieder hier sind.“ Unter „solchem Zeuge“ verstand er allerhand hübsches und dauerhaftes abgeschnittenes Pflanzenwerk, wie es neuerdings zur Schmückung des Heims, namentlich des stilvoll ausgestatteten, gehört. Ich war sehr erfreut darüber, eine passende Bezeichnung für dergleichen Pflanzenschmuck zu finden und eignete sie mir sofort an. Übrigens ist, obwohl die italienischen Blumenhändler noch nicht auf dem Platz erschienen, doch schon recht viel von „solchem Zeug“ im Handel. Es stammt teils aus den Gärten, teils aus Feld und Wald, und unter den einheimischen Gewächsen wird immer mehr entdeckt, was zu dem erwähnten Zweck zu dienen geeignet ist. Von dem, was jetzt von „solchem Zeuge“ zu finden ist, seien erwähnt die scharlachroten Blätter der in der Umgegend Berlins viel angepflanzten amerikanischen Eiche, Zweige der wilden Rose, mit Hagebutten besetzt, Zweige des Seedorns mit orangefarbenen Beeren, Zweige des Ligusters, des Pfaffenhütteleins (Evonymus), Spargellaub mit Beeren, Schneebereenzweige, Zweige des Pfefferstrauchs mit grünen und roten Beeren. Häufig und

sehr begehrt ist die Judenkirsche mit mennigroten Fruchtfelchen, eine auch officinelle Pflanze, die den Hauptbestandteil des als Mittel gegen die Gicht geschätzten „liqueur Laville“ liefert. Immer noch zu finden ist die Artischocke, über die ich neulich berichtet habe. Ich füge noch hinzu, daß die von den Blumenhändlern vertriebene Pflanze dieses Namens die ursprüngliche, wilde ist, nicht die kultivierte Spielart, deren noch geschlossene Blütenhäupter jetzt bei den Delikateesshändlern Berlins gefunden werden. Diese zum Teil wenigstens eßbaren Blütenköpfe unterscheiden sich von denen der wilden Art durch die breiteren, in schwächere Dornen endenden Hüllfellschuppen. Sie sind auch größer und schwerer als die Köpfe der wilden Pflanze und erinnern noch mehr an den Tannzapfen des Thyrusstabes. Wenn man die Artischockenköpfe, die noch im Knospenzustande sind, in ein Glas oder in eine Vase stellt, so blühen sie auf, sollte es auch erst in acht oder vierzehn Tagen geschehen, und man hat sie dann noch blühend. Ich habe wiederholt damit Versuche gemacht und gefunden, daß das Wasser, in das man sie stellt, dabei keine Rolle spielt. Der Stengel verdorrt sehr bald und nimmt dann kein Wasser mehr auf, die Entwicklung der Blüte erfolgt vielmehr auf Kosten der in dem dicken Fruchtboden enthaltenen Nahrungsstoffe. Zu „solchem Zeug“ gehören ferner Nadelzweige mit und ohne Zapfen und von trockenen Sachen die Stranddistel, die Eberwurz mit ihren metallisch glänzenden Hüllfelchen und die

ebenso glänzende Erddistel, die auch die stengellose Distel heißt, trotzdem aber zuweilen gestengelt ist. Dann gibt es noch etwas Trocknes von ganz eigenartiger Schönheit, das ist das Silberblatt oder Atlasblatt, in Ostpreußen preußisches Pfennigblatt, sonst Mondviole und von den Botanikern *Lunaria biennis* genannt. Was von dieser Pflanze jetzt in den Blumenläden zu finden ist, besteht aus den Blütenständen ohne Blüten und Blätter, nur noch versehen mit den Scheidewänden der Früchte, die bis an diese runden, häutigen Gebilde auch schon abgefallen sind. Da aber diese Fruchtscheidewände silberfarbig sind, so bildet die Pflanze in diesem Zustande, in einen Strauß zusammengebunden, ein außerordentlich sinniges Geschenk zur silbernen Hochzeit. Es ist nicht so zerbrechlich wie etwas von Porzellan, nicht so gewöhnlich wie etwas von Holz, nicht so kostspielig wie etwas von metallischem Silber und dabei reizend anzusehen.

71

Was ist Radau?

Was ist Radau? Wer den Harz besser kennt als Berlin, wird, wenn er das Wort geschrieben oder gedruckt liest, etwa sagen: Radau ist ein Flüsschen, das auf dem Brockenfelde entspringt, durch ein liebliches Tal geht, unterwegs einen Sprung von ziemlich hohem

Felsen ausführt und zuletzt, etwas ruhiger geworden, bei Vienenburg in die Oker fließt. Aber was in Berlin Rabau heißt, hat mit diesem idyllischen Wesen nichts zu tun. Auch kann niemand, der das Wort aussprechen hört, dabei an die hercynische Nymphe denken, denn es hat den Ton auf der letzten Silbe und ist überdies männlichen Geschlechtes. Was also ist Rabau? „Der richtige Berliner“ erklärt es mit „Lärm, Unfug“. Damit ist jedoch die Bedeutung des Wortes nicht erschöpfend genug wiedergegeben. Man könnte eher sagen, es ist lärmende Lustigkeit, die dazu neigt, in Unfug auszuarten. Der Rabau blüht vorzüglich auf Landpartien. Es gehören aber zu seiner Hervorbringung außer der menschlichen Stimme noch musikalische Instrumente. Ein Triangel und eine Zieh-Harmonika werden gewöhnlich von Hause mitgenommen, andere Instrumente sind an Ort und Stelle aus den Glücks- oder Würfelbuden zu beziehen, die an keinem der Ausflugsziele fehlen. Unter diesen Instrumenten sind zwei die wichtigsten. Das erste ist die Rabau-Flöte, die aus Holz geschnitzt und mit buntem Papier beklebt ist. Um sie herum zieht sich in der Regel spiralförmig ein weißer Streifen, der mit verliebten Sprüchen in französischer Sprache bedruckt ist. Warum französisch? Befindet sich die Fabrik der Rabau-Flöten in Paris? Oder ist darauf spekuliert, daß die Alten unter den Berlinern gewöhnlich des Welschen nicht kundig sind, so daß die junge Welt, die durchweg im Besitz eines

bißchen Französisch ist, ungeniert und gefahrlos mittels der Radau-Flöte unter sich verkehren könne? Wird die Radau-Flöte gut gespielt, so bringt sie einen Ton hervor, der sich anhört, als ob schlecht auf einem Ramm geblasen würde. Wird sie schlecht gespielt, so klingt sie ein wenig besser. Neben der Radau-Flöte ist das Radau-Horn zu erwähnen, ein Horn oder vielmehr eine Tuba aus Blech, das durch ein besonderes Verfahren eine schön gemusterte Oberfläche erhalten hat. Sein Ton erinnert an den des alten Feuerhornes und ist über alle Maßen schrecklich. Der Radau wird aber nicht allein auf musikalischem Wege hervorgebracht, es gehört dazu auch eine gewisse „Verwogenheit“ im Aussehen. Diese wird erzeugt durch den Radau-Hut oder die Radau-Mütze, die beide an denselben Orten zu haben sind, wo man die Radau-Musik kauft. Hergestellt sind sie aus buntem Papier und leichtem Zeug. Von den Hüten gibt es zwei Arten, hohe Zylinder und breite Pflanzerrhüte. Dem einen steht der, dem andern jener besser. Man muß zusehen, für welchen von beiden man am besten paßt; der Erfolg läßt sich vorher schwer berechnen. So manchem wird die Radau-Mütze, welche die Form einer Fiedelmütze hat, besser stehen als der Hut. Es gibt auch — was ich neulich erst kennen gelernt habe — einen Radau-Strack, der zur Art der Schwalbenschwänze gehört. Im übrigen ist er nankinggelb und mit schönen Borten ausgeziert. Ich glaube, daß es wenige Leute gibt, die er nicht sehr gut kleidet.

Es gibt auch einen Radau-Wagen. Dazu wird ein gewöhnlicher Krenser dadurch gemacht, daß man ihn mit Fahnen besteckt so sehr wie möglich und in ihm so laut ist, als man kann. Gehen dann noch ein paar Musikanten vor dem Wagen und ein Mann, der eine Fahne schwenkt, um so besser! Der Radau wird gemacht oder geschlagen. In der Regel befindet sich in jeder Gesellschaft ein Haupt-Radauschläger, der unermüdlich in schlechten Witz, in Lärmen und Toben scheint. Erst gegen Ende der Rückfahrt schläft er ein, und dann pflegt die Gesellschaft aufzuatmen; denn auf die Länge fällt der Radau doch beschwerlich. In Valentinswerder, in Saattwinkel und in Tegel war am letzten Sonntag viel Radau los. Er hielt sich aber, soweit ich ihn habe beobachten können, in den Grenzen des harmlosen und gutartigen Radaus. Von Unfug hab' ich nichts wahrgenommen.

Weintrauben in Berlin

Italien muß einen „vollen Herbst“, wie man bei uns im Weinlande sagt, gehabt haben oder einen über-vollen sogar, denn es überschüttet den Norden mit seinen Weintrauben in noch nie gesehener Weise. Bei den niedrigen Traubenpreisen und in Betracht dessen, daß

doch wohl nicht ganz wenig auf dem Transport verdirbt und verloren geht, begreift man kaum, wie der Versand überhaupt noch lohnen kann. In Italien müssen Weinbeeren gemeiner und billiger sein als Brombeeren, sehr viel billiger sogar, denn Brombeeren sind hier in Berlin wenigstens, wenn sie überhaupt auf den Markt kommen, gar nicht billig zu haben. Mit den italienischen Weintrauben wird hier ein großer Handel von fahrenden Leuten betrieben. So standen neulich in der Tauenzienstraße auf der Strecke von der Nürnberger bis zur Passauerstraße allein sieben Wagen, die mit den 6—9 Pfund enthaltenden, hier schon allgemein bekannten Kistchen voll solcher südlicher Trauben beladen waren. Unaufhörlich riefen die Händler: „Zwei Silbergrofschen“ — solche Leute rechnen nach Silbergrofschen noch — „das Pfund zuckersüße Goldtrauben!“ „Zuckersüße Muskatellertrauben zwei Silbergrofschen das Pfund!“ Sie fanden trotz der großen Konkurrenz ziemlich guten Absatz, die Trauben wurden aber doch von vorsichtigen Hausfrauen mit scharf prüfenden Blicken angesehen. Außer denen zu 20 Pfennigen gab es noch solche zu 25 und 30, und die waren ganz gut erhalten, die zu 20 Pfennigen sahen aber schon ein bißchen matschig aus. „Matschig“ ist aber nicht der richtige technische Ausdruck, sie waren vielmehr schon von der dem Winzer so hochwillkommenen Edelsäule ergriffen, die sich verhält zur gemeinen Fäule, wie sich der Edelmann zum gemeinen Mann verhält oder doch zu ver-

halten glaubt. Der so sehr billige Preis dieser von der Edelssäule ergriffenen Trauben legt es eigentlich Berliner Hausvätern sehr nahe, davon möglichst viel einzukaufen und selbst zu kelterern. Was gehört denn viel dazu? Eine Presse läßt sich ja wohl, wenn man sie selbst nicht besitzt, bei Bekannten aufstreiben. Oder man macht es auf die alte Weise — von der calx oder Ferse kommt ja das Wort Kelter her — und zertrampelt die Trauben mit den Füßen. Der abfließende Traubensaft wird dann in einem Eimer oder Bottich gesammelt, der sich im Hause wohl finden wird. Im Nothfall kann die Badewanne dazu benutzt werden. Dieser Traubensaft heißt Most, ist im Anfang süß und ruhig und bildet in diesem Zustande ein ziemlich harmloses Getränk. Dann gerät der Most in Gärung, fängt zu sausen und zu brausen an und wird zum Federweißen. Dieser muß mit Vorsicht getrunken werden, weil er stark „köpft“. Männer zumal, die bei Tisch eine Rede halten wollen, haben sich vor ihm in acht zu nehmen, wenn sie ihre etwa anwesenden Gattinnen nicht in eine peinliche Lage bringen wollen. Ist die Gärung ziemlich vorüber, so füllt man die gewonnene Flüssigkeit in ein Bier- oder Gurkensäßchen, das vorher tüchtig geschwefelt worden ist. Darin entwickelt sich dann von selbst der Wein, man tut aber wohl daran, in der ersten Zeit noch das Spundloch offen zu lassen, weil sonst leicht ein Unglück geschehen kann. Von Zeit zu Zeit probiert man den Heurigen. Erscheint er zu sauer, so wirft

man Zucker hinein. Kommt er einem zu stark vor, so verdünnt man ihn mit Wasser. Findet man, daß er zu süß ist, dann setzt man ihm so lange Essig zu, bis die für gewisse Weine charakteristische Schärfe erreicht ist. Alsdann hat man nichts weiter zu tun, als den Wein auf Flaschen abzuziehen und die Flaschen mit Etiketten zu bekleben, die man sich in der nächsten Druckerei anfertigen läßt. Man gebe dem Wein einen wohlklingenden Namen. Den weißen Wein nenne man z. B. Winkler Hasensprung oder Ruppertsberger Reuterpfad oder Kanariensekt, den roten Frontignac oder Pontac oder Chambertin. Einen bestimmten Namen muß der Wein haben, weil allgemeine Bezeichnungen, wie „Alter Rheinwein“ oder „Moselblümchen“ den Kenner leicht mißtrauisch machen. Noch muß bemerkt werden, daß so zubereitete und benannte Weine nur im engeren Familienkreise verzapft und genossen werden dürfen, wenn man nicht mit dem strengen Weingefetz in Konflikt kommen will.

73

Der nahende Winter

An den nahenden Winter mögen die meisten Menschen nicht gern erinnert werden, so wenig wie an das nahe Alter. Geht es einem gut, dann lebt er so hin,

als müßte es immer so weiter gehn, obgleich doch jeder aus Erfahrung weiß, daß hier unter dem wechselnden Monde nichts lange Bestand hat. Schön war der Sommer, nun ist er hin, der Herbst hat schon seine Visitenkarte abgegeben, und hinter dem Herbst kommt der Winter. Ja, dieser hat schon dem hohen Gebirge, wo er am leichtesten ankommen kann, einen Besuch abgestattet und es probeweise mit Schnee überschüttet. Ehe er sich dort auf die Dauer festsetzt und von dem Ramm des Gebirgs in die Täler und in die Ebene herabsteigt, wird wohl einige Zeit noch vergehen, aber daß der Herbst schon da ist, läßt sich nicht leugnen. Auch in der großen Stadt gibt sich das durch mancherlei Anzeichen kund, z. B. durch das Mattwerden der Stubenfliegen, die um diese Zeit von dem todbringenden Schimmelpilz befallen werden, den die Botanik, in deren Ressort diese Erscheinung fällt, sinnig das Fliegen-geespens (Empusa muscae) genannt hat. In ihrem leidenden Zustand versuchen sie es mit großer Beharrlichkeit, sich auf den Menschen zu setzen, gleich als wollten sie ihn um Hilfe angehn. Ach es hilft ihnen nichts, denn so tierfreundlich dürfte wohl niemand sein, auch wenn eine Medizin gegen ihre Krankheit vorhanden wäre, ihnen diese einzugeben. Aber auf angenehmere Weise auch als durch das Fliegengeespens kündigt der Herbst sein Eintreffen an. In den Blumenläden der Hauptstadt erscheinen die eigentlichen Herbstblumen, die Sonnenrosen, die Georginen, die Astern und die Veilchen, die im Herbst schon

wieder vom Frühling sprechen. Sehr reizend und bunt aber sieht es auf dem Obstmarkt aus, denn der Herbst bringt als Trost für die Menschenkinder Äpfel und Birnen, Nüsse, Weintrauben, Pfirsiche, Melonen, blaue Pflaumen und andere Früchte mehr, die gut zu essen und zu malen sind. So deutet vielerlei auf den Herbst hin, auf den nahenden Winter aber wird der Berliner Hausvater vornehmlich durch die Offerten seiner mit Brennmaterial handelnden Mitbürger aufmerksam gemacht. Fast jeden Tag geht ihm wenigstens eine solcher Karten zu, die in der Hauptsache eine Preisliste enthält. Diese Karten werden massenhaft in die Papierkörbe versenkt, es lohnt sich aber doch einen Blick auf sie zu werfen, denn in ihnen auch liegt ein Stückchen Kulturgeschichte verborgen. Aus ihnen ist zu erkennen, wie die Kohle den Sieg über das Holz gewonnen hat. Die Kohle, mit der nun schon das Gas in Wettbewerb tritt und dadurch den Schornsteinfegern Sorge bereitet; denn wenn nur noch mit Gas gekocht und geheizt wird, sind die Schornsteine überflüssig. Noch aber haben die Kohlen verschiedener Art die Oberherrschaft. Wohin ist die Zeit, die ich auch noch erlebt habe, als in Berlin hauptsächlich mit Holz geheizt und das Holz auf der Straße vor den Haustüren klein gemacht wurde! Damals wurde schon früh der Holzvorrat für den Winter eingehandelt, wie man sich denn überhaupt noch mit Wintervorräten versah. Jetzt kauft man alles im kleinen, weil es ja leicht wieder zu haben ist: man hat im Keller seine

hundert Briketts, im Schrank auf dem Flur ein Duzend Flaschen Wein, in der Speisekammer fünf Liter Kartoffeln und eine halbe Wurst. Das langt für gewöhnlich, und es kann kein großer Schaden entstehen wenn einem „dabeigegangen“ wird. Auf den Preislisten der Brennmaterialienhandlungen sind bezeichnet Steinkohlen, Braunkohlen, Anthrazit und Briketts. Es fehlt, auf den Karten wenigstens, die mir zu Gesicht gekommen sind, der Torf, von dem früher auch in Berlin ziemlich viel verbrannt wurde. Dagegen muß doch immer noch, wenn auch in geringerer Quantität, Holz als Brennmaterial verwendet werden, denn es werden davon noch fünf Arten angeboten: Kiefern-, Eichen-, Buchen-, Birken- und Esenholz. Esse ist der dem Slavischen entstammende, hier wie in einem großen Teil Norddeutschlands gebräuchliche Name des Baumes, der richtig deutsch Eller heißt oder Erle, wie das durch Umstellung der Buchstaben aus Eller gemachte Wort lautet. Es fällt auf, daß die Preise für alle diese Holzarten so ziemlich dieselben sind, obgleich man sonst behauptet, daß z. B. das Esenholz als Feuerungsmaterial sehr viel weniger Wert als das Holz der Buche besäße. Die Empfehlungskarten der Kohlen- und Holzhändler der Hauptstadt bringen zum größten Teil eine kleine Zugabe zu den Preislisten, die den Zweck hat, die Aufmerksamkeit auf sie hinzulenken und sie angenehm augenfällig zu machen. Den einen ist ein Kalender beigelegt mit einem Glückwunsch „zum zwan-

zigsten Jahrhundert“, den andern ein buntes Bildchen, das eine Küchenfee darstellt, die über die Kohlenfrage nachdenkt oder in ihrer rechten Hand sinnend ein Brikkett hält, im Begriff, es in die Maschine oder in den Kamin zu werfen. Diese Küchenfee ist von dem Künstler gewöhnlich ganz modern aufgefaßt, etwas stilisiert, weißgerändert und mit einem Gesichtsausdruck versehen, in dem etwas Pikant-Müdes und Schmachtenbes liegt — wie ja der Künstler von heute das Ideal des modernen Weibes, auch des dienenden, sich vorzustellen pflegt. In dienenden Kreisen wurde indessen tadelnd bemerkt, daß die Maid nicht gut genug angezogen wäre.

74

Der erste Frost

Das war eine Freude, als nach dem Thermometer gesehen wurde, und es hieß: „Vier Grad unter Null!“ Diese Freude herrschte zunächst bei dem jungen Volk. Sofort wurden Kundschafter nach der Eisbahn abgeschickt, um zu erkunden, wie es da stände. Sie kamen zurück mit der Nachricht, es stände da gut. Nun, gestern schon waren die Aussichten nicht ganz schlecht. Es wurde schon versuchsweise auf gut Glück gegossen, aber der Zuckerguß erstarrte auf der Torte noch nicht recht, er war noch nicht weiß geworden. Nun war

er erstarrt und weiß, und es wurde verkündigt: Am Nachmittag fängt, wenn nichts dazwischen kommt, der Eislauf an. Als bald war allerhand Geschäftliches und zum Betrieb Dienendes in Ordnung zu bringen, und vor allen Dingen mußten die Abonnementskarten für die winterslange Benutzung der Eisbahn gelöst werden. Der Preis für diese Karten kann, falls der Winter nicht ganz aus der Art schlägt, als kein besonders hoher angesehen werden, denn keine anderen Einlaßkarten, selbst diejenigen nicht, die zum Besuch wissenschaftlicher Vorträge ermächtigen, werden so stark benutzt wie diese. Außerdem wird noch manchen Vätern junger Schlittschuhläufer und -läuferinnen eine Ermäßigung bewilligt. Das sind diejenigen, die einem oder dem anderen Verein angehören; der Umstand allein, daß einer eine große Zahl von laufenden Kindern hat und sie mit einem kleinen Grüntram oder durch Anfertigung von Gedichten oder durch Anbringung von Farben auf Leinwand ernähren muß, berechtigt noch nicht dazu, diesen Vorteil in Anspruch zu nehmen. Nun, in jedem Fall wurden die Karten gelöst, alsdann die Eisen hervorgesucht und gepuht. Nachdem das geschehen war, sah man erwartungsvoll dem Nachmittag entgegen.

So ist es also wirklich Winter geworden, und hoffentlich gibt es einen rechtshaffenen Winter. Eigentlich wäre es gut, wenn die Polizei darauf bestände, daß der Winter, ehe er seinen Einzug hielte, einen Schein unterzeichnete, der etwa diesen Wortlaut haben

müßte: „Ich, der unterzeichnete Winter mit ständigem Wohnsitz in Terra N., verpflichte mich hiermit, solange ich in diesem Lande verweile, mich als ein guter und ordentlicher Winter zu betragen. Ich will es brav frieren lassen, damit die Holz- und Kohlenhändler, die Pelzhändler, die Händler mit gefütterten Hauben, Kapuzen, Mänteln, Röcken und Schuhen, die Eisbahnpächter und die Grogmacher ein gut Stück Geld verdienen, dazu will ich ihnen verhelfen, vorausgesetzt, daß sie die Armen nicht frieren und Not leiden lassen. Es soll auch tüchtig Schnee fallen, damit Schlittenfahrten stattfinden und die Jungen einander mit Schneebällen werfen können. Dabei soll der Schnee dem Verkehr keine besonderen Hindernisse bereiten, dafür aber kann ich keine Garantie übernehmen, daß nicht einmal einer oben in dem Brockenhaus oder in anderen ähnlich gelegenen Wirtshäusern einschneit, oder daß einmal ein Bahnzug irgendwo in einem Hohlwege stecken bleibt. Ich will mich bemühen, ein möglichst freundliches und helles Gesicht zu machen. Ich verpflichte mich durch Handschlag an Gibeßstatt dazu, weder der Wintersaat, den Fruchtbäumen, dem Weinstock und den Rosen, noch auch dem Wilde und den kleinen Vögeln irgendwelchen Schaden zuzufügen. Ich erkläre mich bereit dazu, ohne Murren und ohne die Absicht, vor nächstem November noch einmal wiederzukommen, das Land zu räumen in dem Augenblick, in dem mir von der damit beauftragten Verche mitgeteilt wird, daß meine Zeit vorbei ist.“

Sehr schön wäre es, wenn der Winter bei seinem Einzug von der Polizei zum Unterschriften eines solchen Scheines genötigt würde, aber die Polizei — ja, die Polizei hat für so viele andere Dinge zu sorgen.

75

Im Gerichtsgebäude

Es ist schon manchmal von den Beschwerden die Rede gewesen, welche diejenigen zu ertragen haben, die in Zivilsachen vor Gericht ihr Recht suchen oder als Zeugen bestellt sind. Davon habe ich vor einigen Tagen auch etwas zu kosten bekommen. Ich hatte bis dahin nur mit Kriminalprozessen zu tun gehabt, und da, muß ich sagen, war die Abfertigung immer ziemlich rasch erfolgt. Man mußte wohl auch warten, aber doch nicht sehr lange. Und dann wußte man bald, woran man war, und konnte zufrieden heimgehen oder zum Peter Becker. Als ich neulich aber in einer Zivilprozeßsache mich nach dem Gerichtsgebäude in der Südenstraße begeben hatte, merkte ich es bald, daß man von dort nicht so schnell wieder zurückkehrt wie aus dem schönen Justizpalast in Moabit. Ich hatte noch von Glück zu sagen. Nur ein halbes Duzend Termine war mit dem meinen zusammen auf dieselbe Stunde gelegt, und so hatte ich kaum zwei Stunden zu warten. Es war

doch eine schöne Zeit, die ich auf dem Korridor umhergehend und stehend zubachte! Ich bemerkte dort auch einige Sitzbänke; doch hatte auf denselben schon eine Reihe älterer Damen von tantenhaftem Charakter Platz genommen. Diese unterhielten sich mit Erzählen, Flüstern und Bischen, so gut es ging. Wenn sie auf so langes Warten vorbereitet gewesen wären, so hätten sie sich doch wohl, dachte ich, eine Handarbeit mitgenommen. Wenn im Oberharz Frauen und Mädchen fleißig die Stricknadeln handhaben, während sie mit einer schweren Kiepe auf dem Rücken über die Berge steigen, so könnten doch hier die Damen, die in aller Bequemlichkeit sitzen, erst recht etwas tun. O wieviel Strümpfe könnten im Lauf eines Jahres in diesem Gerichtsgebäude gestrickt werden für den eigenen Hausbedarf und für arme Kinder! Einige Unterhaltung gewährt das Leben und Treiben der Menschen im Korridor, und von Menschen wimmelt es dort wie in dem ganzen Gebäude. Zwischen den Wartenden aber gehen ab und zu die Richter und Anwälte in ihren schwarzen Roben, kommen die Treppen herauf und herunter, begeben sich von einem Zimmer ins andere. Unwillkürlich wird man durch sie an Raben erinnert, die über winterlicher Flur hin und her fliegen, und das mag manchem schon als ein ungünstiges Omen erschienen sein. Was könnte man mit der schönen Zeit anfangen, die nutzlos mit ungeduldigem Warten zugebracht wird! Gegenüber dem Gericht steht das Rathaus, in

dessen Keller sehr gutes Bier verzapft und vortrefflich gespeist wird. Dort könnte man sich erfrischen, man könnte sich die verschiedenen Säle des Rathhauses beschauen, die sehr sehenswert sind, man könnte in der guten Jahreszeit den Turm besteigen, von dessen Binnen man einen so sehr anziehenden Blick auf die tief unten liegende Hauptstadt des Deutschen Reiches hat. Aber das Schlimme ist, daß man nie weiß, wieviel Zeit man noch übrig hat. Man würde weder mit Behagen unten frühstücken, noch oben mit Ruhe die entzückende Aussicht genießen, sondern jeden Augenblick zu sich sagen: Jetzt vielleicht werde ich aufgerufen und bin nicht da. Vorsichtige und erfahrene Leute nehmen sich auf den Termin ein eingewickeltes kleines Frühstück und etwas zu lesen mit. Die meisten Menschen aber sind weder vorsichtig noch erfahren und stehen deshalb in großer Hilflosigkeit auf dem Korridor umher. Zu der gräßlichen Langweile gesellen sich Hunger und Durst. Ich meine, es ließe sich sehr wohl in dem Gerichtsgebäude ein Wartesalon für Parteien und Zeugen einrichten mit Stühlen und Bänken und einem großen Tisch, auf dem allerhand Journale und illustrierte Werke ausliegen, wie man es in den Vorzimmern der Ärzte und auch einiger Rechtsanwälte findet. Dazu gehörte dann aber auch ein kaltes Buffet, so hübsch eingerichtet, wie dasjenige auf den Schiffen ist, die zwischen Kopenhagen und Helsingör fahren. Da träte dann von Zeit zu Zeit der Gerichtsdienner ein, klingelte heftig und rief die Parteien auf,

die an der Reihe wären. Er müßte aber ein besseres Organ haben als der Herold, den ich auf dem Korridor zu hören bekam. Dessen Stimme hatte wohl nie viel getaucht, oder war auch durch den Gebrauch stark abgenutzt worden, doch kann es auch sein, daß der Korridor eine sehr schlechte Akustik hat. Als ich meine Idee mit dem Wartesalon einem verständigen Mann vortrug, dessen Beifall ich gewiß zu sein glaubte, sagte er zu mir: „Um Himmels willen nicht! Machen wir es den Leuten nur nicht bequem und angenehmen Prozesse zu führen. Verleidet muß es ihnen werden, so sehr wie möglich. Wenn sie vernünftig wären, dächten sie überhaupt nicht daran. Habe ich recht oder unrecht!“ — Ich mußte ihm zugeben, daß er recht habe.

76

Droschkentutcher-Mittag

Der Herbst hat endlich Ernst gemacht, und durch sein etwas rauhes Auftreten sind die letzten Gäste, die noch in den Gärten vor den Restaurants saßen, in die Stuben hineingescheucht worden. Es ist die Zeit, da die Maus auch in die vornehmen Häuser des Westens kommt, um nachzusehen, ob man sich gut für den Winter eingerichtet hat. Dabei benutzt sie, wie ich vermute — zuzutrauen ist ihr ja alles — den „nur für Herr-

schaften“ bestimmten Ausgang. Um diese Zeit sucht, was bisher im Freien zu Mittag gespeist hat, nach einem überdachten und geschützten Platz zum Dinieren. Zu denen, die das tun, gehören Leute, die man fahrendes Volk nennen könnte, wenn auch nicht im alten Sinn des Wortes, nämlich die Droschkenfutscher. Diejenigen, die am Zoologischen Garten ihren Stand haben, nehmen ihr Mahl ein im Wartesaal dritter und vierter Klasse des Stadtbahnhofes. Das Essen wird ihnen gebracht von der Frau oder von einem Kinde, das schon stark genug ist, um den ziemlich schweren Korb tragen zu können. Eine ältere Frau habe ich manchmal beobachtet, wie sie ihrem Mann das Mittagbrot bringt und serviert. Sie setzt das Terrinchen mit dem „zusammengekochten Essen“, wie der mecklenburgische Ausdruck lautet, nicht so ohne weiteres auf den Tisch, wie es andere tun, sondern breitet vorher über den Tisch ein mitgebrachtes, sehr sauberes Tüchlein. Als ich das sah, dachte ich bei mir: gewiß ist das Essen auch mit Liebe gekocht. Nun, man sieht ihm auch das Vergnügen an, während er isst und dazu ein Glas Bier trinkt. Wenn er fertig ist mit dem Essen, geht er fort auf seinen Stand, sie aber bleibt noch zurück. Ehe sie das Geschirr einpackt, schaut sie in das Terrinchen hinein. Ein klein wenig von dem zusammengekochten Essen ist noch darin geblieben, das löffelt sie aus. Dann blinzt sie forschend in das Bierglas hinein. Ei, es ist noch ein Tropfen drin, der soll doch nicht umkommen. Also schlürft sie

den Tropfen hinunter, wobei sie den Kopf ziemlich weit hintenüber legen muß. Dann packt sie die Sachen ein und tritt zufrieden nach Hause. Von den jüngeren Frauen bringen einige auch für sich das Essen mit und essen mit den Männern zusammen. Dabei wird viel gelacht und gescherzt, nach der Mahlzeit auch wohl aus einer Zeitung etwas vorgelesen oder in aller Eile ein kleines Kartenspiel gemacht. Das ist eine der Sitten der Großstadt, deren gar nicht so wenige sich finden lassen, wenn man genauer zusieht.

77

Die Wahlmannswahl

Es wollte gar nicht Tag werden gestern bei dem trüben Himmel, alles irrte sich in der Zeit. Schulpflichtige Kinder, welche glaubten, in aller Ruhe noch frühstücken und sich die letzten Botabeln überhören zu können, entdeckten plötzlich zu ihrem Schrecken, daß es nur noch fünf Minuten vor voll war. Pflichttreue Urwähler, die angeordnet hatten, daß sie pünktlich um acht Uhr geweckt würden, wollten nicht glauben, daß es schon so spät sei, schliefen noch ein Stückchen weiter und wurden dann recht unwirsch, wenn sie in Hast mit dem rechten Fuß in den linken Stiefel fuhren oder die Weste verkehrt anzogen. Es war ein recht trauriges Herbst-

wetter gestern, wenigstens in der Gegend des Wahlkreises Teltow-Beeskow-Storkow-Charlottenburg, wo derselbe sich scharf gegen das Gebiet von Berlin abgrenzt. Grau war der Himmel verhängt, und aus dem Grau tropfte und stäubte es naß herunter. Diese ungünstige Witterung bewirkte es auch wohl, daß die Beteiligung an der Wahlmännerwahl bei uns unglaublich schwach war. Nun, es gab aber Männer noch, die sich nicht durch Wetter oder Laune von der Erfüllung ihrer Bürgerpflicht zurückhalten ließen. Was mich betrifft, so hatte ich am Tage vorher erfahren, daß ich als Wahlmanns-Kandidat für unsern 51. Urwahlbezirk aufgestellt war. Wie ich die Nacht vom Montag auf den Dienstag habe ruhig schlafen können, begreife ich noch jetzt nicht. Rechtzeitig war ich gestern früh gerüstet und mit dem Entschluß, wenn ich nicht siegte, erst nach Eintritt der Dunkelheit heimzukehren, verließ ich mein Haus und begab mich nach dem Wahllokal. Mir war in der Erinnerung ein früherer Wahlkampf, in dem ich nach verzweifelter Gegenwehr eine mit nur wenigen Stimmen von der gegnerischen Seite bewirkte Niederlage erlitt. Das ist lange her, und ich bin allmählich darüber hinausgekommen. Unsere gestrige Wahl fand statt in einer sehr einfachen Wirtschaft am Wittenberger Platz. Die Räume waren nur klein, bei der geringen Beteiligung aber genügten sie vollständig. Der Wirt — das muß man sagen — hatte sich wohl vorgeesehen. Auf dem Schanktisch stand eine große Schüssel, darauf war

Eisbein angehäuft, zart, rosenrot und noch dampfend. Für die Wähler erster Abtheilung aber war gesorgt durch einen Teller mit Lachs- und Kaviarbrötchen. Als ich kam, hatte eben die dritte Abtheilung angefangen abzustimmen. Ich dachte, daß ich zu dieser gehörte, wurde aber dahin belehrt, daß ich mit der zweiten zu stimmen hätte, woraus ich folgerte, daß es mit dem Wohlstand in meinem Urwahlbezirk nur recht schlecht bestellt sei. Für die zweite Abtheilung war ich als Wahlmanns-Kandidat aufgestellt zusammen mit einem gelehrten Mann, der auch bei uns draußen wohnt. Wir errangen einen leichten und angenehmen Sieg: mit zwölf gegen vier Stimmen, wenn ich nicht irre, wurden wir gewählt. Als das Wahlergebnis verkündet wurde, glaubte ich, die Sonne würde durchdringen. Sie tat es nicht, sondern es regnete weiter, und der Himmel war immer noch grau verhängt. Nun, unfertig wegen konnte es auch weiterregnen. Ohne in lärmende Freude auszubrechen, verließ ich das Wahllokal, besorgte auf dem Wittenberger Platz, wo gerade Wochenmarkt war, meine Einkäufe, begab mich zu Fuß nach Hause und tat so, als sei gar nichts Besonderes vorgefallen. Im stillen aber freute ich mich auf den Ausflug nach dem reizend gelegenen Köpenick, wo wir Wahlmänner des Wahlkreises Teltow-Beeskow-Storkow-Charlottenburg am nächsten Dienstag die Abgeordnetenwahl vornehmen werden.

Der große Umzug

Morgen beginnt der große Umzug in Berlin. Schreckliche Tage kommen damit für eine große Anzahl unserer Mitbürger. Der ganze Hergang des Umziehens hat etwas überaus Greuliches. Stundenlang befindet sich die gesamte bewegliche Habe der Familie — und unbewegliche besitzt sie nicht — auf der Straße, schamlos den Blicken der Leute ausgesetzt. Alte Tische, die nicht mehr fest auf den Beinen stehn, sehen sich auf dem Trottoir der Sonne ausgesetzt und haben nur den einzigen Wunsch, daß der Boden sich unter ihnen öffnen möge. Morſchen Schränken, die mit Stricken zusammengebunden sind, damit sie nicht auseinanderfallen, sieht man es an, daß ihnen nur das dazu erforderliche Organ abgeht, um laut aufzuschreien, wenn sie unsanft angefaßt und rücksichtslos hin- und hergestoßen werden. Familienbildnisse, welche kleine Natur- oder Kunstfehler zeigen, fordern den billigen Spott der Pflastertreter heraus. Ein Glück, daß der gerade vorübergehende Witzbold im wirklichen Leben nicht so häufig ist, als er in den Blättern vorkommt. Auch haben die Leute meist keine Zeit, sich den fremden Hausrat auf der Straße genau zu betrachten, oder sie haben selbst schon dasselbe Elend und die gleiche Schmach erlitten und sind dadurch demüthig geworden. Es ist ein fürchterlicher Augenblick, wenn

am frühen Morgen die Türen aufgerissen werden und die acht oder zehn starken Männer in die Wohnung eindringen, um fortzutragen, was sie finden. Wohl dem, der dann von dem gegenüberliegenden Hause aus die Sache bei seinem Morgenkaffee ansieht und, wenn er ein gutes Herz hat, von Zeit zu Zeit denkt: die Armen! Bei dem Hinunterschleppen der Möbel pflegt noch eine gewisse Vorsicht obzuwalten. Die Männer haben erst einmal gefrühstückt. Sie haben noch eine Art von Interesse für die Erhaltung der ihren Händen überlieferten Gegenstände. Ganz anders schon liegt die Sache, wenn sie am Nachmittag dieselben Gegenstände wieder treppauf tragen. Dann hat infolge wiederholten Frühstückens das Interesse wie die Sicherheit bei ihnen um ein Beträchtliches nachgelassen. Sie haben sich stark gerötet, und in ihrer Art des Transportierens liegt Wildheit und Ungezügelt. Wie bei einem Turnier im Mittelalter fliegen die Splitter umher, an Leisten, Rosetten und Krönungen wird viel Bruchgut geliefert. Hier und da steht ein Mann, der ein Bein in der Hand hat und sich forschend danach umsieht, wo es verloren gegangen sei. Eine Gipsbüste rennt in ihrem Eifer mit der Nase gegen eine Türgerüstkante, wobei die Kante der unbeschädigte Teil bleibt. Ein offener Kasten voll Bücher gerät unvermutet in schiefe Stellung, und auf das Pflaster regnet es deutsche Klassiker, von denen einige diese günstige Gelegenheit benutzen, um aus ihrem schäbigen-noblen Leipziger Rattuneinband heraus-

zuschlüpfen. Ein Gummibaum von zwei Metern Höhe und nur fünf Blättern verliert im Gedränge seinen Hauptzweig.

Wenn die Sonne sinkt, sitzt die Familie auf den Trümmern ihrer Habe und sucht eifrig nach einigen Messern und nach ganzen Tellern, um ein aus dem nächsten Keller geholtes bescheidenes Mahl zu sich zu nehmen. Es ist gut, daß der Vater den Forkzieher in der Tasche trägt, sonst wäre auch der schwer zu finden. Nach und nach gewöhnt man sich wieder an das neue Heim, wenn es ein Heim genannt werden kann; wie die mit den Wurzeln ausgerissene Pflanze, auf's neue eingepflanzt, auch gewöhnlich, nachdem sie sich eine Zeit besonnen hat, wieder anwächst. Man trifft es meist nicht viel besser oder schlechter, als man es vorher gehabt hat. Und mag sonst auch alles leidlich sein, zwei sehr wichtige Räume lassen doch immer viel zu wünschen übrig: der Keller und der Boden. Oben und unten steht es am schlimmsten. Der eigentlichen Bestimmung des Kellers, die trinkbaren Vorräte der Familie aufzunehmen, kann der Bretterverschlag, der in Berlin Keller genannt wird, auch wenn er nicht an Grundwasser leidet, in keiner Weise genügen. In den meisten Fällen ist kaum Platz genug da, um die Kohlen für einen Wintermonat lassen zu können. Wo soll da der Wein liegen? Und wer wird überhaupt daran denken, sich eine nach Jahrgängen geordnete Weinsammlung anzulegen, wenn er für dieselbe nicht einmal ein paar

Jahre ruhiger Lagerung voraussehen kann? So beschränken sich denn die meisten darauf, ihren Wein in Flaschenduenden zu beziehen, und bringen den kleinen Vorrat auf einem Schrank unter. Das geht auch zur Not, aber gesunde, erfreuliche und wünschenswerte Zustände sind das nicht zu nennen. Ähnlich ist es um den Berliner Hausboden bestellt: alle Poesie und Historie fehlt ihm. Nie kann sich auf ihm Hausrat der Väter ansammeln, nie ist auf ihm etwas zu entdecken. Wie es auf dem Boden eines alten Hauses aussieht, das jahrhundertlang im Besitz derselben Familie gewesen, davon werden wenig Berliner Kinder eine Ahnung haben. Wie könnten sie Verständnis besitzen für alte Traditionen! Wenn die Familie umzieht, ist es natürlich, daß sie das sogenannte Gerümpel an den Tröddler loschlägt und so wenig wie möglich nicht mehr benutzten Hausrates in die neue Wohnung mitnimmt. Wegen der Wechselwirtschaft und der Unbehaglichkeit der Räume mögen auch in Berlin im Keller und auf dem Boden die kleinen Geister nicht hausen, die zwar manchen schalkhaften Streich zu verüben pflegen, im ganzen aber doch, wie aus unzähligen Geschichten hervorgeht, dem Hause, in dem sie sich aufhalten, Segen bringen.

Bère blanc

„Bère blanc à Pfd 10 Pfg.“ stand auf einem Täfelchen, das ein fahrender Obsthändler, dem ich in der Lühovstraße begegnete, an seinem Wagen befestigt hatte. Der Mann hatte offenbar nachgedacht und sich gefragt: woher kommt der Name dieser schönen Frucht? Darauf hat er sich richtig geantwortet: Aus dem Französischen. Denn — sagte er, und dabei verfiel er einem kleinen Irrtum — „bère“ heißt die Birne, und „blank“ heißt natürlich blank. Wenn er damit nicht ganz das Richtige getroffen hat, so ist er gewiß zu entschuldigen. Es ist wirklich schade, daß unsere drei besten und am häufigsten gebauten Herbstbirnen französische Namen haben, die Bergamotte, die Beurré blanc und die Beurré gris. „Bergamotte“ fällt bequem ins Ohr und prägt sich leicht ein, der Name ist denn auch unentstellt geblieben, nur daß sich im Volksmunde das B gewöhnlich in P verwandelt. Beurré blanc und Beurré gris aber sind wahre Unholde von Wörtern. Schon ihr grammatisches Genus erscheint uns unnatürlich. „Der Beurré blanc“ und „der Beurré gris“ kann man doch nicht sagen, sagt man aber „die“, so verstößt man gegen die Grammatik. In meiner Heimat sagt man für Beurré gris „das Grauchen“, und diese Bezeichnung verdient weiter verbreitet zu

werden. Die andere Birne habe ich kennen gelernt als „Beerblang“ (nicht „Beerblank“, wie wahrscheinlich der fahrende Obsthändler in Berlin W sagt), und so nennen sie auch Leute, die sehr wohl wissen, wie sie eigentlich heißt. Zur Bildung dieses Wortes hat ohne Zweifel der Anklang an das plattdeutsche „Beere“ beigetragen, das dem hochdeutschen „Birne“ entspricht. Einen guten deutschen Namen aber für diese Birne anzugeben, ist nicht leicht. „Weiße Butterbirne“ ist zu weitläufig und „Butterbirne“ allein genügt nicht, weil mit diesem Namen eine ganze Klasse von Birnen bezeichnet wird. So ist es vielleicht am besten, daß man, wie es auch in anderen Fällen geschehen ist, das Fremdwort so nimmt, wie der Volksmund es sich zurecht gemacht hat, und ruhig „Beerblang“ sagt und schreibt. Nebenbei bemerkt sei, daß 10 Pfg. für das Pfund Beerblangs ein Preis ist, wie er nur in sehr guten Birnenjahren vorkommt. Und auch in solchen Jahren würden sie teurer sein, wenn sie sich länger hielten. Aber so ist es im Leben: die steinharten, unschmackhaften Roßbirnen halten sich bis Ostern, und mit den schönen, duftigen Beerblangs ist es schon vorbei, ehe das letzte Laub gefallen ist.

Die Jagdzeit

Es ist jetzt die Zeit der Jagden, zu denen die strenge Diana ihr ins wilde Gehölz zu folgen ladet. Diesem Vergnügen huldigt mancher Berliner, dem es seine Verhältnisse gestatten, zu diesem Zweck nicht zu weit von der Hauptstadt ein Revier zu pachten. Mit solchen vom Glück Begünstigten bin ich früher manchmal mit auf die Jagd gegangen, nicht um eigenhändig den Springbock vom Fels zu stürzen oder armen Rehen und Häslein das Lebenslicht auszublasen, sondern nur um, wie andere auch,

„Die ermattenden Glieder zu baden
In den erfrischenden Strömen der Lüfte“

und dabei einen Tag vergnügt unter angenehmen Menschen zuzubringen. Ich lief dann entweder einfach mit, ohne etwas dafür zu leisten, oder ich ließ mich als Treiber anstellen, um scheinbar wenigstens einen berechtigten Anspruch auf die Teilnahme am Frühstück zu haben. Diese in der märkischen Heide um die schlechteste Jahreszeit verlebten Tage gehören zu den heitersten meines Lebens. So wurde ich auch mitgenommen von Franz Beh, der durch seine Stimme so viele Herzen entzückt und nicht weniger durch sein freundliches Wesen gewonnen hat. Der große Sänger

war ein leidenschaftlicher Freund der Jagd, obgleich er es nicht über das Herz bringen konnte, selbst auf ein Stück Wild anzulegen. Er hatte eine hübsche Jagd im Potsdamschen, und wenn er im Spätherbst zum Jagen dorthin ging, nahm er stets eine Anzahl guter Gefellen mit. Dazu gehörte auch Heinrich Haußmann, der Weintwirt von der Mosel, der eigentlich mehr Fischer als Jäger war, denn er angelte leidenschaftlich gern, obgleich er — ich kann das bezeugen, da ich viele Stunden mit einer Angelrute in der Hand neben ihm gefessen habe — selten nur einen Fisch fing. Von den fröhlichen Gefellen, die damals mit dem Säger auf die Jagd zogen, ruhen wohl die meisten schon unter der Erde, einer aber, Heinrich Bartels, der nachher als deutscher Konsul nach Kalkutta ging, liegt auf dem Grunde der See.

An diese frohen Jagdtage muß ich denken, wenn ich jetzt das Wild sehe, das für den Bedarf der Reichshauptstadt erlegt und bei den Wildhändlern wie auf den Märkten feilgeboten wird. „Vögel, Wild und Fische“ gehören zum festlichen Mahl, und alles der Art ist hier reichlich zu haben. Auch für den, der nichts kaufen will, verlohnt es, weil es unterhaltend und lehrreich ist, einmal nach der Centralmarkthalle sich zu begeben und sich das anzuschauen, was jetzt an Wild, Vögeln und Fischen zum Verkauf ausgelegt oder ausgehängt wird. Unter den Fischen imponieren besonders die gewaltigen Plattfische aus der Nordsee. Unter dem Geflügel herrscht

natürlich noch die zahme Gans vor, aber auch an wilden Vögeln, zu denen man freilich die Fasanen kaum mehr rechnen möchte, fehlt es nicht. Dann kommt das eigentliche Wild: Hirsche, Rehe, Hasen und Wildschweine. Hasen sind noch da in großer Menge und hingen in Reihen nebeneinander wie die Gänse. Zwei ganz junge Häschen sah ich mit Preisangabe von 90 Pfennigen für jedes von beiden. Auch unter den abgehäuteten Hasen hatte keiner etwas Ragenartiges. Das größere Wild fand sich auf dem Markt fast ausschließlich in ausgeschlachtetem Zustande. Vom Wildschwein sah ich nur die vom Körper getrennten Keulen, die aber alle noch von dem struppigen Fell eingehüllt waren. Bei ihrem Anblick fiel mir ein, daß ich vor Jahren einmal viel lebendes Schwarzwild beisammen gesehen hatte. Es war im Sachsenwalde, als dort am Abende eines Herbsttages der verstorbene Oberförster Lange mit mir zur Wildschweinfütterung gegangen war. Die Fütterung findet statt, bis die Eichen und Bucheckern — falls es ein gutes Eichel- und Bucheckerjahr ist — reif geworden und heruntergefallen sind. Pünktlich um sieben, als hätten die Schweine nach der Uhr gesehen, kam die ganze Gesellschaft mit einem wahrhaft diabolischen Grunzen und Quietschen auf dem Fütterungsplatze an. Da trat ein gefährlich aussehendes Tier aus dem Haufen heraus, ging auf uns zu, blieb etwa zehn Schritte entfernt von mir stehen und sah mich mit dem falschen Blick an, den diese Geschöpfe haben oder doch — möglicherweise ja denken

sie sich nichts dabei — zu haben scheinen. Da Lange bei mir war, hatte ich das Gefühl absoluter Sicherheit und wäre ruhig, wenn er mich dazu aufgefordert hätte, dem Untier entgegengegangen, um ihm die Stirn zu krauen, es unter das Kinn zu fassen oder ihm sonst meine Sympathie zu bezeugen. Der alte Weidmann aber, der vielleicht dachte, mir käme die Sache unheimlich vor, sagte zu mir: „Nur unbesorgt! Auch das wilde Schwein hat ein Herz, das nicht unempfänglich ist für das Gefühl der Dankbarkeit. Solange die Fütterung andauert, tun sie einem nichts. Nachher allerdings, wenn es nichts mehr gibt, ist ihnen nicht zu trauen. Darin sind sie auch nicht viel besser als die Menschen.“

81

Heimlich in Berlin

Heimlich in Berlin zu sein ist, wie ich glaube, ein Vergnügen ganz eigener Art. Ich meine ja nicht, daß man sich in Berlin heimlich aufhält, weil man Anlaß zur Furcht hat, vom Staatsanwalt erspäht oder vom Schutzmann gefaßt zu werden; was ich mir vorstelle, ist vielmehr, daß man ohne Wissen von Freunden und Bekannten in Berlin ist und sicher vor allen Anforderungen, welche geschäftliche und gesellschaftliche Verbindlichkeiten an einen Bewohner der Reichshauptstadt

stellen. Das hat in diesen großen Ferien eine mir bekannte Familie fertig gebracht und sich außerordentlich wohl dabei befunden. Während sie angeblich in einem Nordseebade weilte, hat sie ihre schöne und geräumige Wohnung in Berlin W. nicht verlassen. „Es waren“, berichtet der Mann mir, „sehr angenehme Wochen, die wir verlebt haben. Nicht nur daß wir uns einer Ruhe erfreuten, wie man sie in dem Strudel der Badeorte vergeblich sucht, sondern wir haben zugleich auch an Bildung zugenommen und unsern Anschauungskreis erheblich erweitert. Das gilt besonders von mir. Alle Museen und sonstigen öffentlichen Sammlungen habe ich in diesen glücklichen Wochen besucht. Wie lange hatte ich in dieser Beziehung nichts für mich getan! Mein Gott, es gab eine Zeit, kurz nach meiner Verheiratung, als ich es noch für unerläßlich hielt, selbst unsern Logierbesuch in Berlin umherzuführen und ihm alles zu zeigen. Als ich aber immer mehr zu tun und zugleich auch immer mehr Logierbesuch bekam, gab ich das auf. Nun halte ich lange schon den lieben Gästen, die wir beherbergen, am Morgen, bevor ich an die Arbeit gehe, folgende Rede: „Kinder, da ist der Hausschlüssel — verliert ihn nicht! Den Kellerschlüssel hat meine Frau. Einen Korkenzieher habt Ihr wohl selbst, sonst hängt auch einer hinter meinem Pult. Etwas Kognak steht immer in dem Postament der Ahtia. Zigarren stehen in meiner Stube auf dem Spiegelschränken. So, nun amüsiert euch! Wenn ich am

Abend Zeit habe, komme ich zu Siechen, da treffen wir uns und besprechen alles.“ Das war nun allerdings sehr bequem für mich, an allgemeiner Bildung aber habe ich dabei nicht zugenommen. Ja, ich vergaß wieder, was ich schon einmal gewußt hatte. Gott sei Dank, ich habe es in vier Wochen alles wieder nachgeholt und die Lacunen meiner Bildung ausgefüllt. Ich kann jetzt wieder mitsprechen, wenn von dem assyrischen Kunststil oder den ältesten italienischen Malerschulen oder dem Archäopteryx — oder heißt er Pterodactylus? — die Rede ist. Ich habe mich in die Steinzeit etwas hineingelebt und habe mich an den Anblick alter Gerippe gewöhnt. Da ich nun einigermaßen die Gabe des Vortrags besitze, glaube ich fast, in den Gesellschaften des nächsten Winters den Eindruck machen zu können, als ob ich wirklich von dergleichen Dingen etwas verstehe. Das aber ist von großem Wert heutzutage. Wer weiß, ob man sich nicht damit eine glänzende Laufbahn erschließt. — Aber nicht nur meine Bildung habe ich gefördert, ich habe auch große Genüsse in dieser letzten Zeit gehabt. Natürlich haben wir alle Theater, die geöffnet waren, besucht und uns herrlich amüsiert. Im Zoologischen Garten und in „Italien in Berlin“ haben wir manchen fröhlichen Abend verlebt. Wir haben auch viele Landpartien gemacht und manchen reizenden Fleck Erde dabei kennen gelernt. O, wie schön ist die Umgegend von Berlin. Und dann noch eins! Sie kennen mich als einen Mann, dessen

Sinn nicht hauptsächlich auf das Materielle gerichtet ist. Dennoch, muß ich sagen, war es mir in den letzten heißen Wochen manchmal ein großer Genuß, in Berlin das gute kühle Bier zu trinken. Wir blieben unentdeckt. Unser Mädchen hatte uns, weil wir keine Sommerreise machten, am ersten Juli verlassen, und wir behielten uns mit einer indifferenten Aufwartefrau. Der Portier — wir haben zum Glück, was so selten vorkommt, einen durch Geldspenden beeinflussbaren Portier — ließ sich mittels Bestechung dazu bewegen, daß er uns nicht verriet. Einmal aber hatten wir eine hübsche Begegnung. Auf der Stadtbahn trafen wir mit unserm alten Freunde, dem Geheimen Rechnungsrat S. zusammen, der es ebenso wie wir gemacht hat und vorgeblich in der Schweiz war. Wir wollten ihn schon grüßen, da winkte er ab. Nein, er winkte nicht ab, sondern sah uns starr an. Ein Weilchen darauf flüsterte meine Frau mir zu: „Ist das nicht unser alter Freund, der Geheime Rechnungsrat S.?" — „Nein,“ erwiderte ich kurz. „Er sieht ihm aber doch furchtbar ähnlich,“ sagte sie. „Ich kann“, versetzte ich kaltblütig, „auch nicht die geringste Spur von Ähnlichkeit entdecken.“ — Sie sah ihn wieder an, dann sagte sie in ihrer sanften, nachgiebigen Weise: „Du hast recht, lieber Mann. Es liegt etwas in seiner Nase, das mich zuerst an S. erinnerte, aber nun sehe ich ja, die Nase ist auch ganz anders.“ Auf der Tiergartenstation stieg er aus, was mir nicht unlieb war; denn etwas peinlich war die Situation doch.

Trauung in einer Berliner Kirche

Eine Trauung in einer Berliner Kirche ruft stets einen kleinen Volksauflauf hervor. Wer gerade des Weges kommt — es sei denn ein Telegraphenbote oder ein Geschäftsmann, der zur Börse geht, oder ein Jüngling, den die Geliebte erwartet — bleibt eine Weile stehen, um etwas von den Hochzeitem und ihrem Gefolge in Augenschein zu nehmen. Nicht nur Frauen und Kinder sind so neugierig, sondern auch Männer, sogar solche in reiferen Jahren, von ehrbarem Beruf und mehr oder minder hervorragender Stellung. Ich will es gestehen, daß auch ich bei solchen Gelegenheiten mich gern unter das Volk mische. Man bekommt doch dabei ein Stückchen hauptstädtischen Lebens zu sehen und kein uninteressantes, mag die Feier nun im vornehmen Westen stattfinden oder in einer Gegend, die mehr von gewöhnlichen Leuten bewohnt wird. Interessant ist es schon, wie im Umsehen sich eine ganze Menge Volks ansammelt und dann von der Kirchentür bis zur Straße Spalier bildet, bei der Auffahrt sowohl wie bei der Abfahrt der Wagen. In beiden Fällen sieht man etwas von der Berliner Gesellschaft in vollem Staat, und es macht einen eigenen Eindruck, die Damen auch bei schlechtem Wetter so festlich gekleidet draußen zu sehen, die jüngeren in weißen Gewändern mit Blumen

im Haar und Sträußen in den Händen. An den Männern ist gewöhnlich, was ihre Kostümierung anlangt, nicht viel zu sehen. Im ganzen bringen nur die Herren vom Militär etwas Farbiges in das Bild, Zivilpersonen müssen schon sehr viele Orden haben, um ein bißchen bunt auszu sehen, und selbst ein Wirklicher Geheimrat trägt, wenigstens bei Trauungen, keinen Federbusch auf dem Kopf. Alle aber, Männlein wie Weiblein, werden von dem wilden Spalier mit kritischen Blicken betrachtet. Der Staat der Damen wird scharf gemustert und nicht weniger scharf das allgemeine Aussehen der Herren. Für manche und manchen ist das etwas peinlich, für das Brautpaar natürlich existiert die übrige Welt nicht, und vielleicht ebensowenig für einen älteren Herrn, der sich vorgenommen hat, beim Hochzeit smahle den Toast auf das junge Paar auszubringen. Während er das Spalier oder die kleine „Lästerallee“ passiert, ist er so weit, daß ihm nur noch der Übergang zu der Schlußwendung „So erhebe ich denn das Glas“ fehlt. Hoffentlich fällt ihm noch während der Traured e etwas Passendes ein. Eine gewisse Aufregung gibt durch ein Gemurm el sich kund im Publikum, wenn die beiden glücklichen Brautleute, Er und Sie, in die Erscheinung treten. Sie werden aber so scharf beaugenscheinigt, als nur irgend die kurze Zeit es gestattet, und dabei wird zugleich „festgestellt“, wenn man so sagen darf, woher sie sind, wie alt sie sind, was sie schon erlebt haben, was sie (besonders an Geld)

zu erwarten haben, und endlich, was sie zueinander geführt hat. Wie unsäglich töricht ist besonders das letztere! Was kann denn zwei Menschen verschiedenen Geschlechtes zueinander führen? Ich kann mir, solange ich auch darüber nachsinne, nichts anderes denken, als daß es der kleine Gott ist, den die Alten sich geflügelt, mit Pfeil und Bogen bewehrt vorstellten und Eros oder Amor nannten. Doch das sei beiläufig bemerkt. Abgesehen von dem Brautpaar werden ein wenig strenge diejenigen Damen kritisiert, die man mit Recht oder Unrecht für die Schwiegermütter hält. Leider ist es ja Brauch, sich über die Schwiegermütter lustig zu machen, und zwar schon seit alter Zeit. Urteilt doch über sie unser Sprichwort durchweg recht lieblos und nimmt wiederholt die Schnur, das ist die Schwiegertochter, gegen die Schwieger, wie früher die Schwiegermutter genannt wurde, in Schutz. So lautet ein altes Sprichwort:

„Die Schwieger denkt zu keiner Frist,
Daß sie Schnur gewesen ist.“

Ich meine dagegen, die Schnur denkt nicht daran, daß sie einmal Schwieger werden möchte. Und das ist doch, sobald sie so weit ist, daran zu denken, ihr brennender Wunsch.

Wieder so einer!

Es klingelt. Das Mädchen öffnet und kehrt zurück mit der Meldung: „Es ist ein Herr da, der den Herrn zu sprechen wünscht.“

— „Hat er seine Karte gegeben oder seinen Namen genannt?“

— „Nein!“

— „Also wieder einer!“

Nun kommt es darauf an, ob das Mädchen ihn eingelassen hat; alsdann ist er, während die Meldung geschieht, schon weit auf dem Flur vorgerückt und kann nur Schritt für Schritt aus seiner Stellung wieder verdrängt werden. Übrigens ist es nicht leicht, ihm die Tür vor der Nase zuzumachen, denn sowie geöffnet wird, ist er auch schon in der Wohnung mit wenigstens einem Fuß, auf die Gefahr hin, daß ihm derselbe abgeklemmt wird.

Die Verhandlungen mit ihm kann man sehr dadurch abkürzen, daß man ihm ein Geldstück in die Hand drückt, ehe er noch mit der Einleitung fertig ist. Falls man in Güte mit ihm auseinanderkommen will, ist dies das Beste.

Seines Zeichens ist er in den Fällen, die meine Erfahrung umfaßt, natürlich Schriftsteller oder Journalist. Durch unversehuldetes Unglück ist er in eine äußerst peinliche Lage geraten, aber er kann noch gerettet werden

mit drei, vier bis zehn Mark. Manchmal kommt es nur darauf an, daß er imstande ist, nach Magdeburg, Prenzlau, Hamburg oder München zu reisen, wo er wieder Anschluß an seinen Verwandten- oder Freundeskreis zu finden mit Sicherheit erwarten kann. Mitunter hat er Papiere bei sich, die er zum Beweise seiner Identität oder seiner Bedürftigkeit herausholt und vorlegt. Sie sehen bräunlich aus, fallen leicht auseinander und riechen ein wenig nach getrockneten Champignons.

Wie soll man herausbekommen, ob er wirklich Schriftsteller ist? Ein bekannter Maler pflegte den Schnorrern, die ihn als Fachgenossen heimsuchten, ein Stück Papier und einen Bleistift vorzulegen mit der Aufforderung, etwas zu zeichnen. Wenn dann der angebliche Kollege ein paar Striche machte, so konnte der Meister daraus ersehen, ob er wirklich einen Kunstgenossen vor sich hatte. Ähnliches aber ist in der Schriftstellerbranche nicht zu machen. Ich kann nicht zu einem sagen: „Machen Sie mir einmal flink ein Gedicht!“ oder „Schreiben Sie mir einen Artikel gegen die Regierung!“ oder: „Beurteilen Sie mir diesen Roman oder schreiben Sie mir selbst einen, damit ich sehe, ob Sie Schriftsteller von Beruf sind.“ Er müßte dann längere Zeit bei mir bleiben, als mir lieb sein würde, und wenn er am Ende nichts heraustriegte und mit Indisposition sich entschuldigte, könnte ich nichts dazu sagen.

Nein, am besten ist es schon, ihn schnell los zu werden, ehe er zu weinen anfängt. Manche seiner Art

nämlich können sehr gut weinen, und zwar, wie ich glaube, aus freier Hand, ohne sich der Zwiebel oder des Meerrettichs zu bedienen. Einer war bei uns, der heulte — in Pommern sagt man: wie ein Roggenwolf. Alles wurde gerührt davon: zehn Mark bekam er und an Kleidern, was nur aus Schränken und Kommoden hervorgesucht werden konnte. Am Nachmittag darauf begegnete er uns im Zoologischen Garten. Er rauchte ein Zigarettchen und lächelte uns höhnisch an.

Manche der Art treten mit einer gewissen Vornehmheit auf. Sie tragen Handschuhe, decken ihr Haupt mit einem Zylinder und führen ein Stöckchen — niemals aber kommt bei ihnen ein Regenschirm vor. Befremdend bei ihnen wirkt nur das Wölkchen von Alkoholduft, das sie zu umschweben pflegt. Diese sind auch sehr stolz. Einem von ihnen ließ ich durch ein Töchterchen fünfzig Pfennige bringen. Er wies sie zurück mit den Worten: damit könne er nichts anfangen. „Nimm es doch,“ sagte das Kind, „und kaufe Dir Brot dafür.“ Vor einem Jahr kam einer auch aus Berlin nach einem Ostseebad, in dem damals viele Berliner Schriftsteller weilten, und sammelte diese ab. Das war, soviel ich weiß, früher noch nicht vorgekommen.

Ich glaube, diese Leute haben eine Art von Börse, wo sie zusammenkommen und einander ihre Erfahrungen mitteilen. Da stellen sie wahrscheinlich eine Liste solcher Leute auf, von denen leicht etwas zu bekommen ist. Ich vermute, daß sie unter sich dieselben mit dem Namen

„Potsdamer“ bezeichnen. In vielen Fällen steht offen-
bar, wenn einer von ihnen in ein Haus gegangen ist,
ein anderer schon an der nächsten Ecke. Darauf ist
mit Sicherheit zu rechnen, daß an der Stelle, wo einer
von ihnen etwas bekommen hat, drei oder vier andere
in den nächsten Tagen sich melden.

Ich möchte keinem die Lust am Wohltun verderben,
niemand veranlassen, einen Bittenden von der Tür zu
weisen, aber gewerbsmäßige Bettelerei zu unterstützen, soll
man sich doch vorsehen, um etwas übrig zu behalten
für diejenigen, die wirklich unterstützt zu werden ver-
dienen. In was für Not, die in Schriftstellerkreisen
vorhanden ist, bekommt man Einblick im Laufe der
Jahre! Aber die kommt nicht so an die Türen und
klingelt.

84

Die Eibe am Großen Stern

Bei der Nachricht von der beabsichtigten Umwand-
lung des „Großen Sterns“ im Tiergarten fiel mir der
dort stehende Eibenbaum ein, und ich fühlte mich etwas
beunruhigt, weil ich dachte, er könne gefährdet sein.
Meine Besorgnis war, ich will es sogleich sagen, un-
gegründet; ich weiß bereits, daß die Eibe unangerührt
bleiben wird. Dieser Baum steht da, wo die Brücken-

allee abgeht, an der linken Seite derselben, da ungefähr, wo es vor 150 Jahren auf einem geschlängelten Wege nach der an der Spree belegenen Mattunbleiche des „Schutzjuden“ Wulf hinging. Gepflanzt ist der Baum sogleich nach dem Regierungsantritt Friedrichs II. vom Freiherrn von Knobelsdorf, als dieser im Auftrage des Großen Königs den Tiergarten, der bis dahin ein jagdbares Wild enthaltender Forst gewesen war, in einen anmutigen „Lustwald“ umwandelte. Zu den vielen Anlagen, die von ihm herrühren, gehört auch der Große Stern, von dem acht Alleen abführten. Auf diesem Platz wurden zwölf Statuen, die berühmt gewordenen „Puppen“, aufgestellt, außerdem in der Nähe des Platzes drei „Labyrinth“ angelegt. Endlich pflanzte der Freiherr auf dem Großen Stern vier Eibenbäume. Die „Puppen“ sind beseitigt worden, die Labyrinth sind eingegangen, von den vier Eibenbäumen aber hat einer sich erhalten. Die andern drei sind durch Baumfrevel so beschädigt worden, daß sie weggenommen werden mußten. Dieser eine Baum steht noch und stand früher dicht neben einem Aufseherhäuschen, das vor wenigen Jahren abgebrochen worden ist. An diesem Baum gehen jeden Tag viele Leute vorüber, sehr wenigen aber fällt er wohl als etwas Besonderes auf, er wird sonst, wenn überhaupt eines Vorübergehenden Blicke auf ihn fallen, für eine noch ziemlich junge Tanne oder für sonst ein gemeines Nadelholz gehalten. Übrigens gibt es junge Eiben genug im

Tiergarten, und wer die Eigenartigkeit des Eibenlaubes bequem studieren will, findet dazu Gelegenheit am Ende der Brückenallee, wo zur linken Hand ein großes Gebüsch solcher noch jungen Nadelhölzer zu finden ist. Diese verhältnismäßig alte Eibe aber am Großen Stern — vom Eibenstandpunkt aus ist sie durchaus noch nicht alt zu nennen — dürfte jetzt mindestens 160 Jahre zählen. Ich habe sie im Dezember 1890 gemessen und stellte damals einen Umfang von 75 Zentimetern in Brusthöhe fest. Am letzten Freitag maß ich sie wieder und fand 90 Zentimeter Umfang. Sie hat also in zwölf Jahren um 15 Zentimeter zugenommen. Das wäre in so viel Zeit nicht viel für einen Menschen, der wenig Sorgen und gut zu essen hat, für einen Eibenbaum aber bedeutet es schon ein recht lebhaftes Wachstum. Der Baum dürfte 6—7 Meter hoch sein, ist anscheinend ganz gesund und hat eine gut und dicht belaubte Krone. Er kann noch manch Hundert Jahre dastehen, wenn sein Platz ihm von den Menschen gegönnt wird. Ich sah mich auch, nachdem ich den Eibenbaum gemessen hatte, bei dem schönen Wetter noch ein wenig im Tiergarten um und fand den Haselbusch blühend. Das nimmt sich jetzt hübsch aus, denn es weist auf den Frühling hin, wie auch die zwischen dem welken Laube hier und da schon empordringenden frischen Halme und Blätter. Bei der Hasel aber möchte ich zum gemeinen Nutzen noch etwas bemerken. Haselruten lassen sich gut zur Auf-

findung von „Springwasser“, wie um meine Kinderzeit in meiner Heimat noch das Quellwasser hieß, benutzen, ebenso auch zu anderem Zauber noch, das Abschneiden solcher Haselruten im Tiergarten aber ist nicht gestattet. Ebenso ist nicht erlaubt das Abreißen der für die schwarze Magie ebenfalls sehr wertvollen Eibenzweige, bei hellem Tage nicht und auch nicht „bei des Mondes Finsternissen“, von denen die dritte Hexe in „Macbeth“ spricht.

85

Ob Treppensteigen gesund ist?

Ist das Treppensteigen gesund oder nicht? Ich muß sagen, daß ich es bisher für ungemein gesund gehalten habe, und das war mit ein Grund für mich, darüber froh zu sein, daß ich so hoch wohne. Da ich ein Freund der Statistik bin, so habe ich mir längst ausgerechnet, wieviel ich das Jahr über in Auf- und Absteigen leiste. Dreiundneunzig Stufen hoch wohne ich, und jede Stufe hat eine Höhe von 17 Zentimetern. Rechne ich, daß ich im Durchschnitt täglich zweimal ausgehe, so ergibt das im Jahr die Summe von 26 002,60 Metern des Auf- und Absteigens. In horizontaler Richtung sind ja 26 000 Meter oder $3\frac{1}{2}$ Meilen in altem Maß nur ein mäßiger Tagesspaziergang, in

vertikaler aber bedeutet das schon eine ganz ansehnliche Gebirgstour. Es ist soviel, als stiege ich zwei und ein halb Mal den Montblanc hinauf und wieder herunter und erklimme dann noch einmal den Brocken, ohne wieder abwärts zu steigen. Ich habe dabei nur die Treppenstufen meiner eigenen Wohnung gezählt, da aber die meisten meiner Freunde auch auf steiler Höhe wohnen, so lege ich im Lauf des Jahres eine noch weit größere Strecke steigend zurück, ja, ich glaube, daß ich so ziemlich an drei vollständige Montblanc Touren herankomme. Das hielt ich, wie gesagt, bis jetzt für einen trefflichen Ersatz aller Gebirgsreisen und für eine überaus gesunde Bewegung. Ich bedauerte die Parterrebewohner und auch diejenigen, die nur eine Treppe hoch haufen und es während des Jahres höchstens zu zwei Brockenbesteigungen bringen. So war ich in hohem Grade mit meiner Wohnung zufrieden, zumal das Treppensteigen außerdem auch so viel Abwechslung und Vergnügen darbietet. Man begegnet auf der Treppe den Bewohnern der andern Etagen und lernt sie so nach und nach äußerlich kennen. Man sieht, was für Besuch sie bekommen, und schließt von ihrem Umgang auf ihren Charakter. Man erfreut sich wieder und wieder an den kunstvollen Glasmalereien der Flurfenster, an diesen schönen schwebenden Genien unbekannter Bestimmung in oben eng anliegenden und unten flatternden Gewändern von blauer oder rosenroter Farbe. Man fühlt sich versucht, vor Freude zu jodeln, wenn

man die letzte Stufe erstiegen und nun das Wiedersehen mit der Familie, das Mittagessen oder das Nachtlager vor sich hat. Und wie romantisch ist das Treppensteigen des Nachts in der furchtbaren Finsternis und in Häusern, in denen es umgeht!

86

Es geht zu Ende

Der Himmel gibt in manchem Jahr zum Sommer noch etwas zu. Was für schöne Tage waren uns diesmal noch am Ende des „Scheidings“, wie die gottverlassenen Deutschtümeler neuerdings den Oktober nennen, beschieden! Das Wetter war schon so rauh geworden, da löste die Rauigkeit sich in sanftes Weinen auf, und aus dem Weinen ging ein angenehmes Lächeln hervor. Dieses Lächeln lockte um die Mittagsstunde wieder zahlreichen Besuch nach dem Rollendorfplatz, wo es schon öde geworden war. Nun strömte es dorthin wieder aus den verschiedenen Himmelsrichtungen zusammen. Der Platz ist so hübsch angelegt, und besonders gut angebracht sind die Ruhebänke in Halbrunden, die aus Baum- und Buschwerk gebildet sind. Darin hat der Rollendorfplatz viel voraus vor dem Wittenbergplatz, bei dem die gärtnerische Ausstattung den Eindruck der Dürftigkeit macht. Es könnte auf dem letzteren Platz

viel mehr angepflanzt und viel besser für Ruheplätze gesorgt sein, ohne daß der Markt, der am Dienstag und Freitag dort abgehalten wird, verlegt oder aufgehoben werden müßte. Wie sehr solche Ruheplätze willkommen sind, das kann man auf dem Rollendorfsplatz sehen an einem sonnigen Mittag und Nachmittag auch um diese Jahreszeit noch. Einundzwanzig Kinderwagen standen da am Sonntag. Dazu gehörten einundzwanzig Kinderfrauen oder -mädchen. Wir sind ja noch nicht soweit, daß die ganz kleinen Kinder schon auf eigenen Automobilen mit rasender Geschwindigkeit und unter Entwicklung starken Benzingeruches durch die Straßen sausen. Nein, sie werden immer noch in mehr oder weniger elegant ausgestatteten Kinderwagen geschoben, und so geschieht es auch in der Gegend des Rollendorfsplatzes. Sind die Schieberinnen auf dem Platz angekommen, so legen sie an den Ruhebänken an, lassen sich selbst auf diese nieder und plaudern miteinander, während die kleinen Fahrzeuge mit ihrem kostbaren Inhalt vor ihnen gleichsam vor Anker liegen. Wovon sie reden, ist schwer zu sagen. Ich mag mich nicht hinstellen und horchen, weil man leicht dabei auffällt und dann übel angesehen wird, aus einzelnen Worten aber, die ich im Vorübergehen erhaschte, zog ich den Schluß, daß ihre Unterhaltung sich nicht um die ethische Bedeutung Nietzsche's, noch um das Telegraphieren ohne Draht, noch um das letzte durchgefallene Theaterstück drehte. Während sie sich aber miteinander

unterhalten, müssen sie acht geben auf die Kinder in den Wägelchen, die mitunter „sich rühren“ oder „sich melden“, ich weiß nicht zu welchem Zweck, und auf verschiedene schon laufende Kinder, die von ihnen mitgenommen sind und sich mit Ball- oder Reifenspiel vergnügen. Viele von diesen tragen rote Hüte und sehen darin, aus einiger Entfernung betrachtet, wie Mohnblumen aus. Rot, und zwar schreiendes Rot, ist überhaupt Modefarbe geworden, und man kann damit ganz zufrieden sein, denn Rot ist — abgesehen vom Kartenspiel, in dem es nicht immer gewinnt — eine gute Farbe, die der Liebe, des Lebens und einer ganzen Anzahl guter Blumen und Weine. Zwischen den Kinderwärterinnen nehmen andere Leute Platz. Da sitzt einer ganz vertieft in die Lektüre eines Buches. Es muß ein sehr interessanter Roman sein, und offenbar ist der Leser noch so weit nicht gekommen, um völlige Sicherheit darüber zu haben, ob sie sich kriegen oder nicht. Nicht weit davon haben zwei Männer Platz genommen, die eben mit dem Durchstudieren eines Zeitungsblattes fertig geworden sind. Jetzt unterhalten sie sich über das Gelesene und tabeln, wenn ich nicht irre, die Regierung. Mein Gott, da ist ein Dämchen, das strickt, und so etwas findet man noch auf der Straße in Berlin, wie einem ja auch hie und da auf dem Lande noch eine alte Frau aufstößt, die vor der Haustür am Spinnrade sitzt. Und da fällt mir noch ein altes Ehepaar auf, das sich sonnt. Still-

vergnügt lächelnd blickt der alte Herr in die bescheidene kleine Herbstlandschaft hinein. Bescheiden ist sie, aber nett. Es ist noch allerhand Laub da, auch schön rotes darunter, ja, es fehlt auch noch nicht ganz an Blumen. Da ist noch rosenrotes und goldgelbes Chrysanthemum und noch roter Phlox, der in meiner Heimat Herbstflieger genannt wird. In der stillen Luft schwebt ab und zu ein „müdes“ Blatt — „müde“ ist das bis zur Unerträglichkeit oft gebrauchte Modewort der Modernsten — zur Erde nieder, aber es ist etwas vom Sommer noch da, und darüber kann man sich freuen, auch wenn man weiß, daß es bald damit vorbei ist. Gewiß, es geht auf die Reize, aber Reizen sind süß, und „das übriggebliebene“ schmeckt manchmal am besten.

87

Es wird geheizt

Es wird geheizt in Berlin, und wenn auch der diesmal so hartnäckige Herbst noch einige Versuche macht, die vom Feinde eroberte Stellung wieder einzunehmen, so wird er doch auf die Dauer keinen Erfolg mehr haben, und man muß sich mit dem Gedanken vertraut machen, daß man mit dem Beginn des Heizens, wenn auch nicht offiziell, so doch — Offizielles und Wirkliches widerstreiten ja manchmal einander — tatsächlich in

den Winter eingetreten ist. Darum scheut man sich so vor dem ersten Heizen, weil man weiß, es reißt dann so bald nicht wieder ab. „Es war auch schon hohe Zeit“, sagten bei mir, als das Heizen anfang, die paar bei dem großen Sterben übrig gebliebenen Stubenfliegen, die von der Natur zum Überwintern bestimmt waren. Sie hatten schon sehr über Kälte geklagt, eine von ihnen hatte in den dünnen Beinchen den Frost bekommen, und eine andere war vor Schwäche in ein Glas gefallen, das einen ihr unbekannten Saft enthielt. Als ihr herausgeholfen und sie gewaschen und vorsichtig abgetrocknet war, äußerte sie, daß sie in etwas sehr Süßes hineingeraten sei. Darin hatte sie recht, denn es war Most diesjähriger Kelterung aus Rieslingstrauben der Mosel gewesen. Mit diesen wenigen Fliegen denken nun auch wir zu überwintern und ihnen, so gut wir es können, durchzuhelfen. Dabei verlassen wir uns nicht am wenigsten auf den Ofen, der jetzt, nachdem er lange Zeit wenig beachtet wurde, wieder zu Ehren gekommen ist. Es geht ihm so wie dem englischen Soldaten, dem armen „Tommy“, der wenig Achtung genießt, wenn man ihn nicht braucht, auf einmal aber gefeiert wird, wenn Not an Mann ist und die Kanonen schreien; worüber in Rudyard Kiplings Dichtungen manches zu finden ist. Was nun den Ofen angeht, so beginnt für ihn, wie gesagt, die Zeit wieder, in der seine Leistungen, wenn er nur nicht raucht, allgemeine Anerkennung finden, besonders bei den in höheren Semestern stehenden

Leuten, die mehr zum Frösteln geneigt sind als die Jugend. Wenigstens heißt es ja: „Ofen, Bett und Kanne, Sind gut dem alten Manne“, wozu ein etwas boshafter Mensch die Worte gefügt hat: „Doch hüt' er sich vor einer jungen Hanne!“ Nun, auch die jungen Hannen und Hänse, oder wie sie sonst heißen mögen, sind dem Ofen nicht abhold, wenn sie mit roten Wangen von draußen kommen. Es gibt aber in Berlin Öfen von sehr verschiedener Beschaffenheit, von dem einfachen eisernen bis zu dem ganz raffinierten Füll-, Regulier- oder Dauerbrandofen. Von dem einfachen eisernen will ich gar nicht reden, denn er ist wie ein falscher Freund. Zuerst ist er so heiß, daß man sich die Hände an ihm verbrennen kann, aber nicht lange dauert es, dann ist er eiskalt, und man kann sich wieder an ihm die Finger verbrennen, denn auch der Frost brennt. Abgesehen von dem eisernen, gibt es auch sonst in Berlin Öfen, die viel zu wünschen übrig lassen. Als der unangenehmste erschien mir in einer der sieben Wohnungen, die ich nacheinander bezogen habe, der Ofen, der zugleich Kamin war. Er war keins von beiden, als Kamin erbärmlich, als Ofen hilflos. Er war ganz auf Schein gebaut, ein Prunkstück ohne jeden realen Wert. Wir nannten ihn den Vielfraß. Zwanzig, dreißig, vierzig und mehr Bricketts konnte man ihm in den Rachen werfen, ohne daß er selbst warm wurde oder das Zimmer erwärmte. Er war so wenig satt zu machen, wie ein habgieriger Mensch. Da lobe ich mir doch den einfachen Kachel-

ofen, wie er im allgemeinen noch in den Berliner Wohnungen anzutreffen ist, der bescheiden auftritt und nachhaltig wärmt. Etwas modernisiert hat er sich allerdings, und ihm fehlt einiges, was er in der mit der Zeit altmodisch gewordenen Form besaß. Ein solcher alter Rachelofen steht in meiner Erinnerung. Als Kind hatte ich mir an ihm ein kleines Treibhaus angelegt, in dem ich im Winter Maiglöckchen zum Blühen brachte. Dazu genügt nämlich die gewöhnliche Zimmerwärme nicht, man muß die Pflanzen oder Keime dicht an den Ofen stellen, der dauernd warm bleibt. Die Keime verschaffte ich mir aus dem elterlichen Garten, wo ich sie ausgrub. Dieser alte Ofen hatte noch etwas, das dem modernen Berliner Rachelofen fehlt: eine „Röhre“, wie es bei uns heißt, die vorzugsweise zum Äpfelbraten benutzt wurde. Schade, daß die Berliner Ofen nur noch selten eine solche Vorrichtung haben. Gerade in diesem Jahr, da die Äpfel so gut geraten und so billig sind, ist das sehr zu bedauern. Ich benutzte die Röhre auch, um darin Hyazinthen und andere Blumen, die man im Winter bekommt, unter Anwendung stärkeren Drucks, der mittels Zigarrenkistendeckeln und Bindfaden hergestellt wurde, rasch zu trocknen, wobei sie ihre Farbe behielten. Auch sonst erwies sich die Ofenröhre als nützlich. Um die Johanniszeit kaufte die Hausfrau auf dem Markt Rosen, Nelken und Lavendel, um dies Dreierlei mit Salz in Steintöpfen einzumachen. Das hieß Potpourri und wurde zur Winterszeit in die Ofen-

röhre gestreut. Wenn es dann durch die Wärme trocken wurde, verbreitete sich im Zimmer ein Duft, in dem der ganze Sommer war: Nelken, Lavendel und Rosen.

88

Ein guter Herbst

Berlin hat in diesem Jahr einen guten Herbst, Herbst in dem Sinne genommen, wie man am Rhein und an der Mosel von einem Herbst spricht. Die Weinernte fällt in Berlin diesmal gut aus, wenigstens was die Qualität betrifft. Die Trauben sind ungewöhnlich früh reif geworden, schon zu Anfang dieses Monats konnten solche vom Spalier geschnitten werden, und dabei sind sie sehr süß, dünnchalig und saftig. Am besten zum Essen sind ohne Zweifel die Trauben, die bei uns im Norden gewachsen sind, wenn der Sommer gut war. Von einigen Weinbauern Berlins wird darüber geklagt, daß es diesmal nur wenig Trauben gäbe, und verdienen kann man es ihnen nicht, wenn sie nicht sehr geneigt sind, den geringen Ertrag ihrer Weinstöcke noch mit andern zu teilen. Die Schwarzdrossel oder Amsel aber, die in den Gärten von Berlin W. viel verkehrt, hat seit kurzem herausbekommen, daß die Trauben reif sind, und ist nun stark hinter ihnen her. Etwas von dem Erntegut, meine ich, kommt ihr zu. Sie hat

im Frühjahr den Besitzern der Gärten, in denen sie ihre Wohnung aufzuschlagen so gütig war, so viel Vergnügen bereitet, daß sie jetzt wohl auf ein paar Beeren Anspruch machen kann. Man ist denn auch hie und da mit ihr übereingekommen, daß sie die zehnte Beere für sich nehmen soll, und das halte ich für gerecht. Da die Amsel aber, wie die meisten guten Sängerinnen, eine schlechte Rechnerin ist, so verzählt sie sich leicht und nimmt mehr, als ihr vertragsmäßig gehört. Aus diesem Grunde hat man sich in den meisten Willen des Westens dafür entschieden, jetzt schon die Lese vorzunehmen. Man hat ja auch keinen Grund, die Edel säule abzuwarten, da man diesmal nicht willens ist zu kelttern. Einmal ist das Quantum Trauben, das zur Lese kommt, nur unbedeutend, dann aber haben die Kelterungsversuche, die man vor Jahren in der Buchenstraße angestellt hat, entschieden abschreckend gewirkt. Gerade in der Buchenstraße gibt es sehr gute Lagen, und es war auch kein schlechter Sommer gewesen, dennoch mußte man sich eingestehen, daß der dort gewonnene Wein ein Getränk war, wie man es keinem guten Freunde vorsetzt, sondern höchstens — wenn man dazu nicht zu christlich gesinnt ist — einem lästigen Besucher, den man rasch los werden will. In diesem Fall hat man dann noch die Genugtuung, ihn, während er plötzlich nach seinem Gut greift, die sonderbarsten Gesichter schneiden zu sehen, Gesichter, die wert sind mittels der Augenblicksphotographie festgehalten zu werden.

Die Umfrage

Für vielbeschäftigte Leute, deren es auch in der Reichshauptstadt neben den Rentiers eine ganze Menge gibt, nimmt die sogenannte „Umfrage“ immer mehr den Charakter einer wahren Geißel an. Während man nichts Böses ahnend dasitzt, kommt plötzlich, von einer stoffbedürftigen Zeitung oder von einem spekulativen Buchhändler gestellt, die Umfrage an. Manchmal ist es eine einfache Frage, manchmal spaltet sie sich in so viele Unterfragen, daß der Fragebogen an das bekannte und gefürchtete Steuer-Einschätzungs-Formular erinnert. Nun soll man im Umsehen über eine schwierige Materie seine Meinung äußern, und dem läßt sich nicht so leicht entgehen, wie es bei ähnlichen Überfällen im geselligen Leben möglich ist. Wenn man bei einem Festmahl plötzlich — ich will sagen, beim Steinbutt — von seiner schönen Nachbarin gefragt wird: „Wie denken Sie über die Frauenfrage?“ dann stellt man sich zunächst so, als wäre einem eine Gräte im Halse stecken geblieben — was ja auch beim Steinbutt vorkommen kann, wenn er auch nicht so vielgrätig ist wie der gemeine Blei oder Brassen. Während man alsdann anscheinend daran arbeitet, die Gräte los zu werden, besinnt man sich auf eine passende Antwort und sagt zuletzt etwa folgendes: „Die Frauenfrage kann von vielen Gesichtspunkten

aus betrachtet werden, welcher davon mir als der richtigste erscheint, kann ich im Augenblick nicht sagen, werde Ihnen aber, verehrte Dame, in wenigen Tagen auf einer Postkarte darüber Nachricht geben.“ So ist das schwierige Thema vorläufig abgeschnitten, und es hindert nichts daran, daß man auf das Wetter zurückkommt. Von der Umfrage kommt man so leicht nicht los. Man könnte sie ja ohne weiteres in den Papierkorb werfen, dann sagt aber die liebe Eitelkeit: „Weißt du nicht, daß die Antworten gedruckt und veröffentlicht werden? Liegt dir gar nichts daran, von der staunenden Menge mit zu den ‚hervorragendsten Geistern deutscher Zunge‘ gerechnet zu werden?“ Natürlich liegt einem etwas daran. Also fängt man an über eine Antwort nachzugrübeln und verliert darüber ein gut Teil Lebensfreude. Beim Arbeiten, beim Essen, während man rasiert wird, und wenn man des Nachts aufwacht, immer geht einem die Frage durch den Kopf: „Wie denke ich über die Todesstrafe?“ oder auch „Will ich nach meinem Tode begraben oder verbrannt werden?“ Indem man hin und her schwankt und im Zweifel ist, wie man antworten soll, kommt man endlich auf den an sich ganz guten Gedanken, die Fragen der Familie zur Entscheidung vorzulegen. Die erste Frage wird beim Kaffee besprochen, und es kommt zur Abstimmung darüber. Drei Stimmen sind für, drei gegen die Todesstrafe, also bleibt die Sache unentschieden. Die Besprechung der zweiten Frage wird von der Familie, die doch gerade dabei ein Wort

mitzureden hätte, rundweg abgelehnt als „zu graulich“. Nun ist man so weit, wie man war. Ja, wenn eine einfache kurze Antwort genügte! Aber die Antwort soll auch begründet werden, sie soll auch in eine gefällige Form gekleidet, sie soll auch geistreich sein. Ach, und je mehr Mühe man sich gibt, geistreich zu sein, um so weniger leicht gelingt es. Endlich schreibt man in heller Verzweiflung etwas hin, das weder übermäßig gehauen, noch hervorragend gestochen ist, und wenn man es abgeschickt hat, beschleicht einen etwas von dem Gefühl, das die Perser „Bidadmag buben“ nennen. Dieses Gefühl ist selten unberechtigt. Wenn die bessere Gehälfte nachher mit ihrem schlichten gesunden Menschenverstande die gedruckten Antworten mustert, sagt sie wohl, ein wenig schalkhaft lächelnd, zu dem „berühmten“ Mann: „Du, hör' mal, so sehr besonders finde ich das nicht, was du da geschrieben hast.“ Dann kann er sagen: „Aber lies doch die anderen Sachen, die sind auch nur so so und manche sogar nicht einmal so gut wie meine.“ Und damit wird er gewöhnlich recht haben. Nein, ich glaube nicht, daß durch solcherlei Beantwortung schwieriger Fragen, zumal diese Beantwortung fast immer von demselben Kreise „hervorragendster Geister deutscher Zunge“ ausgeht, großer Nutzen gestiftet wird. Darum bin ich dafür, vorläufig nur noch eine Umfrage herumgehen zu lassen, die lauten soll: „Wie denken Sie über Umfragen?“ Wie ich selbst darüber denke, habe ich eben schon geäußert.

Im abnehmenden Licht

Immer kürzer werden die Tage, und immer mehr kommt Berlin in die Zeit der Tanzlustbarkeiten hinein, die der Hausmutter so viel zu sorgen und zu schaffen macht. Auch bei solchen Veranstaltungen hat sie ja fast die gesamte Arbeitslast zu tragen. Der Hausvater hat eigentlich nur seine Einwilligung zu dem Ganzen zu geben. Natürlich erteilt er sie gern, wenn er sie auch, um sie wertvoller erscheinen zu lassen, nur nach einigem Zögern erteilt. Wird ihm auch noch die Liste der Einzuladenden zur Genehmigung vorgelegt, so geschieht das im Grunde nur des Scheines wegen, damit er sich einbilde, auch darin etwas zu sagen zu haben, was in Wirklichkeit nicht der Fall ist. Wird, was bei der großen Beschränktheit der Berliner Wohnungsverhältnisse gewöhnlich geschieht, sein Arbeitszimmer mit in das Vergnügungsgelände hineingezogen, so hat er auch darin einzuwilligen. Das tut er erst nach heftigem Sträuben, während er die größte Freude darüber bezeigen sollte. Denn das Hergeben seines Zimmers bei solchen Gelegenheiten ist sehr nützlich für ihn und wirkt erziehlich auf ihn ein, weil er dadurch genötigt wird, einmal etwas Ordnung zu schaffen, die umherliegenden Bücher an ihren Platz zu stellen, sich der vielen Tintenflecke, mit denen er den Fußboden verziert hat, zu schämen

und es schweigend zu dulden, daß selbst auf seinem Schreibpult, das er sonst als „Kosintangere“ oder „Tabu“ angesehen wissen will, von weiblicher Hand Staub gewischt wird. Am Tanzabend selbst hat der Hausvater im ganzen nicht mehr zu tun, als Flaschen aufzuziehen und die Honneurs zu machen, wie er es nennt. Besitzt er die Eitelkeit, in seinen hohen Semestern noch das Tanzbein schwingen zu wollen, so wird er vielleicht von einem der jüngsten Mädchen aus Mitleid bei einer Rotillon-tour zum Tänzer gewählt — wenn überhaupt Rotillon getanzet wird. Dieser Tanz ist in Berlin in neuerer Zeit etwas in Vergessenheit geraten, während er sich in der Provinz in voller Beliebtheit erhalten hat. Er sollte aber auch bei den Hauptstädtern in Mode bleiben, denn er ist ein lustiger Tanz, weil er zu allerhand Mummenschanz Anlaß gibt. Zum Mummenschanz aber ist auch unser deutscher Norden gar nicht so wenig veranlagt, wie häufig behauptet wird, und besonders unsere Jugend hat an Verkleidungen aller Art das größte Vergnügen. Nur können wir uns nicht öffentlich, „offiziell“ möchte ich sagen, närrisch geberden, und den rheinischen Karneval können wir nicht nachahmen, weil uns dazu weit mehr als der leichte Sinn, den sehr viele von uns auch besitzen, das leichte, anregende Getränk fehlt. Eine Art Karneval aber wird aufgeführt beim Rotillon, wo die muntere Jugend regiert. Ein Verzeichniß von Rotillonbedarfsartikeln erscheint alljährlich beim „Blumenschmidt“ in Erfurt, es kann aber auch

manches, was dazu gehört, im Hause gearbeitet werden, und es ist unglaublich, wie geschickt weibliche Hände in der Anfertigung von dergleichen Dingen sind. Es entwickelt sich auf diesem Gebiet eine ordentliche Hausindustrie, und ich habe es selbst gesehen, wie aus Pappe und Silberpapier ein Fisch, den ich für einen Blei oder Brassen hielt, so natürlich zusammengeschnitten und geflebt wurde, daß man förmlich die einzelnen Schuppen zählen konnte. Ich hatte nur an ihm auszusagen, daß ihm eine Flosse fehlte, da aber kam ich schön an. Ob er nicht vielleicht auch intwendig noch Gräten und eine Leber haben sollte? Nein, so viel Naturtreue wäre nicht nötig, er sollte ja auch nicht ins Wasser gesetzt oder in Bier gekocht, sondern nur am Kronleuchter aufgehängt werden für die jungen Herren, die bei einer gewissen Tour seine Schuppen abzupflücken haben. Da fühlte ich mich geschlagen und sagte nichts mehr. Im übrigen stimme ich für den Rotillon. Er ist, abgesehen von dem, was ihn sonst empfiehlt, für nicht wenige Leute das einzige Mittel, zu einem Orden zu gelangen.

91

Berlin im Zeichen der Gans

Berlin steht im Zeichen der Gans, das macht sich um so mehr geltend, je näher wir dem Martinstage kommen. Überall wird dieser nützliche Vogel gepriesen

und gefeiert, wie es in einem Volksliede aus dem ersten Viertel des siebzehnten Jahrhunderts geschieht, als „die feiste Gans, die beste Gans, die frömmste Gans, die schönste Gans, die weiße Gans, die bunte Gans, die graue Gans, ja unsere Gans, die gute Gans, die liebe Gans, die Schnadergans, die Bladergans, die Mertensgans, der beste Vogel in der Schüssel“. Ja, „der beste Vogel in der Schüssel“, darauf geht es hinaus, das ist das dicke Ende, das nachkommt, darauf war es abgesehen bei der sorgsamten Hut, der guten Verpflegung und der liebevollen Behandlung den ganzen Sommer hindurch! Weil sie gut zu essen ist, deshalb überhäuft der Dichter — was sehr bezeichnend ist für die Falschheit der Dichter überhaupt — sie mit Ausdrücken der Zärtlichkeit. Das hat die gute Gans sich nicht träumen lassen, als sie noch auf dem Dorfanger unter den Gänseblümchen umherwatschelte, daß sie dazu bestimmt war, gebraten oder sauer eingekocht oder in Spießgans verwandelt zu werden. Nachdem sie eine frohe Jugendzeit auf dem Lande verlebt hat, ist sie dann in die Stadt gekommen, zu vielen Tausenden sogar in die Weltstadt, wo alles verdorben wird. In dem Vorort Rummelsburg, wo außer einer Besserungsanstalt wenig zu sehen ist, finden allherbstlich die großen Gänseversammlungen statt, in denen sie selbst zwar Stimme haben, aber nichts für sie Gedeihliches zu beschließen imstande sind. Von dort aus zerstreuen sie sich dann nach allen Richtungen hin, und auch im feinen Westen Berlins begegnet man

ab und zu um diese Zeit einem Wagen voller Gänse, die ein lautes Geschrei erheben. Das hört sich ganz anders an als das Geschrei der wilden Gänse. Das klingt zwar auch nicht gerade melodisch, aber es liegt doch darin etwas von der Freude am Leben und an der Freiheit. Aus dem Geschrei der zahmen Gänse aber, wenn sie durch die schönen Straßen von Berlin fahren, klingt es wie Vorahnung ihres traurigen Schicksales heraus. Was ist ihr Schicksal? Zunächst dieses: geschlachtet, ausgenommen und gefüllt zu werden. Womit werden sie gefüllt? Ach, in lieblosester Weise wird es manchmal erörtert, was an Stelle ihres guten Herzens und ihrer andern edlen ~~inneren~~ Organe zu treten hat. In Mecklenburg besteht die Füllung oder das „Ingedümsels“ aus Apfelfstückchen mit Rosinen vermengt, in meiner Heimat aus ganzen Borsdorfer Äpfelchen mit Anis; in Berlin wird Beifuß in das Schlachtopfer hineingesteckt. Zu solchem Zweck sammeln manche Berlinerinnen in der Sommerfrische das Kraut Beifuß ein, was mich manchmal mit Sorge erfüllt hat, weil mir der Gedanke kam, sie könnten sich vielleicht vergreifen und etwas ganz anderes als Beifuß nach Hause bringen. Aber gerade beim Beifuß ist eine Verwechslung mit schädlichen Kräutern nicht leicht möglich, wenn man nur dessen eingedenk bleibt, daß er in der neunzehnten Klasse des Linne'schen Systems steht, während die Tollkirsche sowohl als der Schierling der fünften Klasse angehören. Der Füllung folgt dann die weitere Zubereitung, über

die ich hier mich nicht zu äußern habe, weil ich kein Kochkünstler von Beruf bin. Das will ich nur noch sagen, daß meiner Meinung nach die Gans in vieler Beziehung allerdings „der beste Vogel in der Schüssel“ ist. Sie ist nicht allzu teuer, sie schmeckt gut, sie langt aus für eine nicht gar zu große Familie und sie liefert sehr schätzbaren Nebengewinn an Klein und Schmalz. Das klingt recht bürgerlich, aber ein bürgerlicher Braten ist die Gans auch, verglichen mit dem Fasan, der viel vornehmer erscheint, oder mit dem Auerhahn gar, der etwas von altem Adel an sich hat. Außer dem, was schon Gutes von der Gans gesagt ist, muß bemerkt werden, daß sie auch noch Nutzen bringt, wenn sie schon als Gerippe dasteht. Aus ihrem Brustbein kann die Witterung des kommenden Winters vorhergesagt werden. Je nachdem die Farbe des Brustbeins mehr ins Rote oder mehr ins Weiße fällt, wird der Winter milde oder strenge. Bis jetzt ist das, wie mir mitgeteilt wird, immer eingetroffen.

92

Die Weihnachtstannen

Thüringen in Berlin! Geht man vom Mollendorfplatz aus die Kleiststraße entlang in der Mitte der Baumallee, dann über den Wittenbergplatz und dann

weiter durch die Tauenzienstraße bis zur Kaiser Wilhelms-Gedächtniskirche, so kann man sich einbilden, eine kurze Wanderung durch den Thüringer Wald zu machen. Denn beständig fast geht man zwischen Nadelholz, das nicht sehr alt, aber schön gewachsen und durchaus frisch ist. Der Bestand ist gemischt aus Kottannen und Edeltannen, und an diesen beiden Arten wieder entdeckt man bei genauerem Zusehen allerhand anziehende Verschiedenheiten des Wachstums. Nichts ist vergnüglicher, als ein Stündchen im Sonnenschein, wie die vorige Woche ihn mit einer für diese Jahreszeit so ungewöhnlichen Freigebigkeit spendete, in diesem Nadelwaldrevier auf- und abzugehen. Wer sich aber an einem solchen Spaziergang noch erfreuen will, muß sich beeilen. Dieser auf die Straße gezauberte Tannenwald verschwindet wieder. Ein Baum nach dem andern wird weggeholt und in ein Haus des Westens von Berlin oder des Ostens von Charlottenburg hineingetragen, wo er unter Umständen noch mehrere Treppen zu ersteigen hat. Da erlebt er noch eine Glanzperiode am Weihnachtsabend, wenn er „angesteckt“ wird, dann streut er seine Nadeln auf den Parkett- oder gemeinen Fußboden aus, und es geht zu Ende mit ihm. Nach der Heimat kehrt keiner der vielen Tausende zurück. Wie gesagt, man kann jetzt in dieser Stadtgegend denken in den Thüringer Wald versetzt zu sein. Nur zweierlei fehlt: der Schnee, den wir im Winter gern auf den Tannenzweigen liegen sehen, und die Vogel-

welt, die im winterlichen Bergwalde zwar nicht sehr stark vertreten, aber doch vorhanden ist, und zwar in reizenden Formen. Was kann reizender sein, als ein Paar aus dem verschneiten Tannengrün hervorlugende Äuglein, zu denen ein ganz kleines Herz gehört? Indessen ganz an Vogelleben fehlt es auch dem Weihnachtsbaumwald in der Kleist- und Tauenzienstraße nicht. Kaum war er aufgebaut, so setzten sich auf seine Zweige die Sperlinge der umliegenden Stadtbezirke und sagten zueinander in ihrer arroganten Manier: „Das ist sehr nett, daß diese Bäume hier eingepflanzt sind, damit wir uns darauf setzen und bequem miteinander plaudern können. Übrigens waren uns das die Städte Berlin und Charlottenburg, für die wir soviel getan haben, längst schon schuldig.“

93

Für die Dienstmädchen

Es herrscht jetzt grimmige Winterkälte in Berlin, und sehr zu bedauern sind diejenigen, die keinen Platz da finden können, wo es warm ist. Das sind aber nicht nur die draußen umherirrenden Obdachlosen, sondern es gehört zu ihnen auch der größte Teil der sonst gar nicht so schlecht gestellten Berliner Dienstmädchen. Den schrecklichen Hängeböden der alten Zeit

hat ja die neuere Baukunst in Berlin ein Ende gemacht, aber die Dienstmädchen sind darum nicht besser dran. Das kleine Zimmer, das sie bekommen haben, ist auch in den mit allem Luxus der Neuzeit ausgestatteten Häusern des Westens von Berlin nicht zu heizen und hat nur ein einfaches, kein Doppelfenster. Wo sollen die armen Geschöpfe bleiben, wenn es sie friert? In der Küche mag es ja wohl leidlich warm sein, wenn da gekocht wird, ist aber das bißchen Feuer ausgemacht, so wird es auch da so kalt, daß die Schaben oder Schwaben, wie sie in Berlin heißen, fortwährend die Beine auf der Brust übereinander schlagen müssen, um sich zu erwärmen. Es ist unverständlich, daß die Baumeister, von denen die Pläne zu solchen Häusern gemacht sind, nicht daran gedacht haben, daß die Dienstmädchen, die doch auch zum Hause gehören, im Winter nicht erfrieren wollen. Den armen Vergessenen ist es nicht zu verdenken, wenn sie die bittersten Klagen darüber erheben, daß ihrer nicht gedacht worden ist. Wo sollen sie bleiben, wenn es so friert? Es muß natürlich Rat geschafft werden, aber Rat zu schaffen in einer solchen Lage, kann auch einer guten Herrschaft recht schwer fallen. Wenn in Amerika ein Dienstmädchen in ähnlicher Lage wäre, würde es sich am Abend einfach in das gute Zimmer der Herrschaft begeben und sich dort an den Tisch setzen, und keiner würde sich getrauen zu sagen: „Francis — oder wie sie sonst hieße — gehen Sie hinaus!“ Sondern

man würde ihr freundlich Platz machen und sie sogar fragen: „Wollen Sie auch die Lampe etwas näher haben?“ Ich schlage den Dienstmädchen in Berlin vor, die keinen warmen Raum haben, daß sie am Abend in die Berliner Stube gehen und sich dort an den runden Tisch setzen, um ihre Arbeit zu machen oder an den Schatz zu schreiben. Wenn das geschieht und, wie zu erwarten, geduldet wird, dürfte es auch nicht ausgeschlossen sein, daß sie sich an der Unterhaltung beteiligten und ihre Ansichten über politische, soziale und literarische Verhältnisse zum besten gäben. Bei Vorlesungen aus belletristischen Werken der Neuzeit müßte dann allerdings darauf Rücksicht genommen werden, daß sie noch unverdorben sind, und ganz besonders, wenn es sich um die Werke allermodernster Schriftstellerinnen handelte, eine strenge Auswahl und Sichtung stattfinden. Am Ende aber könnte das erziehlich wirken.

94

Die Schule der Geduld

Eine Schule der Geduld ist in den Tagen vor Weihnachten die Postexpedition. „Ich finde es ganz unverantwortlich von den Leuten, daß sie alle erst abends in der letzten Stunde mit ihren Sachen kommen“,

sagte mein Freund Müller zu mir, als wir uns gestern abend, beide mit Paketen belastet, fünfzehn Minuten vor Schalterluß auf dem Postamt 62 trafen, und ich stimmte ihm von ganzem Herzen bei. Und wenn sie wenigstens nur einpaketig kämen, da kommen sie aber aus den großen Geschäften mit Handwagen angefahren und bauen sich mit fünfzig und mehr großen Paketen oder Pappschachteln, die alle einzeln abgegeben werden müssen, vor dem Schalter an. Da steht man denn und lauert und verbringt damit eine Zeit, während welcher man ein paar Glas Spaten trinken oder sonst etwas Nützliches anfangen könnte. Während nun der Mann aus dem großen Geschäft seine siebenundfünfzig Schachteln hineinreicht, langsam eine nach der andern, sammeln sich immer mehr Dienstmädchen vor dem Schalter an. Die sind immer geduldig, denn sie haben nichts zu versäumen, wie sie wenigstens sich einbilden, und außerdem unterhalten sie sich auf der Post so gut mit gebildeten Hausknechten und muntern Offiziersburschen. Wer nicht zu diesen gehört, dem gewährt es einige Unterhaltung, die Pakete zu mustern, die von den fleißigen Mädchen herangeschleppt werden, sich vorzustellen, was sie wohl enthalten mögen, und Betrachtungen über die Art der Verpackung anzustellen. Lieber Himmel, mit welchem Leichtfinn, mit welchem Mangel an Sachkenntnis werden oft die Pakete gemacht! Wie wenige verstehen es, etwas hübsch und sauber einzupacken! Weshalb wird nicht auf den Schulen

Unterricht in der Paketpackerei gegeben? Ich halte einige Fertigkeiten in dieser Kunst für nützlicher als die Kenntniss der höchsten Berge Afghaniſtans und aller Nebenflüsse des Kongo. Da kommt ein hübsches Dienſtmädchen mit einem Paket an, welches ſo ſtillos und lieblos, ſo ganz gegen alle Regeln der Kunst gemacht iſt, daß es einen Stein erbarmen könnte. Der Beamte am Schalter betrachtet ſich das Unding, ſchüttelt den Kopf und ſagt, indem er die Bringerin ins Auge faßt: „Was iſt denn das? Soll das eine Verpackung ſein? Nein, das iſt überhaupt gar keine Verpackung.“ Er will recht ernſt und böſe ausſehen, aber die Maid lächelt ihn ſo hold an, daß ſein Born ſchmilzt, wie Schnee in der Märzſonne, und er unwillkürlich auch lächeln muß. Und mit den Worten: „Na, weil's Weihnachten iſt!“ legt er das mißratene Paket auf die Wage. Vor den Schaltern, wo die Paketkarten abgegeben werden, wird Queue gemacht. Rechts wird angetreten und links abgegangen, das iſt die Vorſchrift. Manche aber lehnen ſich nicht daran und ſuchen die Reihe zu durchbrechen. Zuweilen glückt ihnen das, aber nicht immer. Es iſt mitunter ein ſtarker und rechtliebender Mann aus dem Volk da, der ſtrenge auf Ordnung hält. Den ſehe ich, wie er einen kleinen und dünnen Handlungsgehilfen, der ſich liſtig zwischen zwei Damen hindurch an den Schalter gedrängt hat, mit kräftiger Hand heraushebt und ihn, ohne ein Wort zu ſagen, hinter den letzten Mann in der Reihe ſtellt.

Da steht nun der gemäßregelte Wicht, der gegen den starken Ordnungstifter nicht anzukratzen wagt, um einen gelinden Ausdruck zu gebrauchen, wie ein begoffener Budel. Ein Murren des Beifalls geht durch die ganze Postexpedition, der brave Mann aber, der die Heldentat vollbrachte, stellt sich ruhig wieder, als wäre gar nichts Besonderes geschehen, auf den Platz, den er vorher innegehabt. Die Pulte, die dem Publikum zum Schreiben eingeräumt sind, findet man auch fast immer besetzt. Jetzt steht da eine Kieze oder Kiste, die langsam eine Postanweisung beschreibt, während hinter ihr mehrere andere schon darauf warten, daß sie fertig wird, um dann ihren Platz einzunehmen. Es dauert aber sehr lange mit ihrem Schreiben. Sie malt mehr, als sie schreibt, und nach jedem Buchstaben, den sie glücklich hinter sich gebracht hat, macht sie eine längere Pause. Endlich ist das große Werk vollendet, und sie begibt sich damit zum Schalter. „Nanu!“ ruft der Beamte aus, wie er die Postanweisung sieht. Arme Kieze! Auf den Platz für das Geld hat sie „An den Gefreiten Gotthilf Schulze“ hingeschrieben, und wo Gotthilf Schulze stehen soll, hat sie „drei Mark“ hingesezt. Ein Glück, daß die Marke erst eben aufgeklebt und noch feucht ist. Der Beamte pellt sie ihr ab, damit sie auf eine neue Anweisung geklebt werde. Daß er so geduldig und liebenswürdig auch in dieser Zeit ist, verdient alle Anerkennung.

Spiritismus in Berlin

Der Spiritismus spielt in der vornehmen Gesellschaft Berlins keine kleine Rolle. Häufig hört man von „Séancen“, in denen Geister erscheinen, um entweder durch die sogenannten Medien oder mittels der Klopfsprache, in der sich die Insassen der Gefängnisse des Nachts unterhalten, sich über irgend etwas zu äußern, und zwar fast regelmäßig in sehr wenig geistreicher Weise. Denn es ist ein unumstößliches Gesetz, daß die Geister, die zitiert werden, stets auf dem geistigen Niveau derer stehen, die sie zitieren. Auch bei den Spiritisten — und darin liegt der Schlüssel zum Ganzen — geht es nie darüber hinaus. Nun habe ich von jeher viel Interesse für das Gespensterwesen gehabt, aber schon als Kind nicht an Gespenster geglaubt. Das tut mir leid, denn für einen, der dem Spiritismus als Skeptiker oder gar als Ungläubiger gegenübersteht, ist es sehr schwer, in die „Séancen“ hineinzukommen. Die Spiritisten mögen ihn nicht und die Geister auch nicht. Wenn sie nur wittern, daß so ein Rezer im Saal ist, sind sie imstande, nicht zu kommen, sondern ruhig in ihrer vierten Dimension zu bleiben, obgleich es daselbst über alle Maßen langweilig sein soll. Also bin ich nicht in solchen Sitzungen zugegen gewesen, habe aber manches daraus erfahren und habe auch „Apporten“ gesehen.

„Apporten“ werden Gegenstände genannt, die anscheinend aus der Luft fallen, in der Tat aber durch Geister, die unsichtbar sind und durch Wände hindurchgehen können, überbracht werden. Die Geister sind nämlich unsichtbar, solange sie sich nicht „materialisieren“. Tun sie das letztere, so werden sie Gespenster genannt, sind dann ziemlich durchsichtig, aber doch gut zu sehen und können sogar photographisch aufgenommen werden. Doch ich kehre zurück zu den Apporten. In der Regel sind es Blumen, Früchte oder Gemüse, manchmal auch andere Dinge. Was ich davon gesehen habe, bestand in abgeschnittenen Blumen, die der Saison entsprachen und aus einem Stückchen florartigen Stoffes, das auf Gerson oder Wertheim hinwies. Nun knüpft sich an die Apporten eine Rechtsfrage. Sie lautet: Woher kommen diese Sachen? Die Geister können sie nicht aus dem Nichts herborzaubern, sie geben vielmehr zu, daß sie alle diese Gegenstände, mit denen sie werfen, als da sind Zeugproben, Blumen, Apfelsinen, Gurken, Bruden und Schinkenknochen, anderswo verschwinden lassen, d. h. einfach mausen. Um darüber ins Klare zu kommen, fragte ich die Besitzerin eines Grünframs: „Haben Sie schon bemerkt, daß Petersilienwurzeln, Kartoffeln oder Zwiebeln vor Ihren sehenden Augen plötzlich verschwunden sind? Es liegt dann nämlich der Verdacht vor, daß unsichtbare Geister diese Sachen weggetragen haben.“ — „Ne“, erwiderte sie, „so was ist hier nicht. Wenn hier was weggetragen wird, so tun das dienende Geister,

die mit'n Marktkorb oder mit'n Ketz kommen." Ich wollte noch wegen der Gespenster fragen, aber sie sah mich mit einem Blick an, der mich veranlaßte, mich schleunigst zu empfehlen. Im Hinausgehen hörte ich noch, wie sie zu der Köchin von nebenan etwas sagte, wovon ich nur das eine Wort „Dalldorf“ deutlich verstand. Das war aber nur eine Grünframhandlung, und in andern ist doch vielleicht manches vorgekommen, was nicht mit rechten Dingen zunging. Ich mochte nur nicht weiter nachforschen. Jedenfalls bleibt die Frage bestehen: Sind die Geister berechtigt, sich solche Gegenstände, wie sie oben genannt sind, ohne Bezahlung anzueignen? Diese Frage zu beantworten, ist sehr schwer, denn Geister haben kein Geld, und wenn sie das zum Bezahlen nötige Geld irgendwo wegnehmen, liegt auch wieder ein offenkundiges Vergehen gegen das Strafgesetzbuch vor. Weiter muß gefragt werden: Sind diejenigen, denen solcherlei Gegenstände durch Geister gratis überliefert werden, berechtigt, sie zu behalten? Nein! muß entschieden die Antwort darauf lauten, vielmehr sind sie verpflichtet, dergleichen aus der Luft kommende Gegenstände sofort auf dem nächsten Fund- oder Polizeibureau abzuliefern. Das ist meine Meinung. Und dann muß ich noch sagen, daß mir die Geister überaus töricht zu handeln scheinen. Was hat es für einen Sinn, auf wohlhabende Leute im Westen Berlins Blumen oder Apfelsinen oder Gurken regnen zu lassen? Sie könnten die Sache viel feiner dechselfeln. Wenn sie z. B. einem

reichen Gefen, der sich eben eine hervorragend feine Savannah anzündet, diese ganz sacht fortnehmen und stecken sie einem armen herumlungern den Strolch in den Mund — durchaus ehrlich wäre das ja nicht gehandelt, aber doch zu entschuldigen. Oder wenn sie einem schlemmenden Gründer eine mit Äpfeln und Rosinen gefüllte Bratgans oder eine schön gespickte braune Kalbkeule vor der Nase verschwinden lassen und setzen sie leise einem armen Dichter, der eben beim Versmachen eingenickt sein müßte, in seiner Dachstube auf den Arbeitstisch — vom rechtlichen Standpunkt aus wäre das ja nicht ganz zu billigen, aber etwas Versöhnendes läge doch darin. Nun höre ich einen sagen: „Gibt es solche Poeten noch, die in ärmlichen Dachstuben die Leier schlagen? Wenn sich heutzutage ein Dichter photographieren läßt, so erblickt man ihn in seinem Arbeitszimmer, das mit allem Luxus der Neuzeit ausgestattet ist. Und das Pendant dazu, das ihn ‚im Kreise seiner Familie‘ darstellt, beweist, daß auch ‚in der guten Stube‘ Wohlstand herrscht.“ Nun, wie es sich damit verhält, will ich unentschieden lassen, ich möchte zum Schluß nur noch sagen, daß ich für den Spiritismus, der jetzt in vornehmen Kreisen modisch geworden ist, nicht allzuviel übrig habe. Für uns alle hat ja das Wunderbare einen großen Reiz, aber finden wir denn nicht genug daran im Anschauen der Natur? Die hat der Wunder so viele, zumal im Frühling.

Die Volkszählung

Die Volkszählung stellt an den Berliner Hausvater keine ganz leichte Anforderung. Die Zahl seiner Lieben zwar weiß er gewöhnlich auswendig und ihre Religion kennt er auch, das Alter jedes einzelnen Familiengliedes aber pflegt er nicht genau im Kopf zu haben. Er muß sie, wenn er ihre Standesamtspapiere nicht zur Hand hat, einzeln vorrufen und verhören. Dabei werden ihm Vorwürfe gemacht, weil man der Ansicht ist, er müsse doch eigentlich um ihre Geburtstage Bescheid wissen. Dann kommen die Dienstmädchen an die Reihe, die bei solcher Gelegenheit auch mitzählen und mitgezählt werden müssen. Der Hausvater muß sich wieder schämen, weil er keine Ahnung von ihren Zunamen hat. Er kennt sie nur als Helene und Else, kann aber nicht ganz bestimmt sagen, welche von ihnen Helene und welche Else ist. Sie nach ihrem Alter zu fragen, ist ihm peinlich, er überwindet aber seine Verlegenheit, indem er sich sagt: der Staat verlangt es — und das sagt er auch den Mädchen. Im übrigen entschuldigt er seine Unwissenheit vor sich selbst damit, daß die Mädchen ja jedes Vierteljahr wechseln, und daß er, wenn keine Volkszählung stattfindet, auch keinen Anlaß hat, die Frage „Wer und woher?“ an sie zu richten.

Am meisten Pein aber verursacht ihm die Zähl-

karte K. Eine Unmasse von Fragen werden auf dieser Karte an ihn gerichtet, verschiedene darunter, die zu beantworten ihm schwer fällt, weil er nicht die nötige Ortskenntnis besitzt. Er muß die ganze Wohnung durchgehen, um sich, gründlich und gewissenhaft wie er ist, davon zu überzeugen, wieviel Räume sie eigentlich besitzt und wie diese beschaffen sind. Sein Auftreten in der Küche erregt Verwunderung, sein Verlangen, in die Speisekammer hineinzublicken, sogar Kopfschütteln. Er zählt die Zimmer, er zählt in jedem Zimmer die Fenster, wobei ihm auffällt, daß das größte aller Zimmer, die Berliner Stube, zu den einfenstrigen gerechnet werden muß. In der „guten“ Stube machen ihm die beiden schmalen Seitenfenster, die der Erker neben den beiden Hauptfenstern besitzt, Bedenken. Sollen sie mitgezählt werden? Er zählt sie nicht mit, nachher aber beunruhigt es ihn doch, ob er sich nicht einer Unterschlagung von Fenstern schuldig gemacht habe. Desgleichen erregt die Frage nach dem Vorhandensein einer Werkstätte Zweifel bei ihm. Bei manchen Berufsarten kann es ja doch zweifelhaft sein, ob von einer Werkstätte zu reden ist, bei der Hauberei z. B. und bei der Dichtkunst. Viele und darunter recht schwer zu beantwortende Fragen werden, wie gesagt, auf der Karte K gestellt; ist man aber durch damit, so muß man doch sagen, es konnten ihrer noch viel mehr sein. Die Statistik fragt u. a. nach der Küche und der Speisekammer, nicht aber nach dem Keller, der doch mindestens ebenso wichtig ist. Ich

vermisse ferner die Frage: Ist ein Balkon am Hause? Werden auf dem Balkon Pflanzen, einjährige, perennierende, Phanerogamen, Kryptogamen (das Zutreffende ist zu unterstreichen) gezogen? Und wieviel andere Fragen wären noch zu stellen, z. B.: Ist Schwamm im Hause? Ist der Hauswirt gutartig oder nicht? Kriecht viel an den Wänden herum? U. s. w. u. s. w.

97

Vom Weihnachtsmarkt

Endlich einmal gibt es kalte Weihnachten — vorausgesetzt, daß es so bleibt, wie es ist. Wenn nun noch etwas frischer Schnee fällt, was des Nachts geschehen kann, und bei Tage die Sonne hervorkommt, so ist es das richtige Weihnachtswetter der guten alten Zeit, wie wir es schon lange nicht gehabt haben. Es ist doch hübsch, einmal wieder die Ananthusblätter und die anderen reizenden und bizarren Gebilde, die zu der Flora des Winters gehören, an den Fenstern zu sehen, durch die befrorenen Scheiben gegen die Außenwelt abgesperrt zu sein und den Schnee unter den Rädern knirschen zu hören. Aber freilich, die Kälte tut auch weh. Daran sollen diejenigen denken, die in behaglicher Wärme sitzen. Wollene Handschuhe sind ein sehr passendes Weihnachtsgeschenk für Menschen, denen die Hände frieren, und

auch Bratäpfel sind gut zum Erwärmen der Hände. Etwas Ordentliches zu essen zu haben, wirkt auch erwärmend. Daran sollen diejenigen denken, deren Tisch zum Fest reich gedeckt ist, für die die vielen Hasen in den Gestellen vor den Läden der Wildhändler hängen, und die ganzen Rehe und die Fasanen. O, daß die Liebe den Weg fände zu der Armut nicht nur, die auf der Straße steht und bittet, sondern zu der auch, die sich schüchtern verbirgt. Und nur nicht zu wenig geben! Es muß berücksichtigt werden, daß die Armut nicht nur für sich selbst etwas haben möchte, sondern, wenn möglich, auch noch etwas zum Verschenken. Es ist ja gute Zeit im Lande, wie es heißt, aber keine wohlfeile, und Armut gibt es genug trotz der guten Zeit. Ja, die großen Geschäfte, die heimsen um Weihnachten ihre sichere Ernte ein, aber unter den kleinen Geschäften sind manche recht wenig lohnend. Als ich neulich in die zweite Markthalle an der Friedrichs- und Lindenstraße kam, um einen Posten Mistelzweige einzukaufen, da standen im Eingang der Markthalle sechs weibliche Wesen, nicht wie es in dem alten Landsknechtsliede heißt:

„Sechs schöne Fräulein zarte,
Auf jeglicher Seite drei“,

sondern drei zwar auf jeder Seite, aber nicht zarte und schöne Fräulein, sondern arme alte Zitronenfrauen. Jede von ihnen hielt zwischen den verflamten Fingern

der einen Hand zwei Zitronen den Aus- und Eingehenden entgegen und sagte dazu unaufhörlich: „Schöne Zitronen, zwei für zehn Pfennig!“ Was für eine Konkurrenz in einem Geschäftszweige, der so schon nur schlecht rentieren kann. Die Weihnachtsbäume wurden diesmal ziemlich rasch weggekauft, und die Preise zogen zuletzt stark an. Am Sonnabend war der Baummarkt schon sehr abgesucht. Was schön ist und ansehnlich, das wird zuerst aus dem Markt genommen, das ist ja die alte Geschichte. So standen am Sonnabend um die Mittagszeit eigentlich nur solche Tannen noch da, die etwas schief gewachsen waren oder keinen richtigen Wipfel hatten oder sonst einiges zu wünschen übrig ließen. Von denen stieß eine die andere an und sagte: Die Geheimratstannen sind weg, es ist nichts recht Feines mehr da, ob sich für uns wohl noch ein Liebhaber finden wird? Ich glaube es kaum. — Ha, da kommt einer, der sieht so aus, als wenn er eine von uns mitnehmen wird. Dieser, der da kam, war ich, denn zu meinem Leidwesen war ich diesmal genötigt, mir einen Weihnachtsbaum zu kaufen. Eine Reihe von Jahren habe ich einen solchen bekommen von einem Freunde, der sich durch Handschlag anstatt Eides dazu verpflichtet hat, mir jedes Jahr, solange ich lebe, zu Weihnachten eine Edeltanne aus dem Thüringer Walde zu schicken. Für dieses Jahr hatte der Förster den Baum schon ausgesucht, als er ihn aber holen wollte, konnte er nicht zu ihm gelangen, so hoch lag der Schnee. Also bleibt

er stehen bis zum nächsten Jahr. Ich sehe ihn, wie er dasteht auf dem Berge, und bemerke auf einem seiner überschneiten Zweige einen kleinen Vogel aus dem Geschlecht der Meisen. Dieser kleine Vogel und ich, wir setzen beide ein gutes Vertrauen in die Zukunft und in das kommende Jahrhundert. Wir wissen aus alter Erfahrung, die bei mir noch einige Jahre weiter zurückreicht als bei ihm, daß auf kalte Weihnachten ein herrlicher Frühling und ein wundervoller Sommer zu folgen pflegt.

98

Der Weihnachtsbaum des Lebemannes

Der Weihnachtsbaum des Lebemannes, wie ich ihn mir vorstelle, ist eine Kiefer von zwanzig bis dreißig Jahren. Ein großer und starker Baum muß es sein, weil er viele und zum größten Teil nicht ganz leichte Sachen zu tragen hat. Darum wähle ich lieber die Kiefer; die Tanne, obgleich sie ja schöner aussieht, ist mir zu schwach in den Zweigen. Ich stelle mir aber den Weihnachtsbaum des Lebemannes vor, wenn ich vor einem der Schaufenster unserer Delikatessenzläden stehe, und behänge ihn in Gedanken mit all den guten Dingen, die da zu sehen sind. Viel vortreffliches Material zur Behängung des gedachten Baumes ist schon in dem Schaufenster ausgelegt oder draußen an-

gebracht, und was liegt erst alles auf den Tischen drinnen aufgestapelt! Durch die offene Thür sieht man den Besitzer des Geschäfts, wie er mit lächelnder Miene aus einem großen Faß Kaviar austellt und ihn dabei rühmt als schwach gesalzen und von unvergleichlicher Güte. Drinnen aber macht sich ein eigentümlicher fettgewürziger Duft bemerkbar, wie er ganz allein in Läden dieser Art zu finden ist. Jetzt suche ich mir die Sachen aus für den Weihnachtsbaum meines Lebmannes. Da gibt es böhmische Fasanen, Poularden von Le Mans, italienische Perlhühner, Waldschneppen und andere kostbare Küchenvögel, die, auf die Zweige des Baumes gesetzt, denselben in hohem Grade zieren. Größeres Wild, wie Rehe und Hasen, Hirsche und Schweine lassen sich unter dem Baum malerisch gruppieren. Den Hummern und Langusten weise ich auch wohl am besten dort unten ihren Platz an, weil sie auch in lebendem Zustande sich nicht auf Bäumen aufhalten. Sehr hübsch werden in dem Tannengrün sich fettglänzende Gänsebrüste ausnehmen, ebenso Würste, in Silberpapier gewickelt, und die verschiedenartigen köstlichen Käse in ihrer nicht weniger glänzenden Verpackung. Nicht zu vergessen sind die vielerlei Pasteten in den allerliebsten kleinen Terrinen und die zahllosen reizenden eingemachten Sachen. Trüffeln und Austern hängen in leichten Netzen aus Silberdraht von den Zweigen herab. Dann hänge ich noch in den Baum hinein einige Bündel von Dattelfrüchten, ein paar

Ananas und ein Duzend von den großen französischen Birnen. Soll ich auch noch Rosenkohl, frische Spargel und neue Radieschen zur Verzierung verwenden? Ich kann es tun, denn an alledem ist kein Mangel.

So ist der Baum aufgeputzt und fertig. Wird er nun aber wirklich auch dem, für den er bestimmt ist, Freude machen? Ganz gewiß ist das nicht. Man wünscht ja in der Jugend sich so vieles, an dem man im Alter, wenn man es haben kann, nicht mehr Gefallen findet. Wie oft wünschte ich es mir als Kind, einmal mehr als eine Apfelsine zu besitzen. Als ich es aber endlich so weit gebracht hatte, daß ich mir ein halbes Duzend dieser Südfrüchte kaufen konnte, da machte ich mir überhaupt nichts mehr aus ihnen. Ähnlich geht es vielleicht dem Lebemann, für den ich meinen Baum bestimmt habe. Er wünscht sich vielleicht, daß ganz andere Dinge an den Zweigen hängen, als ich ihm daran gehängt habe, etwa ein gesunder Magen oder ein ruhiger Schlaf oder ein heiteres Herz oder sonst etwas, das er für kein Geld sich kaufen und das ihm auch niemand schenken kann. Deshalb soll es keinen traurig machen, daß er seinen Weihnachtsbaum nur bescheiden ausschmücken kann. Äpfel, Pfefferkuchen und Nüsse tun es auch allein schon, wenn kleine Hände da sind und glänzende Augen und es sonst hell ist.

Nachweihnachtszeit

In der Gesellschaft, die in den Tagen nach der Weihnachtsbescherung in Berlin die tonangebende war, herrschte im allgemeinen eine sehr gute Stimmung, und wenn man sich mitunter im Ton vergriff, wie das ja bei den kleinen Klavieren, die aus freier Hand mit einem Hämmerchen geschlagen werden, so leicht vorkommt, oder wenn eine Fanfare nicht ganz richtig aus einer Trompete kleinsten Formats herauskam, so hatte man doch nicht das Gefühl, daß irgendwie gegen dasjenige, was im wahren Sinne des Wortes „der gute Ton“ zu nennen ist, verstoßen wurde. Selbst in Fällen, wo es im Streit um eine Pfeffernuß — um ein solches Objekt handelt es sich ja in den meisten Zivilprozessen — zu Tränen kam, war mit Aufopferung eines Schokoladenplätzchens der Friede wieder herzustellen. An Unfällen fehlte es natürlich nicht ganz. Wer daran zweifelt, der weiß eben nicht, wie die Puppen sind. Sie sind beinahe so unbesinnlich wie die Menschen, und das ist doch viel gesagt. Sie halten ihre Augen nicht offen, obgleich sie solche haben und in wohlhabenden Familien drehbare Augen sogar. Aber nein, sie bedienen sich ihrer nicht in der richtigen Weise. So fällt denn bald hier bald dort eine von ihnen irgendwo von irgend etwas herunter, und wenn das geschieht, so ist gewöhnlich

— nicht so oft aber wie in ähnlichem Fall bei den Menschen, denn sie sind im ganzen dauerhafter gebaut — etwas an ihr entzwei. So sehr schlimm ist das nicht, denn es gibt in allen Teilen der Stadt Puppenkliniken oder Unfallstationen für Puppen, in denen sogar herausgefallene Augen wieder ein- und abgefallene Köpfe wieder angefügt werden. So höre ich wenigstens von durchaus vertrauenswürdiger, also von weiblicher Seite, und muß es wohl glauben, wenn ich auch allen solchen Nachrichten gegenüber als alter Mediziner immer noch mich etwas skeptisch zu verhalten gewohnt bin. Aber freilich, was weiß ich davon? Keine Ahnung habe ich davon, was für Erfindungen auf chirurgischem Gebiet gemacht worden sind, seitdem ich in Göttingen Anatomie gehört habe. Mehr Unfälle noch als in der Puppenwelt kamen in der Tierwelt vor, und unter diesen sind besonders zahlreiche Weinbrüche zu verzeichnen. Solche begegneten Löwen und Tigern — Schlangen, denen man sie besonders gern gönnen möchte, natürlich nicht — in größter Zahl aber unschuldigen Schäfchen. Eine besondere Gemütserschütterung brachten aber gerade solche den Schäfchen zustoßende Unfälle nicht bei den mit ihnen Beschenkten hervor. Nachdem man vergeblich versucht hatte, die abgebrochenen Weinchen mit dem Klebemittel, das dem Menschen von der Natur in den Mund gegeben ist, wieder anzuleimen, wurden sie ohne großes Leidwesen und ohne Herbeirufung der Feuerwehr, da sie nicht mehr aufstellbar erschienen, dem

Mülleimer überwießen, aus dem sie in den Schäfchenhades gelangen, wo schon Hunderttausende von ihnen beisammen stehen und den Tönen der Hirtenflöte eines geisterhaften Menalkas lauschen. Lieber doch will ich solchen Bildern der Phantasie nicht weiter nachgehen, sondern nur dieses noch sagen. Von all den drei Glückstagen des Jahres, an denen keine Zeitung erscheint, ist der zweite Weihnachtsfeiertag entschieden der glücklichste. Es ist der Tag, an dem einmal wieder Freude, Zufriedenheit und Dankbarkeit beieinander sind. Das ist ja auch schon der Fall am heiligen Abend und am ersten Feiertage, aber so ungestört wie am zweiten Feiertag sind sie doch nicht beisammen. Hand auf's Herz! Wo kann man das sonst noch haben?

100

Silvester

Einen Blick in die Zukunft zu tun, bietet die Silvesternacht wieder einmal Gelegenheit. Natürlich ist diese Gelegenheit besonders erwünscht der Jugend, die von der Zukunft noch viel hofft und erwartet. Was aber die weibliche Jugend betrifft, so handelt es sich dabei im wesentlichen stets um den „kommenden Mann“ und um die Frage, ob er im neuen Jahr wohl kommen wird. Man kann das auf verschiedene Weise in der Silvesternacht herausbringen, im ganzen aber gibt es

doch nur wenige Mittel, die von alter Zeit her in Gebrauch sind. Man läßt immer noch mit Namen bezeichnete Rußschalen, in die man Wachslichtlein gestellt hat, in einer Waschküßel schwimmen, man wirft immer noch mit dem Schuh und gießt immer noch Zinn oder Blei. Neues ist kaum hinzugekommen im Lauf vieler Jahre. Neben der Frage, ob er wohl kommen wird, kommt aber auch als besonders wichtig diejenige in Betracht, was er wohl sein wird, und darüber gibt der Zinn- oder Bleiguß gewöhnlich den besten Aufschluß. Ein stabartiges Gebilde, das herauskommt, deutet auf einen Schulmeister, ein blumenartiges auf einen Gärtner hin. Wird etwas Sternähnliches gegossen, so ist ein Astronom oder Astrologe zu erwarten, etwas Krokodilähnliches stellt einen Afrikareisenden in Aussicht. Ein Dichter meldet sich an durch eine Leier aus Blei oder Zinn, kommt aber etwas zum Vorschein, das allenfalls an eine Flunder erinnert, so kann man sich auf einen Fischfänger oder Fischhändler oder auch auf einen Herrn namens Fischer gefaßt machen. Wo aber, wie bei den meisten Dienstmädchen, überhaupt nur auf das Militär gerechnet wird, spielt bei der Deutung der Gußstücke die Waffengattung eine große Rolle. Es kommt sehr häufig vor, daß, wenn das Schicksal in der Silvesternacht um den Zukünftigen befragt wird, man schon an einen Bestimmten denkt. Ob der es aber wirklich sein wird, auch wenn die Kardinalfrage, ob einer überhaupt anhalten werde, bejaht worden ist —

ob, wie gesagt, gerade der es sein wird, das erscheint immerhin zweifelhaft. Es kann vollständig anders hinter dem Vorhang disponiert worden sein. Es kann ein ganz anderer kommen als der, den man erwartet, und anderswoher. Vielleicht erwartet man ihn aus Brißwalf, und er kommt aus Neustadt an der Dosse. Vielleicht wähnt man ihn in der Nähe, und er kommt weither über die Berge oder gar über das Weltmeer. Selbst daß er von oben kommt und aus der Gondel eines Luftballons absteigt, darf in unserer Zeit nicht für ganz ausgeschlossen gelten.

So vergnüglich die Erforschung der Zukunft für die Jugend weiblichen Geschlechts ist, so wenig Reiz hat sie für ältere oder alte Männer. Was können solche am Ende sich noch wünschen oder von der Zukunft verlangen? Höchstens könnte es sich um einen Orden oder Titel, um ein Mandat, um ein Portefeuille, um eine weitere Million handeln. Und so unwesentlicher und belangloser Dinge wegen sollte man in der Silvesternacht Blei gießen oder sonstigen Zauber anstellen? Das wäre denn doch eine größere Torheit, als man dem Alter, dessen größte Zierde die Weisheit sein soll, gestatten kann. Besser schickt es sich für die Alten, in die Vergangenheit zurückzuschauen. Denjenigen aber, denen das kein Vergnügen macht, bleibt nichts übrig, als einfach ins Glas zu sehen und dabei zu sich selbst zu sagen: Je tiefer, je besser!

Inhalt

	Seite
Vormort	V
1. Nur für Herrschaften!	1
2. Beschäftigung auf der Stadtbahn	4
3. Die Berliner Kochfrau	8
4. Es lebe der Spielmann!	12
5. Aberglaube in Berlin	15
6. Die Rither im Hause	18
7. Etwas vom Staube	21
8. Der galante Schutzmann	24
9. Blumen zum Tanz	25
10. Kalte Tage	28
11. Der kleine Zigarrenladen	31
12. Der Klingelzug	34
13. Es wird gebaut	37
14. Das Fund-Bureau	40
15. Zwischen sieben und acht im Fleischwarengeschäft	43
16. Vor Ostern	47
17. Der Wirt im Hause	50
18. Erster Frühling	54
19. Die Krokuswiesen im Tiergarten	55
20. Der Auffagetag	58
21. Die Sonne kommt wieder	60
22. Der Mädchenwechsel	64
23. Unbesinnlichkeit auf den Bahnhöfen	66
24. Der Telegraphenbote	69
25. Die verlassene Eisbahn	72

	Seite
26. Farcierte Schnecken	75
—27. Frühlingsanfang	78
28. Weilchen	81
29. Die Osterhasen	83
30. Das Grasschweinchen	86
31. Maiblumen	88
32. Die Nachtigall ist da	89
33. Maienregen	92
34. Spaziergang am Kanal	93
35. Idyllisches	98
36. Ein Schulgarten in Berlin	100
37. Einsamkeit in und bei Berlin	103
38. Eine feuchte Wohnung	107
39. Berlin als Frühlingsfrische	108
40. Die Laubenkolonie	111
41. Wenn man hoch wohnt	115
42. Das große Loß	118
43. Das Roggenfeld	121
44. Die Schönen der Blumenhalle	122
45. Die wilden Enten	125
46. Die Schwarzdrossel	127
47. Johannisabend	130
48. Eis! Eis!	134
49. Dreierrechnung auf dem Markt	135
50. Feuernte in Berlin	138
51. Der Töpfer im Hause	140
52. Eine kleine Dase	143
53. Anfang der Sommerferien	145
54. Berlin aus der Entfernung	147
55. Das Lob Berlins	150
56. Rückkehr aus den Sommerfrischen	152
57. Die Sonnenblume	156
58. Die Drillinge	157

	Seite
59. Etwas vom Balkon	161
60. Weißes Heidekraut	163
61. Im Zoologischen Garten	165
62. Sommerfrische Berlin	169
63. Die Kanarienvogel-Ausstellung	172
64. Die Raizen-Ausstellung	176
65. Die erste Stubenfliege	179
66. Berlin, wenn's regnet	182
67. Die Gegend der vielen Brücken	184
68. Zweite Kastanienblüte	187
69. Berlin und Amerika	189
70. Solches Zeug!	193
71. Was ist Radau?	195
72. Weintrauben in Berlin	198
73. Der nahende Winter	201
74. Der erste Frost	205
75. Im Gerichtsgebäude	208
76. Droschkentutscher-Mittag	211
77. Die Wahlmannswahl	213
78. Der große Umzug	216
79. Bäre blank	220
80. Die Jagdzeit	222
81. Heimlich in Berlin	225
82. Trauung in einer Berliner Kirche	229
83. Wieder so einer!	232
84. Die Eibe am Großen Stern	235
85. Ob Treppensteigen gesund ist?	238
86. Es geht zu Ende	240
87. Es wird geheizt	243
88. Ein guter Herbst	247
89. Die Umfrage	249
90. Im abnehmenden Licht	252
91. Berlin im Zeichen der Gans	254

	Seite
92. Die Weihnachtstannen	257
93. Für die Dienstmädchen	259
94. Die Schule der Geduld	261
95. Spiritismus in Berlin	265
96. Die Volkszählung	269
97. Vom Weihnachtsmarkt	271
98. Der Weihnachtsbaum des Lebemannes	274
99. Nachweihnachtszeit	277
100. Silvester	279



Inhalt der Grote'schen Sammlung von Werken zeitgenössischer Schriftsteller

Otto Glagau, Friß Reuter und seine Dichtungen. Neue, umgearbeitete Auflage mit Illustrationen. Geb. 4 M.

Julius Wolff, Till Eulenspiegel redibivus. Ein Schelmenlied. Mit Illustrationen. Fünfundzwanzigstes Tausend. Geb. 4 M. 80 Pf.

Julius Wolff, Der Rattenfänger von Hameln. Eine Abentheure. Mit Illustrationen von P. Grot Johann. Einundfiebzigstes Tausend. Gebunden 4 M. 80 Pf.

Wilhelm Raabe, Horader. Mit Illustrationen von P. Grot Johann. Neunte Auflage. Geb. 4 M.

Friedrich Bodenstedt, Theater. (Kaiser Paul. — Wandlungen.) Gebunden 4 M.

Anastasiuß Grün, In der Veranda. Eine dichterische Nachlese. Dritte Auflage. Geb. 4 M.

Julius Wolff, Schauspiele. Zweite Auflage. Geb. 4 M. 80 Pf.

Carl Siebel, Dichtungen. Gesammelt von seinen Freunden. Herausgegeben von Emil Rittershaus. Gebunden 4 M.

Wilhelm Raabe, Die Chronik der Sperlingsgasse. Neue Ausgabe, mit Illustrationen von Ernst Bosh. Dreißigste Auflage. Geb. 4 M.

Julius Wolff, Der wilde Jäger. Eine Waldmannsmär. Einundneunzigstes Tausend. Geb. 4 M. 80 Pf.

Hermann Lingg, Schlußsteine. Neue Gedichte. Geb. 4 M.

Julius Wolff, Tannhäuser. Ein Minnesang. Mit Porträtgravierung. Zwei Bände. Vierzigstes Tausend. Geb. 9 M. 60 Pf.

Julius Wolff, Singuf. Rattenfängerlieder. Sechzehntes Tausend. Gebunden 4 M. 80 Pf.

Julius Grosse, Gedichte. Mit einer Buchst. von Paul Heyse. Geb. 4 M.

Julius Wolff, Der Süßmeister. Eine alte Stadtgeschichte. Zwei Bände. Vierzigstes Tausend. Geb. 9 M. 60 Pf.

N. von der Elbe, Der Bürgermeisterturm. Ein Roman aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Zweite Auflage. Geb. 7 M.

Julius Wolff, Der Raubgraf. Eine Geschichte aus dem Harzgau. Neunundvierzigstes Tausend. Geb. 7 M.

Julius Grosse, Der getreue Eckart. Roman in zwölf Büchern. Zwei Bände. Zweite Auflage. Geb. 9 M. 60 Pf.

Theodor Fontane, Unterm Birnbaum. Eine Novelle. Geb. 4 M.

Wilhelm Raabe, Unruhige Gäste. Ein Roman aus dem Säkulum. Dritte Auflage. Geb. 4 M.

Julius Wolff, Lurlei. Eine Romanze. Siebenundfünfzigstes Tausend. Geb. 6 M.

Wilhelm Raabe, Im alten Eisen. Eine Erzählung. Dritte Auflage. Gebunden 4 M.

Arthur Drewß, Frold. Eine Rhapsodie in sechs Gefängen. Geb. 4 M.

(Fortsetzung nebenstehend)

Inhalt der Grote'schen Sammlung von Werken zeitgenössischer Schriftsteller

(Fortsetzung)

Julius Wolff, Das Recht der Hage-
stolze. Eine Heiratsgeschichte aus dem
Medertal. Vierunddreißigstes Tausend.
Geb. 7 M.

Wilhelm Jordan, Zwei Wiegen.
Ein Roman. Neue Ausgabe. Fünftes
Tausend. Zwei Bände. Geb. 7 M.

Guido List, Carnuntum. Historischer
Roman aus dem vierten Jahrhundert
n. Chr. Zwei Bände. Geb. 8 M.

Julius Wolff, Die Pappenheimer.
Ein Reiterlied. Dreiundzwanzigstes
Tausend. Geb. 6 M.

Ernst Eckstein, Murillo. Dritte
Auflage. Geb. 3 M.

Ernst Eckstein, Gertha. Roman.
Dritte Auflage. Geb. 8 M.

A. von der Elbe, In seinen Fuß-
stapfen. Roman aus Lüneburgs Vor-
zeit. Geb. 7 M.

Großfürst Konstantin, Gedichte.
In freier Nachbildung von Julius
Grosse. Geb. 4 M.

Julius Wolff, Renata. Eine Dich-
tung. Neunundzwanzigstes Tausend.
Geb. 6 M.

Anton Springer, Aus meinem
Leben. Mit zwei Bildnissen. Ge-
bunden 7 M.

Gräfin von Haugwitz, Eines
Kaisers Traum. Dichtung. Geb. 4 M.

Anton Dhorn, Der Ordensmeister.
Eine deutsche Minne- und Helldenmär.
Geb. 4 M.

Hermann Lüders, Unter drei Kai-
sern. Malerfahrten. Mit 221 Illustr.
vom Verf. Zwei Bände. Geb. 9 M. 60 Pf.

Ernst Eckstein, Themiä. Roman.
Zwei Bände. Geb. 9 M. 60 Pf.

Julius Wolff, Der fliegende Hol-
länder. Eine Seemannsage. Dreißigstes
Tausend. Geb. 5 M.

Ernst Julius Hähnel's Litera-
rische Reliquien. Herausgegeben
von Julius Grosse. Geb. 6 M.

Ernst Eckstein, Der Mönch vom
Abentin. Novelle. Dritte Auflage.
Geb. 4 M.

Ludwig Ganghofer, Doppelte
Wahrheit. Neue Novellen. Viertes
Tausend. Geb. 5 M.

Maria Janitschek, Atlas. Novelle.
Geb. 2 M.

Ernst Eckstein, Familie Hartwig.
Roman. Zweite Auflage. Geb. 8 M.

Maria Janitschek, Pfadfinder.
Vier Novellen. Geb. 4 M.

Julius Wolff, Das schwarze Weib.
Roman aus dem Bauernkriege. Ein-
undzwanzigstes Tausend. Geb. 7 M.

Ernst Eckstein, Hyparissos. Roman.
Zweite Auflage. Geb. 8 M.

Julius Wolff, Aus dem Felde.
Nebst einem Anhang: Im neuen
Reich. Dritte, vermehrte Auflage. Geb.
2 M. 50 Pf.

Konrad Tilmann, Böhemiens Ro-
man. Geb. 6 M.

(Fortsetzung umstehend)

Inhalt der Grote'schen Sammlung von Werken zeitgenössischer Schriftsteller

(Fortsetzung)

-
- | | |
|--|---|
| <p>Ola Hansson, Der Schutengel.
Roman. Geb. 4 M.</p> <p>Ernst Eckstein, Roderich Döhr.
Roman. Zweite Auflage. Geb. 8 M.</p> <p>Julius Wolff, Assalide. Dichtung
aus der Zeit der provençalischen Trou-
badours. Fünfzehntes Tausend. Geb. 6 M.</p> <p>Ernst Eckstein, Adotja. Novellen.
Geb. 6 M. 50 Pf.</p> <p>Ernst Eckstein, Die Hege von
Glaustädt. Roman. Zweite Auflage.
Geb. 8 M.</p> <p>Gustav Frenssen, Die drei Ge-
treuen. Roman. Fünfzigstes Tausend.
Geb. 5 M.</p> <p>Julius Wolff, Der Landsknecht
von Cochem. Ein Sang von der
Mosel. Achtzehntes Tausend. Geb. 6 M.</p> <p>Freiherr von Schlicht, Die feind-
lichen Waffen. Humor. Roman. Geb.
4 M. 50 Pf.</p> <p>Heinrich Steinhäusen, Heinrich
Zwiefels Ängste. Eine Spießhagener
Geschichte. Geb. 5 M.</p> <p>Ludwig Ganghofer, Das Schwe-
gen im Walde. Roman in zwei
Bänden. Vierzehntes Tausend. Geb.
in 1 Band 8 M., in 2 Bände 8 M. 50 Pf.</p> <p>Julius Wolff, Der fahrende
Schüler. Eine Dichtung. Vierzehntes
Tausend. Geb. 6 M.</p> <p>Gustaf Dickschuth, Wie der Deut-
nant Hubertus von Barnim sich
verloben wollte und anderes.
Novellen. Geb. 4 M.</p> | <p>Gustav Frenssen, Die Sandgräfin.
Roman. Dreiundzwanzigstes Tausend.
Geb. 5 M.</p> <p>Robert Wendlandt, Der Wendens-
hof. Roman. Geb. 4 M. 50 Pf.</p> <p>Hermann Heiberg, Reiche Leute
von einst. Roman. Geb. 4 M.</p> <p>Gustav Frenssen, Förn Uhl. Roman
Hundertsechzigstes Tausend. Gebunden
5 M.</p> <p>Victor Blüthgen, Gedichte. Neue
vermehrte Ausgabe. Geb. 4 M.</p> <p>Wilhelm Raabe, Nach dem große
Kriege. Eine Geschichte in zwölf Briefen
Zweite Auflage. Geb. 3 M. 50 Pf.</p> <p>Hans Hopfen, Gotthard Lingen
Fahrt nach dem Glück. Roman.
Geb. 5 M.</p> <p>Julius Wolff, Die Hohlkönigs-
burg. Eine Fehdegeschichte aus der
Bäsgau. Einundzwanzigstes Tausend
Geb. 6 M.</p> <p>Johannes Trojan, Auf der ar-
deren Seite. Streifzüge am Ontari
See. Geb. 3 M.</p> <p>Wilhelm Raabe, Die Kinder von
Finkenrode. Dritte, durchgesehene
Ausgabe. Geb. 4 M.</p> <p>Johannes Trojan, Berliner Wi-
der. Hundert Momentaufnahmen. Zwe-
te Auflage. Geb. 4 M.</p> <p>Joseph Lauff, Pittje Pittjewi
Ein Roman, vom Niederrhein. G
5 M.</p> |
|--|---|
-

**This book is under no circumstances to be
taken from the Building**

[illegible]

